

**JÜDISCHE IDENTITÄTEN AM BEISPIEL DER
SCHWEIZ**
VIELFALT UND ENTWICKLUNGSPROZESSE

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der
Universität Zürich

vorgelegt von
Jeannine Zeirah Orban
von Basel / BS

Angenommen im Sommersemester 2005 auf Antrag von Herrn
Prof. Dr. H.S. Herzka

Basel, 2008

Danksagung

Mein Dank geht an Prof. Dr. H. S. Herzka, welcher mit seinem grossen Wissen und seiner langjährigen Erfahrung meine Arbeit begleitete, mich unterstützte und mir wichtige Hilfestellungen gab. Er liess mir viel Raum, die Arbeit nach meinen Vorstellungen zu verwirklichen, und sie auf meine persönliche Weise zu gestalten. Auch zeigte er mir gegen-über in etwas kritischen Phasen sehr viel Geduld und Verständnis.

Meinen Eltern möchte ich in vielfacher Weise danken. Sie sind mir immer beigestanden und haben mich sowohl emotional als auch in praktischer Hinsicht sehr unterstützt. Ich danke meinem Vater, Ivan Orban, dass er meine Arbeit gelesen und mir mit seiner konstruktiven Kritik viele wichtige Vorschläge gemacht hat. Seine Anregungen halfen mir sehr, diese Dissertation zu vollenden. Dank der Hilfe meiner Mutter, Marianne Orban, war es mir überhaupt möglich, den zeitlichen Rahmen zu finden, um diese Dissertation zu schreiben. Sie kümmerte sich viele Stunden um meine zwei Kinder, damit ich an der Dissertation schreiben konnte. Zudem war ihre grosse psychische Unterstützung sehr wesentlich für mich. Meinen Eltern habe ich aber vor allem zu danken, dass sie mich gelehrt haben, mein mehrkulturelles Dasein stets offen zu leben, und dass sie mir das Judentum als innere Heimat und die Schweiz als äussere Heimat vermittelten.

Betty Vogt-Moosbrugger danke ich für die vielen Stunden, welche sie mit der Korrektur der Orthographie verbracht hat. Sie war mir eine grosse Hilfe.

Peter Holzer möchte ich danken, dass er mir mit dem Layout der Dissertation geholfen hat. Mit seinem grossen Einsatz hat er mir und meiner Arbeit einen sehr grossen Dienst geleistet. Auch als Freund war er immer für mich da.

Den folgenden Personen möchte ich für ihre grosse psychische Unterstützung danken. Sie gaben mir Mut, hörten sich meine Probleme an und halfen mir, an mich selbst zu glauben: Mireille Bruno-Vogt, Rahel Hager, Elisabeth Ottersbach-Schwarz und Katalin Bloch-Szentágothai.

Zuletzt möchte ich meinem Ehemann, Amir Zeirah, von ganzem Herzen danken. Er war mir während dieser langen Zeit, in welcher die Dissertation entstand, immer die wichtigste Stütze. Er gab mir auch in schwierigen Zeiten Halt und Kraft, half mir mit Taten und Worten und ermutigte mich, meinen Weg zu gehen. Unsere Gespräche und Diskussionen über die Arbeit verhalfen mir zu

wichtigen Anregungen und Ideen. Vor allem verdanke ich ihm, dass wir mit den Kindern ein gemeinsames Zuhause gestalten können, in dem ich mich geborgen fühlen und entfalten kann.

Für Amir

Inhaltsverzeichnis

1	EINFÜHRUNG.....	1
2	FORM DER BEFRAGUNG.....	3
2.1	Methodik.....	3
2.2	Auswahl und Vorgehen.....	3
	Fragebogenuntersuchung.....	3
	Interviews.....	7
	Klassengespräche der 4. Klasse der Jüdischen Primarschule Basel und der 5. und 6. Klasse der Noam Schule Zürich.....	9
3	DER IDENTITÄTSBEGRIFF IN DER PSYCHOLOGIE.....	11
1.1	Definition und Erklärungsansätze.....	11
1.2	Die Folgen der Globalisierung auf die Identitätsbildung.....	15
4	DIE JÜDISCHE IDENTITÄT.....	19
4.1	Literatur.....	19
4.1.1	Die uneinheitliche Definition des Begriffs des Judentums als eine der Ursachen des Identitätskonfliktes.....	19
4.1.2	Zweifache Zugehörigkeit/Identifikation.....	22
4.1.3	Sieben Modelle der jüdischen Identität.....	24
4.2	Untersuchungsbefunde.....	29
4.2.1	Analyse der Fragebogen.....	29
4.2.2	Analyse der Interviews.....	35
5	DIE AUSWIRKUNGEN DES NATIONALSOZIALISMUS AUF DIE BILDUNG DER JÜDISCHEN IDENTITÄT.....	69
5.1	LITERATUR.....	69
5.1.1	Einführung.....	69
5.1.2	Survivor-Identität.....	70
5.1.3	Die Zweite und Dritte Generation.....	71
5.1.4	Die transgenerationale Transmission des Traumas.....	77
5.1.5	Diskussion der Opferidentität.....	81
5.2	UNTERSUCHUNGSBEFUNDE.....	84
5.2.1	Einführung.....	84
5.2.2	Analyse der Fragebogen.....	84
5.2.3	Analyse der Interviews.....	87
6	ISRAEL ALS TEIL DER JÜDISCHEN IDENTITÄT.....	113
6.1	Einführung.....	113
6.2	Israel als eigentliche Heimat?.....	114
6.2.1	Analyse der Interviews.....	114
6.2.2	Analyse der Fragebogen.....	126
6.3	Die Juden als „unfreiwillige“ Vertreter Israels - Fragen der Loyalität.....	128
6.3.1	Analyse der Interviews.....	128
6.3.2	Analyse der Fragebogen.....	137
6.4	Israel im Vergleich zur Schweiz.....	138
6.4.1	Sicherheit und Ängste.....	138
6.4.2	Wirtschaftliche Situation.....	140
6.4.3	Der jüdische Alltag.....	142
7	JÜDISCHE IDENTITÄT IN DER SCHWEIZ.....	147
7.1	Literatur.....	147
7.1.1	Geschichtlicher Rückblick zum Verhältnis der Schweiz gegenüber den Juden.....	147
7.1.2	Schweizer Flüchtlingspolitik im 2. Weltkrieg.....	149
7.1.3	Konflikte von Schweizer Juden in der Gegenwart.....	163

7.1.4	Vier Lösungsversuche zur Bewältigung des Identitätskonfliktes	165
7.1.5	Integration zweier Kulturen – ein dialogischer Ansatz.....	168
7.2	Untersuchungsbefunde.....	173
7.2.1	Analyse der Interviews.....	173
7.2.2	Analyse der Fragebogen.....	267
8	DISKUSSION.....	277
9	SCHLUSSWORT UND ZUSAMMENFASSUNG.....	283
A.	Grafiken	291
B.	Liste der Fragebogenteilnehmer und –teilnehmerinnen.....	297
C.	Liste der Interviewteilnehmer und -teilnehmerinnen.....	299
	Literaturverzeichnis	301
	Curriculum Vitae.....	307

1 EINFÜHRUNG

Die Dissertation beschäftigt sich mit der mehrfachen kulturellen Identität von jüdischen Menschen in der Schweiz. Die Arbeit verfolgt zwei unterschiedliche Ziele: Zum einen soll sie zu einem besseren Verständnis der jüdischen Minderheit in der Schweiz beitragen, verschiedene Aspekte des multikulturellen Daseins und daraus entstehende Identitätskonflikte erläutern. Das Wissen der Schweizer Bevölkerung über ihre jüdischen Mitbewohner ist mehrheitlich gering, es herrschen Vorurteile, welche zu Missverständnissen, aber auch zu zunehmendem Antisemitismus führen. Die vorhandene Literatur über diese Thematik ist beschränkt, es bestehen Schranken zu einzelnen Themengebieten, wie beispielsweise die geschichtliche Beziehung der Schweiz zu den Juden – diese Arbeit hingegen möchte ein ganzheitliches Bild vermitteln.

Zum anderen soll die Arbeit als generelles Beispiel des multikulturellen Lebens und der damit einhergehenden Herausforderung des Menschen in der Gegenwart dienen. Wir leben in einem Zeitalter zunehmender Globalisierung, die Auseinandersetzung mit verschiedenen Identitäten betrifft nicht nur Minderheiten; heutzutage ist jedes Individuum mit dieser Tatsache konfrontiert. Obwohl sich die Arbeit mit sehr spezifischen Aspekten der jüdischen Identität befasst, können gewisse Grundthematiken des multikulturellen Daseins verallgemeinert werden.

Zuerst werden das Vorgehen und die Methodik der Untersuchungen vorgestellt (Kap. 2). Es wurden insgesamt 70 junge erwachsene jüdische Menschen, 32 Frauen und 38 Männer, in einer Fragebogenuntersuchung nach ihrer jüdischen Identität in der Schweiz befragt. Ferner wurden die Aussagen von 17 Schweizer Juden und Jüdinnen aus dieser Stichprobe in einem Interview ausführlicher analysiert. Die Gesprächspartner und -partnerinnen stammen aus sehr unterschiedlichen religiösen Orientierungen innerhalb des Judentums. Nach einer kurzen Beschreibung des Identitätsbegriffes in der Psychologie (Kap. 3), interessiert die jüdische Identität im spezifischen (Kap. 4). Sieben Modelle der jüdischen Identität in ihrer chronologischen Abfolge werden vorgestellt und verschiedene Teilaspekte wie Religiosität, Glaube, Tradition und soziales Umfeld untersucht und analysiert. Die unterschiedlichen Befunde zu den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Bildung der jüdischen Identität werden erklärt (Kap. 5). Es wird aufgezeigt, dass viele Juden und Jüdinnen in der Schweiz auch heute noch durch ihre familiäre Geschichte von den damaligen Ereignissen betroffen sind. Israel als Teil der jüdischen Identität wirft Fragen nach heimatlichen Gefühlen, aber auch der Solidarität

auf und fordert einen Vergleich der beiden Länder (Kap. 6). Das Wesen der jüdischen Identität in der Schweiz bildet die Kernfrage dieser Doktorarbeit (Kap. 7). Die literarische Besprechung hinterfragt die Schweizer Flüchtlingspolitik im 2. Weltkrieg und erläutert die doppelte Loyalität des Judentums, aber auch Wertekonflikte, welche durch die Konfrontation zwischen modernen und traditionellen Werten entstehen. Vier Lösungsversuche zur Bewältigung des Identitätskonfliktes werden präsentiert: Assimilation oder Absonderung, Identifikation mit dem Aggressor, Auswanderung und kognitive Lösung eines affektiven Problems. Die Analyse der Interviews und der Fragebogen fokussiert konkrete Schwerpunkte der schweizerischen Identität der jüdischen Bevölkerung und erläutert, inwiefern die Schweiz für diese Heimat und Zugehörigkeit bedeutet. Konkrete Spannungsfelder wie Freundeskreis und Partnerschaft, Schule, Arbeit, Familie und Antisemitismus werden thematisiert und mögliche Bewältigungsstrategien dargelegt. Es wird ein Weg gesucht, um die Konfliktebene, welche das multikulturelle Dasein für das Individuum darstellt, zu verlassen. Als Lösungsversuch wird der dialogische Ansatz vorgestellt, welcher die Akzeptanz von Widersprüchen und das Zusammenfügen der einzelnen Teile zu einem individuellen Ganzen hervorhebt. In der Diskussion (Kap. 8) werden die grundlegenden Fragen dieser Doktorarbeit, wie beispielsweise die Kennzeichen jüdischer Identität in der Schweiz, nochmals diskutiert. Abschliessend werden die Ergebnisse und die wichtigsten Aussagen dieser Arbeit zusammengefasst (Kap. 9).

Diese Doktorarbeit lässt die Betroffenen sprechen und gibt ihnen die Möglichkeit, ihr Leben und ihre Konflikte selbst darzustellen. Die Berichte der Untersuchungspartner und –partnerinnen zeigen das vielfältige Dasein der Juden und Jüdinnen in der Schweiz auf, verdeutlichen das unterschiedliche jüdische Leben in der Schweiz, zeigen welche Identitätsproblematiken und Konfliktebenen entstehen können, aber auch welcher persönliche Gewinn durch die multikulturelle Wirklichkeit gewonnen werden kann. Trotz aller Unterschiedlichkeit verbindet das Kollektive der jüdischen Identität die verschiedenen Individuen, sei dies auf religiöser, kultureller, familiärer, sozialer oder geschichtlicher Ebene oder durch die Stigmatisierung der Aussenwelt. Die Juden und Jüdinnen in der Schweiz stellen eine sehr kleine Minderheit der Bevölkerung dar, nichtsdestoweniger ist der Antisemitismus eine steigende Bedrohung. Es ist von grosser Notwendigkeit, dass die Politik und die Gesellschaft lernen, dieser wie auch anderen Minderheiten mit Offenheit und Toleranz und ohne mystische Vorstellungen direkt zu begegnen. Zudem muss die jüdische Gemeinschaft einen Weg finden, ihre verschiedenen kulturellen Identitäten zu akzeptieren, zu leben, und sich gleichzeitig nicht gegen aussen zu verschliessen.

2 FORM DER BEFRAGUNG

2.1 Methodik

Diese Dissertation behandelt ein bisher kaum erforschtes Gebiet - über die Identität von jüdischen Kindern und Jugendlichen in der Schweiz existieren wenige Untersuchungen. Diese Arbeit vermittelt einen Einblick in die Erlebnis- und Gefühlswelt jüdischer Menschen in der Schweiz und zeigt deren Situation und Konflikte auf.

Für die vorliegenden Untersuchungen wurde ein qualitatives Vorgehen gewählt, da es nicht um die statistische Generalisierbarkeit der Ergebnisse, sondern um die Erfassung potentieller Konflikte geht. Qualitative Untersuchungen ermöglichen es, individuelle Variationen zu erfassen und der Persönlichkeit und Geschichte eines Individuums gerecht zu werden. Sie gelten besonders bei denjenigen Themen als angemessener, die bisher noch wenig erforscht sind und im Sinne einer Pilotstudie als Grundlage für eine weitergehende Bearbeitung verwendet werden können. Zudem ist es wegen der grossen Zahl jüdischer Identitätsformen nicht möglich, im Rahmen einer Dissertation eine repräsentative Stichprobe von jüdischen Kindern zu erhalten.

Die Thematik dieser Arbeit ist diffizil und erforderte eine behutsame Vorgehensweise. Die psychosoziale Situation jüdischer Menschen in der Schweiz ist ein emotional stark besetztes Thema. Es treten oft Widerstände in Form von Angst, Misstrauen, Selbstschutz und empfindlicher Reaktionen auf. Es musste vermieden werden, auf die Befragten Druck auszuüben, um somit keine Aussagen zu provozieren, für welche die eigentliche innere Bereitschaft fehlte. Deshalb wurden die Untersuchten zu keinerlei Äusserungen gedrängt, es wurde ihnen selbst überlassen, inwiefern sie sich öffnen und ihre Geschichte präsentieren wollten.

2.2 Auswahl und Vorgehen

Fragebogenuntersuchung

Die Dissertation stützt sich auf zwei unterschiedliche Forschungsarbeiten, auf eine Fragebogenuntersuchung einerseits und auf Interviews mit jungen jüdischen Erwachsenen andererseits. Ergänzend wurden Klassengespräche in Primarschulen, welche die Autorin zu einem

früheren Zeitpunkt während ihrer Diplomarbeit durchgeführt und nicht publiziert hatte, hinzugezogen.

Als erstes wurde eine Fragebogenuntersuchung bei 70 jungen jüdischen Erwachsenen, 32 Frauen und 38 Männern im Alter zwischen 20 und 42 Jahren vorgenommen. Es konnte nicht auf bereits bestehendes Material zurückgegriffen werden, da es keine standardisierten Instrumente zur Bewertung der jüdischen Identität gibt. Aus diesem Grund wurde ein ad-hoc-Fragebogen entwickelt, welcher auf wichtige Fragestellungen der Literatur eingeht, aber auch aus dem eigenen Erfahrungsschatz der Autorin schöpfte. Die Fragebogen wurden an 120 Personen aus dem erweiterten Bekanntenkreis der Autorin verschickt – die Zusammenstellung der 70 zurückgesandten Fragebogen war demnach zufällig, weshalb die Auswahl der Befragten nicht nach bestimmten Kriterien (Geschlecht, Alter, Religiosität...) bestimmt werden konnte.

Der Fragebogen war themenzentriert. Zu Beginn wurden Daten zur Persönlichkeit, wie Alter, Geschlecht, schulischer Werdegang (inklusive der Frage nach besuchten jüdischen Schulen), Muttersprache und Nationalität, ferner Datenmaterial zu den Eltern (Nationalität, Geburtsort, Jahrgang, Religion) aufgenommen. Danach wurden die Fragen in 10 Hauptkategorien unterteilt, denen detaillierte Fragestellungen zugeordnet wurden. Die Fragen bezogen sich retrospektiv auf die Jugendzeit. Teilweise waren Antwortmöglichkeiten vorgegeben, wobei mehrere Antworten gleichzeitig angekreuzt werden konnten, zum Teil waren es offene Fragen, bei denen die Befragten frei antworten konnten. Im folgenden werden die Fragestellungen der 10 Hauptkategorien aufgeführt:

1. Nationalsozialismus

- Inwiefern waren Grosseltern mütterlicherseits und väterlicherseits vom Nationalsozialismus direkt betroffen? (Antwortmöglichkeiten: nicht direkt betroffen, Judenstern tragen, Arbeitslager, Konzentrationslager, Versteck, Illegalität, Sonstiges...)
- Inwiefern waren Vater oder Mutter vom Nationalsozialismus direkt betroffen? (Antwortmöglichkeiten: nicht direkt betroffen, Judenstern tragen, Arbeitslager, Konzentrationslager, Versteck, Illegalität, Sonstiges...)
- Wurde während der Jugendzeit mit den Grosseltern mütterlicherseits und väterlicherseits über deren Erlebnisse während des Nationalsozialismus gesprochen? (Antwortmöglichkeiten: viel, manchmal, wenig, gar nicht)

- Wurde während der Jugendzeit mit dem Vater und der Mutter über deren Erlebnisse während des Nationalsozialismus gesprochen? (Antwortmöglichkeiten: viel, manchmal, wenig, gar nicht)

2. Freundeskreis

- Verteilung des Freundeskreises bezüglich Religionszugehörigkeit während der Jugendzeit? (Antwortmöglichkeiten: jüdisch, nichtjüdisch, gemischt)
- Mitgliedschaft in einem jüdischen Jugendbund (Antwortmöglichkeiten: Ja, im..., Nein)

3. Religiosität und Tradition

- Ausprägung der Gläubigkeit während Jugendzeit? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)
- Verbundenheit mit jüdischer Tradition (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)
- Inwiefern wurde das Judentum während der Jugend praktiziert? (Antwortmöglichkeiten: Sabbat einhalten..., Feiertage einhalten..., Häufigkeit und Anlass der Synagogenbesuche..., Sonstige Traditionen...)

4. Zugehörigkeit: Schweiz

- Wurde die Schweiz als Heimat empfunden? (Antwortmöglichkeiten: Ja, Nein)
- Zugehörigkeitsgefühl zur Schweiz? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)
- Welche Motive verbanden die Person mit der Schweiz? (Antwortmöglichkeiten: politische Motive, wirtschaftliche Motive, soziale Motive, kulturelle Motive, familiäre Motive, Sonstiges...)
- Wichtigkeit einer Beziehung zu Schweizer Partner, Partnerin? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, gar nicht)
- Wichtigkeit, dass zukünftiger Ehemann, zukünftige Ehefrau, Schweizer bzw. Schweizerin ist? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, gar nicht)
- Hat sich Person während der Jugendzeit darüber Gedanken gemacht, ob zukünftige Kinder eine schweizerische Identität haben sollen, wenn ja, wie wichtig war es der Person? (Antwortmöglichkeiten: ja, sehr wichtig, ja, ziemlich wichtig, ja gar nicht wichtig, nein)

5. Zugehörigkeit Judentum

- Gefühl der Zugehörigkeit zum Judentum? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)
- Verbindungsmotive zum Judentum? (freie Antwortmöglichkeiten)
- Wichtigkeit einer Beziehung zu jüdischem Partner, jüdischer Partnerin? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, gar nicht)
- Wichtigkeit, dass zukünftiger Ehemann, zukünftige Ehefrau, jüdisch ist? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, gar nicht)
- Hat sich Person während der Jugendzeit darüber Gedanken gemacht, ob zukünftige Kinder jüdisch erzogen werden sollen, wenn ja, wie wichtig war es der Person? (Antwortmöglichkeiten: ja, sehr wichtig, ja, ziemlich wichtig, ja gar nicht wichtig, nein)

6. Kulturelle Identifikation

- Identifikation mit Judentum als Kultur? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)
- Identifikation mit Schweizer Kultur? (Antwortmöglichkeiten: sehr, ziemlich, wenig, gar nicht)

7. Antisemitismus

- Antisemitische Erlebnisse während der Jugendzeit? (offene Antwortmöglichkeiten)
- Reaktion auf Antisemitismus (Antwortmöglichkeiten: Rückzug, gar nicht, Gegenwehr, Sonstiges...)
- Gefühle bei antisemitischen Äusserungen und Handlungen bezüglich jüdischer Identität? (Antwortmöglichkeiten: Gleichgültigkeit, Wut, Angst, Stolz, Scham, Sonstiges...)

8. 50. Jahrestag zum Ende des 2. Weltkrieges

- Empfindungen gegenüber der Schweiz bezüglich 50. Jahrestag zum Ende des 2. Weltkrieges? (Antwortmöglichkeiten: Wut, Unverständnis, Gleichgültigkeit, Verständnis, versöhnliche Gefühle, Sonstiges...)
- Gefühl als Jude/Jüdin während den Feierlichkeiten? (Antwortmöglichkeiten, Aussenseiter/in, durchschnittliche/r Schweizer/in, Sonstiges...)

9. Israel

- Einstellung gegenüber dem Staat Israel? (Antwortmöglichkeiten: ablehnend, kritisch, bedingt loyal, loyal, Sonstiges...)
- Persönliche Bedeutung von Israel? (Antwortmöglichkeiten: eigentliche Heimat, zweite Heimat, Zufluchtsort, religiöses Zentrum, keine Sonderstellung, Sonstiges...)

10. Konflikte durch doppelte Identität und mögliche Lösungswege

- Konflikte in der Schule – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)
- Konflikte in der Lehre/ am Arbeitsplatz – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)
- Konflikte in der Familie – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)
- Konflikte im Freundeskreis – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)
- Konflikte in Beziehungen – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)
- Sonstige persönliche Konflikte (z.B. im Militär) – Bewältigungsstrategien (offene Antwortmöglichkeiten)

Im Begleitbrief wurden die Befragten aufgefordert, sich bei Interesse an einem persönlichen Interview zur selben Thematik, bei der Autorin zu melden.

Interviews

Anhand der Fragebogenuntersuchung meldeten sich 17 junge jüdische Erwachsene, 7 Frauen und 10 Männer, zu einem Interview. Wie bereits erwähnt, war die Wahl der Personen zufällig und entsprach keinen besonderen Auswahlkriterien. Die Interviewpartner und –partnerinnen sind jüdische Menschen mit sehr unterschiedlichem religiösem Hintergrund. Einige stammen aus orthodoxem Haus und praktizierten das Judentum in streng religiöser Weise: sie halten sich an die meisten religiösen Gesetze, d.h. sie leben beispielsweise die Gebote des Sabbats und der Feiertage, essen nur bestimmte Nahrungsmittel nach den Vorschriften des „Kaschruts“ und entsprechen auch in ihrem äusseren Erscheinungsbild (Kopfbedeckung) den orthodoxen Normen. Die Mehrheit hat einen religiös-liberalen Hintergrund, welcher in unterschiedlicher Weise gelebt wurde, und nur wenige Personen hatten in ihrer Kindheit und Jugend kaum Kontakt zur jüdischen Religion. Der jüngste Befragte ist 21, der Älteste 42 Jahre alt, die Mehrheit ist zwischen 23 und 30 Jahren.

Für die Gespräche wurde ein offenes, themenzentriertes Interview gewählt. Die Gesprächspartner und –partnerinnen wurden zu bestimmten Themen befragt, es wurde ihnen jedoch selbst überlassen, inwiefern und wie detailliert sie sich zu den angesprochenen Fragen äussern wollten. Der Verlauf und die Dauer der Interviews verliefen sehr unterschiedlich, einige Personen erzählten in sehr persönlicher und ausführlicher Weise über ihre Geschichte und Gefühle, andere antworteten eher distanziert und sachlich – im Durchschnitt dauerte ein Interview etwa eine Stunde. Die Fragen bezogen sich zum einen retrospektiv auf Erlebnisse und Gefühle während der Kindheit und Jugendzeit, zum anderen interessierte aber auch die gegenwärtige Situation, um den Verlauf erfassen und analysieren zu können.

Das Interview stützte sich auf die Fragebogen, welche die Befragten zuvor bereits ausgefüllt hatten, die Schwerpunkte der Gespräche werden im folgenden stichwortartig aufgeführt:

1. Nationalsozialismus:

Familiäre Geschichte, Umgang mit der Geschichte innerhalb der Familie, Beschäftigung mit dem 2. Weltkrieg, persönliche Belastung und Prägung durch familiäres Schicksal oder generell durch die Geschichte des eigenen Volkes, Umgang mit Geschehenem, Emotionen, Ängste bezüglich Nationalsozialismus, Gefühl der Verantwortung gegenüber der Geschichte.

2. Freundeskreis und Partnerschaft:

Soziales Umfeld, Zusammensetzung des Freundeskreises bezüglich Religionszugehörigkeit und eventuelle Unterschiede in der Art der Beziehung, Zugehörigkeitsgefühle zu bestimmten Gruppierungen, Konflikte je nach Freundeskreis (jüdisch und nichtjüdisch), Mitgliedschaft in einem Jugendbund und eventuelle Prägung, Beziehungsprobleme bezüglich Religion (familiär, sozial, intrapsychisch), Fragen der jüdischen Erziehung zukünftiger Kinder.

3. Religiosität, Glaube, Tradition

Jüdische Identität, Form der Religiosität, Praktizieren des Judentums, familiäres Umfeld und familiäre Prägung und Spannungsfelder, Verbundenheit zum Judentum, religiöser Glaube, Identifizierung mit jüdischer Tradition, Kultur und Geschichte, soziale und nationale Identität, Konflikte zwischen verschiedenen Schattierungen innerhalb des Judentums.

4. Israel

Fragen der Loyalität, Identifikation mit dem Staat Israel, heimatliche Gefühle, Auswanderungsgedanken, die Rolle des „unfreiwilligen“ Vertreters des jüdischen Staates, Israel im Vergleich zur Schweiz.

5. Schweizerische Identität

Verbundenheit und Zugehörigkeit zur Schweiz, Identifikation mit dem Land, Schweiz als Heimat, Schweizer Kultur und Mentalität, Kantonspatriotismus, soziales, politisches und wirtschaftliches Umfeld.

6. Jüdische Identität in der Schweiz: Konflikte und Bereicherung

Soziale und familiäre Spannungsfelder, Konflikte während der Schulzeit und in der Arbeitswelt, Wertekonflikte, Loyalitätskonflikte, innerjüdische Konflikte, Anderssein, Strategien zur Bewältigung bestehender Schwierigkeiten, Vergleich der jüdischen und schweizerischen Identität, Bereicherung durch mehrfache Identität.

7. Antisemitismus und Umgang mit der Geschichte

Antisemitismus in der Schule, am Arbeitsplatz, im Militär und generell in der Gesellschaft, Unwissenheit der Bevölkerung, Ausgrenzung, Reaktionen und Emotionen auf Antisemitismus, Toleranz und Offenheit der Gesellschaft.

Im Gegensatz zur Fragebogenuntersuchung konnte in den Interviews nicht nur genauer auf die Kindheit und Jugendzeit eingegangen, sondern es konnten auch Entwicklungsprozesse aufgezeigt werden. Diese Veränderungen, in welchen sehr unterschiedliche Phasen durchlebt werden können, sind ein wesentliches Merkmal des Identitätsfindungsprozesses.

Klassengespräche der 4. Klasse der Jüdischen Primarschule Basel und der 5. und 6. Klasse der Noam Schule Zürich

Die Fragebogenuntersuchung und die Interviews mit jungen jüdischen Erwachsenen sind die Grundpfeiler dieser Forschungsarbeit. Durch die folgenden Klassengespräche mit Kindern aus der jüdischen Primarschule Basel und Zürich, welche Teil der unpublizierten Diplomarbeit der Autorin sind, wurden einige Fragestellungen ergänzt. Während in den ersten beiden Forschungsarbeiten retrospektiv auf die Kindheit und Jugend zurückgeblickt wurde, ermöglicht die folgende Untersuchung den direkten Blickwinkel auf die Erlebnis- und Gefühlswelt von Kindern und kann somit als Vergleich bedeutend sein.

In der Lizentiatsarbeit wurden 3 Klassen der „Jüdischen Primarschule Basel“ und der „Noam Schule“, der jüdischen Primarschule in Zürich, untersucht. Es wurden eine vierte Klasse, eine fünfte und eine sechste Klasse interviewt. Insgesamt wurden 46 Schüler und Schülerinnen (20 Knaben, 26 Mädchen) im Alter zwischen 9 und 12 Jahren in Form eines Klassengesprächs über ihre jüdische Identität befragt.

Die 9-10 jährigen Kinder der 4. Klasse der „Jüdischen Primarschule Basel“, 3 Knaben und 6 Mädchen (ein Kind fehlte, da es krank war) setzten sich in einem Halbkreis zusammen. Das Gespräch dauerte insgesamt eine Schulstunde lang und wurde gemeinsam von der Lehrerin und der Autorin geleitet. Die Themen der Diskussion wurden an der Wandtafel wie folgt aufgezeichnet:

1) Freunde:

jüdisch oder nichtjüdisch

2) Spezielle Erlebnisse:

gute und schlechte Erlebnisse als Jude oder Jüdin

3) Anderssein:

Andere Erziehung der Eltern (jüdische Eltern sind grosszügiger oder strenger)

In der 5. und 6. Klasse der „Noam Schule“ in Zürich wurde eine Klassendiskussion durchgeführt, wobei sich sowohl der Lehrer der 5. Klasse wie auch die Lehrerin der 6. Klasse aus dem Gespräch heraushielten und nur als Beobachter bzw. Beobachterin fungierten. Die Kinder wurden von den Lehrkräften zuvor nicht auf das Thema vorbereitet. Die Themen der Diskussion waren bei beiden Klassen mit denjenigen identisch, welche der 4. Klasse der „Jüdischen Primarschule Basel“ vorgelegt wurden. Das Gespräch in der 5. Klasse (5 Knaben, 7 Mädchen) dauerte ca. 1 Stunde und 20 Minuten, bei einer 10minütigen Unterbrechung. Das Gespräch der 6. Klasse (7 Knaben, 8 Mädchen) wurde auf Grund der Dauer auf zwei Termine verteilt, das erste Gespräch dauerte ca. 1 Stunde und 15 Minuten, ohne Pause, das zweite ca. 45 Minuten.

Die Mehrheit der Kinder welche eine jüdische Primarschule besuchen, stammen aus religiös traditionellem Hause oder aus einer Familie mit einer starken jüdischen Identität. Die befragten Kinder erfüllen demnach gewisse Kriterien, welche jedoch nicht repräsentativ auf die gesamte jüdische Bevölkerung übertragen werden können.

3 DER IDENTITÄTSGRIFF IN DER PSYCHOLOGIE

1.1 Definition und Erklärungsansätze

Diese Arbeit beschäftigt sich mit dem vielfältigen Wesen der jüdischen Identität, mit dem Prozess ihrer Entstehung und den Einflussfaktoren, welche auf diese wirken. Dies setzt die Kenntnis über die unterschiedlichen Erklärungen und Definitionen des vielschichtigen Begriffs der Identität voraus. Aus diesem Grund wird nachfolgend der Identitätsbegriff in der Psychologie kurz erläutert.

In der Regel unterscheidet man die Identität des Menschen mit sich selbst von der Identifikation mit anderen Menschen und ihren Gruppenzielen. In früheren Zeiten, in welchen die Menschen in Stand und Klasse hineingeboren wurden, war ihr Lebensweg mehr oder weniger vorgezeichnet. Die Sozialisierung vollzog sich innerhalb der Familie und in den ihr angebundenen Sozialstrukturen. Das Sich-Einfügen in die erwartete Lebensführung bot soziale und menschliche Sicherheit, und der Sinn des Lebens ergab sich oft aus der Definition der zugewiesenen Rolle. In der Moderne findet oft nur die Primärsozialisation in der Familie statt, danach müssen immer neue Entscheidungen gefällt und der individuelle Lebensweg beschritten werden. Durch diese Betonung des Individuums werden Fragen nach der Bedeutung des Einzelnen in der Gesellschaft und Reflexionen über das „Ich“ dringlicher.

Es findet sich nur wenig Literatur, welche sich mit der Entwicklung des Identitätsbegriffes in der Psychologie beschäftigt. Pally (1997) begründet dies damit, dass im Zentrum vieler Forschungen der psychisch kranke Mensch steht, und deshalb die „Beschäftigung mit den Synthese- und Ganzwerdungsmöglichkeiten“ in den Hintergrund rückt. Sigmund Freud (1911/1914) verwendet den Begriff der Identität kaum, Teilaspekte von dieser werden jedoch in seiner differenzierten Betrachtung der Ich-Aspekte widerspiegelt. Freuds Betrachtungsweise unterstreicht die Zentralität der Sexualität. Sein Fokus ist defizitorientiert, d.h. nicht das Dasein des Menschen steht im Vordergrund, sondern die Unfähigkeit zu Sein, und der Krankheitsbegriff. Im Gegensatz zu Freud setzt sich Carl Gustav Jung intensiver mit dem Wesen der Identität auseinander. Im Zentrum seiner Anschauungen über Identität steht die Bezeichnung des undifferenzierten, urtümlichen Seelenzustandes, in welchem das eigene vom anderen nicht unterschieden werden kann. Jung sieht in der Identität eine archaische Stufe der Bewusstseinsentwicklung. Anders als Freud verfolgt Jung eine Gesundheitspsychologie, wobei Gesundheit kein Zustand, sondern ein Prozess, ein

„Unterwegssein“ darstellt. Diese Betonung des dynamischen Prozesses zeigt sich beispielsweise in Jungs (1935) Bezeichnung der „Individuation“, welche das Individuum als ein vom allgemeinen und von der kollektiven Psychologie unterschiedliches Wesen kennzeichnet. Diese Individuation führt zum Weg der eigenen Ganzheit:

„So enthalten die Tiefen, die Schichten äusserster Unbewusstheit, in unserem Traum zugleich den Schlüssel zur individuellen Ganzheit, mit anderen Worten zur Heilung. Die Bedeutung von ‚ganz‘ oder ‚Ganzheit‘ liegt im Heiligmachen oder Heilen (englisch: whole – holy, healing). Der Abstieg in die Tiefe führt zur Heilung. Er ist der Weg zum ganzen Sein.“
(S.145f.)

Zur Reihe der aktuellen Identitätstheoretiker gehört Carl Rogers, dessen Menschenbild viele Psychologen beeinflusste. Rogers (1976) beschreibt die Entwicklung des Individuums durch Differenzierung. Vor allem durch die Interaktion mit der Umwelt wird sich das Kind seiner Handlungen und somit seiner selbst immer mehr gewahr und entwickelt dadurch das Selbstkonzept. Erfahrungen werden selektiv wahrgenommen, was zu Inkongruenzen der Wahrnehmung zwischen Individuum und Umwelt führen kann. Identität im Sinne von Rogers bedeutet mit sich selbst identisch und mit seinem Organismus eins zu werden, zu sein was man ist, ohne verzerrte Wahrnehmungen und Selbstbetrug (Pally 1997). Als einer der wichtigsten Identitätstheoretiker gilt der Psychoanalytiker Erik Erikson. Erikson (1982) versuchte nicht den Begriff der Identität zu definieren, sondern hat zur Bewusstmachung der Problematik der Ich-Identität beigetragen. Er beschreibt wie Jugendliche versuchen, im Prozess der Identitätsbildung zurückliegende kindliche Identifikationen aufzuarbeiten. Sie müssen sich für Rollen und Wege entscheiden, um somit Vertrauen gewinnen, um Kontinuität und Einheit ihrer Identität ein Leben lang aufrechterhalten zu können. In seinem Entwicklungsmodell ist das Thema der Identitätsbildung stets präsent, Vorrang hat sie jedoch in der Phase der Adoleszenz. Sein Modell stützt sich auf die Vorstellung von Neubildung und Erweiterung, vom Können auf der Basis des Vorangegangenen. Es unterscheidet sich von vielen anderen darin, dass es nicht nur aufzeigt, welche Kompetenzen in der jeweiligen Phase errungen werden, sondern auch wie sich dementsprechend polare Fehlverhalten ausbilden können. Diese können zu massiven Beeinträchtigungen der persönlichen Entwicklung, zu Identitätsdiffusionen und somit zu schwerwiegenden Lebenskrisen führen. Für Erikson (1982) ist das von der Umwelt bestätigte Gefühl der eigenen Kontinuität der Bezugspunkt der Identität, er beschreibt dies in der Kristallisierung der Ich-Identität beim Jugendlichen:

„Die Integration, die nun in der Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen. Sie ist das innere Kapital, das zuvor in den Erfahrungen einander folgender Entwicklungsstufen angesammelt wurde, wenn eine erfolgreiche Identifikation zu einer erfolgreichen Ausrichtung der Grundtriebe des Individuums auf seine Begabung und Chancen geführt hat. [...] Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, einer Fähigkeit entspricht, eine innere Einheit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten. Dieses Selbstgefühl [...] wächst sich schliesslich zu einer Überzeugung aus, dass man auf eine erreichbare Zukunft zuschreitet, dass man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb einer nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt.“

(S.107)

Karl Hausser und Lothar Krappman sind Vertreter des dynamischen Identitätsverständnisses, im Zentrum ihrer Theorien steht das Zusammenspiel einzelner Identitätsfaktoren. Hausser unterscheidet zum einen die Identität als situative Erfahrung, welche durch Fremdbewertung und Fremdwahrnehmung beeinflusst wird – Selbstbewertung, die Wahrnehmung der eigenen Person und die personale Kontrolle sind daraus resultierende Verhaltensweisen. Zum anderen sieht er Identität als übersituative Verarbeitung der eigenen Daseinserfahrung, welche durch die Wertung der Aussenwelt mit der Zeit spezifiziert und generalisiert werden – daraus resultieren das Selbstwertgefühl, das Selbstkonzept und die Kontrollüberzeugung. Die Identität ist das Ergebnis der Strebung nach „Sollwerten“ z.B. im Selbstkonzept. Nach Hausser (1983) ist Identität:

„die Einheit aus Selbstkonzept, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung eines Menschen, die er aus subjektiv bedeutsamen und betroffen machenden Erfahrungen über Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und personale Kontrolle entwickelt und fortentwickelt und die ihn zur Verwirklichung von Selbstansprüchen zur Realitätsprüfung und zur Selbstwertherstellung im Verhalten motivieren.“

(S. 103.)

Im Gegensatz zu Hausser, der Identität durch Einheit umschreibt, sieht Lothar Krappman (1978) die Identität als Balanceakt:

„Die Analyse der Identität als eine Balance, um die sich das Individuum mit Hilfe vorläufiger und daher revidierbarer Positionen in einem gleichfalls unabgeschlossenen und nicht vollständig definierbaren Interaktionsprozess bemüht, und der Sprache als eines ebenfalls offenen

Mediums, in dem sich Identitätsbildung vollzieht, hat dazu geführt, dem Individuum doch wieder Spontaneität und Kreativität gegen einen – wie es zunächst scheinen mochte – allein wirksamen sozialen Druck zur Konformität zuzuerkennen.“ (S. 68)

Es gibt viele weitere Formen um Identität zu beschreiben und diesem Konstrukt näher auf den Grund zu kommen. So bezeichnet z.B. Ralf Drewes (1993) Identität als subjektive Konstruktion des Menschen, als Versuch, die eigene Person zu definieren, um ihr zu helfen, die Menge der individuellen Erlebnisse kohärent zu organisieren, und somit der persönlichen Biographie Kontinuität und Einzigartigkeit zu verleihen.

Wesentlich ist im allgemeinen die Prozesshaftigkeit welche Identität verkörpert. Jürgen Habermass (1974) unterstreicht die „kommunikative Kompetenz, welche zum Erlangen der Ich-Identität entscheidend ist.“ Die Person muss in der Lage sein,

„aus den zerbrochenen oder überwundenen Identitäten neue Identitäten aufzubauen und mit den alten so zu integrieren, dass sich das Geflecht der eigenen Interaktionen zur Einheit einer zugleich unverwechselbaren und zurechenbaren Lebensgeschichte organisiert.“
(S. 150.)

Er betont, dass die Interaktionen eine Sozialidentität benötigen, die nicht mit Religion, Staat, Nation und Klassen identisch ist. Für Habermass (1974) ist Identität

„heute nur noch in reflexiver Gestalt denkbar, nämlich so, dass sie im Bewusstsein allgemeiner und gleicher Chancen der Teilnahme an solchen Kommunikationsprozessen begründet ist, in denen Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozess stattfindet.“
(S. 66)

Für diese Doktorarbeit ist die Herausforderung der Identitätssuche in der heutigen multikulturellen und multiethischen Welt ein zentraler Punkt. Nach Pally (1997) können diese Anforderungen nur durch die Entwicklung des Seins zum Dasein realisiert werden. Er bezeichnet im Sein die Gesamtheit des intrapsychischen Geschehens und versteht das Dasein als „die Realisierung dieses Seins in der mitmenschlichen Welt“. Die Identität muss zum einen die Verbindung zu den verschiedenen intrapsychischen Anteilen schaffen, zum anderen muss es zu den unterschiedlichen Teilrealitäten der Aussenwelt Kontakt aufnehmen – dies geschieht sowohl durch Entwicklung von Gemeinsamkeiten, als auch durch Abgrenzung.

Dieses Zusammenwirken verschiedener Identitätsanteile, die Suche zwischen inneren und äusseren Verbindungen aber auch Begrenzungen, wird in der folgenden Arbeit am Beispiel des multi-kulturellen Daseins jüdischer Menschen in der Schweiz beschrieben.

1.2 Die Folgen der Globalisierung auf die Identitätsbildung

Die Globalisierung und die soziokulturellen Umwälzungen der letzten 50 Jahre haben die Gesellschaft und deren Systeme zunehmend verändert. Diese Veränderungen betreffen natürlich auch jüdische Menschen. So ist die Globalisierung, neben der geographischen, kulturellen und sozialen Entwurzelung des jüdischen Volkes, ein weiterer wichtiger Aspekt jüdischer Identität.

Die nachstehende Beschreibung der Folgen der Globalisierung stützt sich auf den Vortrag „Die Dialogik – Identität und Therapie im globalen Zeitalter“ von Heinz Stefan Herzka, welchen er im Jahre 2000 an den Basler Therapietagen hielt. Herzka (2000) sieht in der zunehmenden und sich ausweitenden Globalisierung der Welt eine neue Stufe der Identitätsproblematik:

„Einige soziokulturelle Prozesse der letzten 50 Jahre erwiesen sich für die Entwicklung des individuellen Kindes, für seine Familie und für die Veränderung der Gesellschaft von zentraler Bedeutung: Traditionelle, soziale Systeme der Gemeinsamkeit, die darauf beruhen, dass man im gleichen Dorf oder Quartier wohnt, die gleichen Berufe ausübt oder die gleiche Religion besitzt, treten in den Hintergrund oder sind in Auflösung begriffen; sie werden teilweise durch neue, aber ständig sich verändernde Gruppierungen, die auf gemeinsamen Interessen oder Ideologien beruhen, ersetzt. Information, Migration und Mediatisierung, vor allem Fernsehen und Internet, führen zu einer weltweiten Durchmischung kultureller Strömungen, Wertvorstellungen, Normen und Rollenauffassungen, was u.a. zu einer Nivellierung kultureller Differenzen führen kann.

Diese Nivellierung bedroht die Identität sowohl von Individuen, wie von Gruppen. Die Reaktion darauf ist u.a. eine übermässige Betonung kollektiver Abgrenzung ethnischer, religiöser, politischer oder auch beruflicher Art.“

(S. 2)

Diese Frage der Identität betrifft demnach alle Individuen und nicht nur diejenigen, welche die Völkerwanderung geographisch vollziehen. Herzka definiert Identität als ein „komplexes Bündel von Prozessen“ und unterscheidet dabei **5 ineinandergreifende Ebenen:**

1. Individuation
2. Personalisation,

3. Kulturation,
4. Globalisation
5. Transzendierung

Die **Individuation** beschäftigt sich mit der Frage, woran das Individuum merkt, dass es ist und existiert. Herzka bezieht sich dabei auf Karl Jaspers, welcher vier entscheidende Aspekte der Individuation definiert:

- die Wahrnehmung des eigenen Körpers,
- die Erfahrung, Teil eines Bezugssystems zu sein,
- das Erfassen, die eigene Geschichte zu sein,
- die Entdeckung, Urheber des eigenen Werkes zu sein

Die Erfahrung der Leiblichkeit wird nach Herzka (2000) durch die technische Entwicklung immer geringer. Die Auflösung der Grossfamilie sowie die einhergehende Isolation der Kleinfamilie führen zu einer Schwächung des sozialen Systems. Er bezeichnet die geschichtliche Wahrnehmung als besonders schwierig:

„Der Aspekt, dass ich meine Geschichte bin, wird in der Zeit der Mobilität und Völkerwanderung besonders schwierig. Die Eltern stammen oft aus unterschiedlichen Traditionen und Kulturen. Zwischen ihnen und ihren Wertauffassungen, Erziehungspraktiken und Erziehungszielen bestehen Widersprüche und Konflikte. Damit hängt es wohl zusammen, dass die geschichtliche Identität, vor allem diejenige über mehrere Generationen, verloren zu gehen scheint.“

(S. 3)

Zusätzlich ist der Versuch, sich über das eigen Schaffen zu definieren immer stärker von der externen Bewertung abhängig. Dieser Beurteilungsdruck durch die Aussenwelt stört die autonome Entfaltung des Individuums ebenfalls. In allen ihren vier Bereichen ist die Individuation in der heutigen Zeit der Globalisierung und Technisierung, in welcher die Familie und andere stabile Sozialsysteme an Gewicht verlieren, und die Bewertung der Aussenwelt auf Leistung fixiert ist, schwer realisierbar. Dies kann zu Labilität, aber auch zu schweren Konflikten führen.

Die **Personalisation** beschäftigt sich mit der Frage, wie ich selbst bin. Der Aufbau von Identität findet immer in einem dialogischen Prozess und in der Auseinandersetzung zweier Kräftepunkte statt:

„Der Prozess des Sich-selbst-seins spielt sich zwischen Psyche und Soma, zwischen Realität und Imaginärem (Sartre), zwischen Individuation und Sozialisation, zwischen Geschichte und Aktualität ab, um nur die wichtigsten Dimensionen zu nennen, immer aber zwischen zwei Polen, zwischen zwei Dual-Entitäten. In einem dialogischen Prozess wird Identität ständig aufgebaut; sie muss ständig erhalten werden, sie ist in sich selbst widersprüchlich und die verschiedenen Bereiche werden von einem Zentrum aus zusammengehalten. Dieses Zentrum kann man als Selbst bezeichnen, als Hara oder Tanden. Das Bild der dialogischen Identität kann symbolisch wie ein Atom- oder Planetenmodell dargestellt werden.“

(S. 4)

Um innerpsychische Konflikte zu vermeiden, muss das Individuum lernen, die Widersprüche in der eigenen Person zu akzeptieren. Es muss sich den verschiedenen Seiten des Selbst öffnen, anstatt einige davon zu verdrängen.

Die **Kulturisation** behandelt die Frage, wohin das Selbst gehört. Viele Menschen gehören mindestens zwei unterschiedlichen kulturellen Gruppierungen an, besitzen demnach eine duale Identität. Die beiden Identitätsanteile unterscheiden sich oft in widersprüchlichen Vorstellungen des Rollen- und Wertesystems, aber auch in Fragen der Erziehung und der Lebensaufgabe im allgemeinen. Das Individuum ist mit dieser doppelten Identität alltäglich konfrontiert. Der Mensch muss sich der schwierigen Aufgabe stellen, sich zwischen und mit den verschiedenen Kulturen zu bewegen. Im Sinne der Dialogik muss er die Widersprüche anerkennen und sie zu einem neuen Ganzen verarbeiten. Herzka (2000) erklärt, dass Kinder und Jugendliche diese Situation in natürlicher Weise bewältigen und kreative Strategien entwickeln, um diese Mehrfachidentitäten zu leben. Die Erwachsenen, Eltern und Lehrer, lösen jedoch durch ihr rigides Denken bei den Kindern Loyalitätskonflikte aus:

„Sie sind es zumeist, die das Kind – unbewusst oder manifest - in Loyalitätskonflikte bringen, da sie fürchten, ihre Kinder würden sich entweder entfremden, oder zu wenig integrieren, und in – im einem wie im anderen Fall – zu ausgeprägt eigene Wege der Identitätsentwicklung beschreiten, was sie jedoch immer tun müssen, sofern sie nicht in die vorfabrizierte Rolle einer normierenden Gruppe politischer, religiöser oder beruflicher Art schlüpfen:“

(S. 7)

Die **Globalisation** beschäftigt sich mit der Frage, wo das Individuum im Weltganzen einzuordnen ist. Im Gegensatz zur bisher beschriebenen lokalen Identität (Familie, sozialer, kultureller und

geographischer Lebensraum) gehören zur globalen Kultur u.a. die Welt der Medien und des Internets, weltweit etablierte Konsumgüter, international gehörte Musik, der Sport und internationale Organisationen und Vereinbarungen. Die Globalkultur gewinnt in der heutigen Zeit immer mehr an Raum und Gewicht, sie steht jedoch teilweise in einem Spannungsfeld zur lokalen Kultur. Somit wird dem Individuum eine zusätzliche Ebene der Widersprüchlichkeit zugemutet. Dieser dynamische Prozess der Identitätsfindung und die Konfrontation mit unterschiedlichsten Widersprüchen stellt eine enorme Herausforderung für den Menschen dar.

Die letzte Komponente der Identität sieht Herzka (2000) in der **Transzendierung**. Dabei geht es um die Suche des Individuums nach dem Gegenüber jenseits des eigenen Selbst:

„Es umfasst dies zunächst alles, was wir als wichtig für ein menschliches Leben erfahren, wie Zuwendung und Liebe, Hoffnung und Vertrauen, Beziehung, Fürsorge für andere und Trost, Entwicklung und Lebenssinn. Für viele Menschen ist das Gegenüber ausserhalb sich selbst Gott oder der göttliche Geist, für manche eine kosmische Kraft, für andere die Natur und für einige mag es ein „Nichts“ sein. In jedem Fall setzt die Vorstellung vom Menschen auch das Gegenüber voraus, welches nicht Mensch ist.“

(S. 8)

Die Suche des transzendenten Gegenübers ist in der heutigen Zeit, in welcher materielle Werte und der Missbrauch von Religion dominieren, von grösster Notwendigkeit. Der Weg dazu kann jedoch zu einem langwierigen und konfliktreichen Prozess werden.

Identität ist ein Prozess, ein Entwicklungsgang, der gerade in der heutige Zeit eine schwierige Herausforderung für jede Person ist. Die Stabilität von sozialen Systemen ist immer weniger gewährleistet und die Definitionen von Wertsystemen werden immer unschärfer. Zudem strömen durch das multikulturelle Dasein und die Globalisierung eine Flut neuer, teilweise widersprüchlicher, Identitäten und Informationen auf das Individuum zu. Das Gleichgewicht ist oft in labilem Zustand, und so sind Scheinlösungen, wie die Suche nach einer politischen, religiösen oder beruflichen Ersatzidentität oder die Flucht in Suchtmittel, eine verständliche, wenn auch destruktive Lösung. Nur durch die Wahrnehmung, Akzeptanz und Wertschätzung des Anderen in und ausserhalb der Person, einer Auseinandersetzung mit den Widersprüchen und einem ständig sich bewegenden Prozess kann das Individuum diese schwierige Situation in eine persönliche Bereicherung umwandeln.

4 DIE JÜDISCHE IDENTITÄT

4.1 Literatur

4.1.1 Die uneinheitliche Definition des Begriffs des Judentums als eine der Ursachen des Identitätskonfliktes

Die jüdische Identität ist ein komplexes und ausgedehntes Thema, sodass sich diese Arbeit auf ein paar Grundgedanken beschränken muss. Zu Beginn soll einer der grossen Denker des Judentums der Gegenwart, André Neher (1995), zu Wort kommen. Er definiert das Judentum folgendermassen:

"Das Judentum ist eine Religion, gewiss, und letztendlich enthält es deshalb eine Doktrin. Aber diese Doktrin charakterisiert sich dadurch, dass sie aus einer menschlichen Gemeinschaft, den Juden, hervorgeht, die gleichzeitig ihre Träger und ihre Adressaten sind: die einzigen, die die Schlüssel besitzen, die unnütz wären, wollte man mit ihnen ein Schloss öffnen, das man gebräuchlicherweise Religion nennt. Weit über das zentrale, aber beschränkte religiöse Element hinaus und im Herzen selbst dieses religiösen Kerns befindet sich der Jude."

(S. 10)

Neher erklärt das Judentum nicht ausschliesslich als Religion, sondern darüber hinaus auch als Kultur, ein Gebilde aus Ideen, Erinnerungen, Bräuchen und Emotionen. Er verdeutlicht, dass keine einheitliche Definition des Judentums existiert. Harmat (1984), welcher über die Identitätskonflikte im Diaspora-Judentum (Juden, welche ausserhalb des Staates Israel leben) schreibt, bestätigt diese Ansicht. Er erwähnt die spezielle Situation des Diaspora-Judentums, welches kein Volk, keine Nationalität ist, keine gemeinsame Sprache hat und in keinem mehr oder weniger umschriebenen Gebiet lebt. Er schildert es nicht als Religion, da grosse Massen des Diaspora-Judentums im 19. und 20. Jahrhundert atheistisch waren, ohne dadurch ihre Identität verloren zu haben. Lax und Kramer-Richards (1981) führten eine umfassende Untersuchung über die Bildung der jüdischen Identität bei amerikanischen Jugendlichen durch. Sie beobachteten bei der Auswertung der Fragebogen zwei Tendenzen: zum einen fand unter den jüdischen Jugendlichen eine positive Identifizierung statt, welches auf einem Gleichheitsgefühl, einem Gefühl der Zugehörigkeit beruht ("I am one of us"). Dieses Gefühl des Verbundenseins stützt sich vor allem auf lustvolle Erfahrungen, wie beispielsweise dem Feiern jüdischer Festlichkeiten in der Familie. Zum anderen stellten sie eine negative Identifizierung fest, welche auf einem Differenzierungsgefühl hinsichtlich der

Mehrheitskultur ("they are against us") basiert. Diese wird in Zusammenhang mit unangenehmen Erfahrungen, wie zum Beispiel dem Erleben von Antisemitismus, entwickelt.

Andere, wie beispielsweise der Rabbiner und Religionswissenschaftler Leo Baeck (1923), vertreten die Ansicht, dass die Identität des Judentums explizit durch seine Geschichte vermittelt und nur in seiner historischen Totalität erfasst werden kann.

Das soziale Umfeld wirkt ebenfalls auf die jüdische Identitätsbildung. Lax und Kramer-Richards (1981) meinen, dass man der jüdischen Identität nur gerecht wird, wenn man den gleichzeitigen Einfluss aller Sozialisierungsinstanzen im Zusammenhang mit der inneren psychischen Struktur des Individuums stellt, also sowohl Familie als auch Peer-Groups und Schulen beachtet. Die Zugehörigkeit zu einer Minderheit löst durch die Sozialisierungskräfte der herrschenden Kultur einen Prozess der Segmentierung und differenzierter Strukturierung aus. Dies geschieht, indem ihre Worte mit denen der Minderheit in Interaktion treten, wodurch die Bildung einer einheitlichen ethnischen Identität unmöglich gemacht wird. Die Autoren unterstreichen ebenfalls, dass es keine eindeutige Definition des Judentums gibt und stellen fest, dass für die Mehrheit der Befragten die ethnische Kategorie "Volkszugehörigkeit" (peoplehood) ihr Verständnis von jüdischer Identität am ehesten trifft. An zweiter Stelle folgt ihre Beschreibung als Nationalität, an dritter Stelle Kenntnisse der Tora und der jüdischen Tradition sowie der Besuch jüdischer Schulen.

Harmat (1984) versucht die Identitätskonflikte der Juden in der Diaspora auf der Grundlage der freudianischen Persönlichkeitstheorie zu analysieren, in diesem Zusammenhang erwähnt er das sehr komplexe Verhältnis von Freud zum Judentum. Freud (1926) sprach über:

"dunkle Gefühlsmächte", die "um so gewaltiger (waren), je weniger sie sich in Worten zusammenfassen liessen, ebenso wie die klare Bewusstheit der inneren Identität, die Heimlichkeit der gleichen seelischen Konstruktion."

(S. 52)

Er betrachtete die jüdische Identität als eine innere Identität, welche weder auf Religion noch auf Rasse beruht. Sie basiert auf der gemeinsamen Fähigkeit einer Gruppe in Opposition zu leben und frei von Vorurteilen zu sein, welche den Gebrauch des Intellekts beschränken würden.

In seinem Kommentar zum Freudschen Zitat kommt Erikson (1979) zum Schluss, dass die jüdische Identität eine Beziehung zwischen dem Individuum und seiner Gruppe ausdrückt. Interessant dabei

ist, wie schwer es Freud fällt, seine Beziehung zum Judentum in Worte zu fassen, und dass er diese als eine emotionale Verbindung oder Anziehung, die über die Religion hinausgeht, beschreibt.

Die jüdische Identität zeichnet sich zusätzlich durch eine starke Verletzlichkeit und Sensibilität gegenüber kleinsten Anspielungen der Umwelt bezüglich des Judentums und der jüdischen Identität aus. Branik (1992) beschreibt dieses Phänomen bei einem Jugendlichen, den er interviewt hat. Scheinbar "harmlose" Witze stellen für viele jüdische Menschen eine Kränkung dar, welche Ängste, Wut, Hass und Rachebedürfnis mobilisieren können. Sowohl bei Jugendlichen, deren Eltern oder Grosseltern den Nationalsozialismus miterlebt hatten wie auch bei denjenigen, deren Familien nicht direkt vom Holocaust betroffen waren, brechen bei Konfrontation mit Antisemitismus empfindliche narzisstische Wunden auf. Das Gefühl, verletztbar, beschädigt oder bedroht zu sein, hat heftige Wutaffekte mit Hass- und Racheimpulsen zur Folge. Diese Gefühle und Ängste kommen zum Teil in undifferenzierten Bewertungen und Urteilen über Deutsche zum Ausdruck und haben die Funktion, eben diese Ängste und Unsicherheiten zu mildern. Das Bewusstwerden der eigenen Identität, das Wissen, anders zu sein als die Restbevölkerung, kann ein Gefühl des selbstauferlegten Druckes auslösen.

Der jüdische Philosoph Alain Finkelkraut (1985) beschreibt in seiner Studie „Der eingebildete Jude“ den Weg des Judentums in der europäischen Kultur von der Identität zur Transzendenz:

„Früher diente mir meine jüdische Identität dazu, mich selbst zu lieben, heute liebe ich das Judentum, weil es von aussen kommt und mir mehr gibt, als ich habe. Ich war erfüllt von mir selbst, durchtränkt von diesem pathetischen, wunderbaren jüdischen Ich, das ich fast wie ein Götzenbild anbetete. Bis ich ein merkwürdiges Erlebnis hatte: die Niederlage dieses Ichs und seiner Vergötzung. Das Judentum ist für mich heute weniger Form der Identität als die der Transzendenz. Etwas, das mich nicht definiert, eine unausschöpfbare Kultur, eine Gnade, die ich mir nicht zu eigen machen kann. In spätestens zwanzig Jahren wird nur noch eine Handvoll professioneller Historiker vom Judentum in Mitteleuropa und dem Völkermord, der ihm ein Ende setzte, zu berichten wissen. Wir befinden uns an jenem entscheidendem, hassenswerten Punkt, wo unsere unmittelbare Vergangenheit in Geschichte umschlägt. Im gleichen Masse, wie die letzten Überlebenden dieser Kultur wegsterben, wird sie zu einer Art vagem, unbestimmten Einst, um das sich das Kollektiv nicht mehr kümmert und dessen sich die Spezialisten bemächtigen. Das Judentum aus dem ich hervorgegangen bin, wird zum historischen Gegenstand.“

(S. 28/29)

Shaked (1986) definiert das Judentum aus der Sichtweise des Schriftstellers Bernard Malamud. Offenbar versteht Malamud das Judentum nicht als Religion, sondern als eine bestimmte Lebens- und Denkweise (was eine verbreitete Meinung bei amerikanischen Juden ist). „Jude-Sein“ ist keine Frage der Abstammung oder der Religion, sondern die Bewunderung einer bestimmten Art von Askese, die Ablehnung des „American way of life“. Es geht nicht darum, Erfolg zu haben, sondern es kommt darauf an, moralisch die Herausforderung des Sozialdarwinismus zu überleben. Shaked interpretiert Malamud's Definition des Judentums als humanes Gewissen, stille Ergebung, Leidensfähigkeit und Hoffnung eines unzerstörbaren Glaubens an das Menschliche.

Das Judentum kann auch als Verpflichtung verstanden werden – dem eigenen Volk als auch anderen Minderheiten gegenüber, um sich für Ungerechtigkeit und Diskriminierung einzusetzen.

Diese Doktorarbeit bestärkt die Theorie, dass die Definition der jüdischen Identität vor allem darin besteht, dass es keine einheitliche Formulierung einer solchen gibt. Die Beschreibung der jüdischen Identität kann nur individuell formuliert werden, nur die Person selbst kann umschreiben, was diese für sie verkörpert. Das Kapitel wird mit einem Zitat von Arie Goral (in Broder 1979), welche das Judentum nicht als Frage, sondern als unüberwindbare Tatsache beschreibt, abgerundet:

"Die Frage nach meinem Judesein hier umkreise ich ständig von allen Seiten, sie spielt für mein Tun und Denken eine zentrale Rolle. Ich sehe darin keine Wertigkeit meiner 'jüdischen Qualität', es ist ein Zustand. [...] Es (Ich bin Jude) wurde zur Frage und Antwort der Identität und der Integrität. Es ist kein Dogma. Ich hadere oft mit meinem Judesein. Mir ist oft mies vor ihm. Aber das ändert nichts daran, dass ich nun einmal Jude bin und auch von ganzem Herzen bleiben will. [...] Ich bin Jude, weil ich Jude bin. Warum bin ich Jude? Vor 1933 hätte ich da geantwortet: weil ich als Jude geboren wurde, weil meine Erziehung in der jüdischen Jugendbewegung mich mit der Geschichte der Juden und dem Geist des Judentums immer vertrauter machte, und weil meine deutsche, durchwegs antisemitische Umwelt meine Verbundenheit mit dem Judesein nur noch bestärkte....ein Jude ist ein Jude und bleibt ein Jude - ob er will oder nicht. Und das ist gut so. Würde man mich heute fragen, würde ich u.a. antworten: ich bin Jude, weil Auschwitz war."

(S. 203/205)

4.1.2 Zweifache Zugehörigkeit/Identifikation

Kaufman und Raphael (1987) äussern sich generell über das menschliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Die Entwicklung der Identität ist in der ethnisch-religiösen Identität sowohl in guten

wie in schlechten Identifikationen verwurzelt. Jedes Individuum hat verschiedene Bezugssysteme, an denen es sich orientieren kann. Die wichtigsten sind die Familie, die Peer-Groups und die Schule, und bei religiöser Identifikation auch die ethnisch-religiöse Gemeinde. Das Individuum versucht sich in all diesen Kreisen zurechtzufinden, und falls eine positive Identifikation gelingt, wächst das Gefühl der Zugehörigkeit. Kaufman und Raphael vertreten die Meinung, dass jede religiöse oder ethnische Minderheit, welche negative kulturell-ethnische Bilder internalisiert hat, bewusst mit der Suche nach einer positiven, sicheren Identität konfrontiert wird. Sie beschreiben das Bedürfnis nach Identifikation, als "Bedürfnis nach Verwurzelung, Verbundenheit und Zugehörigkeit". Erfahrungen der Identifikation vermitteln dem sich entwickelnden Selbst Kraft und Unterstützung. Sie bezeichnen das Bedürfnis etwas Grösserem zugehörig zu sein, als eines der Hauptquellen der Identität.

Für einen Juden, welcher ausserhalb von Israel lebt, ist die Frage der Zugehörigkeit, sowohl für das Individuum selbst wie auch für die Umwelt, zentral. Die Identität des "Juden" kann nicht per se definiert werden, sie unterscheidet sich je nach Religiositäts- und Assimilationsgrad. Ein orthodoxer Jude kennt die Problematik der doppelten Zugehörigkeit nicht, er hat sich entschieden, das Judentum ins Zentrum seiner Identität zu setzen und die nationale Zugehörigkeit als sekundär zu bewerten. Dasselbe, jedoch mit umgekehrten Vorzeichen, betrifft den jüdischen Teil der Bevölkerung, welcher sich vom Judentum distanziert, sich völlig seiner Umgebung anpasst und sich dementsprechend dieser zugehörig fühlt. Manche von ihnen werden jedoch bewusst oder unbewusst mit inneren Konflikten konfrontiert, da sie sich in ihrem Innern nicht völlig von der jüdischen Identität lösen können, und die Gesellschaft sie immer wieder an diese erinnert. In einem offensichtlichen Konflikt steht der grösste Teil der jüdischen Bevölkerung. Sie empfinden sich gleichzeitig als Jude und Staatsbürger ihres Landes und fühlen sich beiden Identitäten zugehörig. Branik (1992) erwähnt in diesem Zusammenhang bei fast allen Jugendlichen Gefühle der Widersprüchlichkeit und Konflikthaftigkeit, welche Ausdruck einer tiefen Ambivalenz gegenüber ihrem Heimat- oder Gastland darstellen. Die für Jugendliche wichtige Suche nach eigenen Lebensperspektiven, und der in der Phantasie erfolgende probeweise Entwurf der eigenen Ideale, wird durch diese Konflikte der doppelten kulturellen Identität belastet. Branik unterstreicht, dass alle befragten Jugendlichen grossen Wert darauf legten, ihre eigenen Kinder später als Juden aufwachsen zu lassen. Dies überrascht vor allem deswegen, da in diesem Alter eher unverbindliche, narzisstisch geprägte und ausprobierende Beziehungen typisch sind. Zudem ist es erstaunlich, dass Jugendliche, welche in einem Land leben, in dem die Jugendphase besonders lang und ausgeprägt gelebt wird, bei der Frage nach Partnerbeziehungen sehr schnell zu ihren Vorstellungen über eigene

Kinder übergehen. Branik stellt fest, dass viele jüdische Jugendliche davon überzeugt sind, dass sich viele Juden in ihrem Wohnort nicht zu Hause fühlen, sondern Israel als ihre eigentliche Heimat bezeichnen. Dieses fungiert als Land der Träume und Sehnsucht, in welches vor belastenden Gefühlen der Identitätsunsicherheit und Heimatlosigkeit geflüchtet werden kann. Der Gedanke an die Phantasieheimat Israel ist jedoch nicht reibungslos, da sich viele Jugendliche der kulturellen und sozialen Unterschiede (im Vergleich zu dem Land, in welchem sie aufgewachsen sind) bewusst sind, und ihnen somit auch im “eigenen Lande“ ein Gefühl der Fremdheit droht.

4.1.3 Sieben Modelle der jüdischen Identität

In diesem Unterkapitel wird die Veränderung der jüdischen Identität im Verlaufe der Geschichte dargestellt. Es wird dabei grösstenteils das Modell von Schruff (2000) übernommen und durch weitere Literatur ergänzt. Schruff beschreibt sieben Modelle der Identität in ihrer chronologischen Abfolge, beginnend mit der Zeit, in welcher sich die Juden nach der Tora richten konnten, und diese eine identitätsstiftende Funktion hatte. Dies änderte sich im 19. Jahrhundert in der Zeit der Aufklärung und Emanzipation. Der Zionismus, der Antisemitismus, die Zeit nach der Shoah, die Gründung des Staates Israel und die Neubildung Europas sind weitere Grundpfeiler, welche zu neuen Betrachtungsweisen der jüdischen Identität führten.

Die Tora

Bis zum Jahr 70 n.d.Z. hatte das jüdische Volk durch das gemeinsame Land, den Glauben an den einen Gott und durch die Tora die Basis einer Selbstkonstitution. Die Sicherheit, welche diese Einheit der jüdischen Identität vermittelte, wurde durch die Zerstörung des Zweiten Tempels und der Vertreibung des Israelitischen Volkes aus ihrem Land durch die Römer aus dem Gleichgewicht gebracht. Einzig die Vorschriften der Tora behielten ihre gemeinschaftsstiftende Funktion, sie waren „Identitätsnachweis“ und verhinderten eine existentielle Infragestellung der jüdischen Identität. Bis zum 18. Jahrhundert bedeutete jüdische Identität die Identifikation mit dem Glauben an den einen Gott Israels, es war an ein Leben in einer geschlossenen ethnischen Gemeinschaft, welche nach den Religionsgesetzen lebte, gebunden. Es gab wenig Anlass für subjektive Identitätsdiskurse.

Die Tora hat bis heute eine starke sinnstiftende und stabilisierende Funktion, die orthodoxen Juden leben noch heute streng nach ihren Gesetzen, und viele Gelehrte, wie beispielsweise Emmanuel Lévinas (1976), empfehlen auch für das heutige Judentum den Weg zurück zur Tora.

Aufklärung und Emanzipation

Die Aufklärung im 19. Jahrhundert brachte die Gleichstellung aller Bürger und gab den Juden in Westeuropa erstmals die Möglichkeit, sich ihrer Umwelt gegenüber zu öffnen. Sie konnten ihre enge Welt verlassen, aus ihren Rollen ausbrechen und andere sinnstiftende Modelle suchen. Nach Schruff (2000) war mit den neuen Lebensentwürfen das Einhalten der Tora für viele Juden nicht mehr vereinbar. Sie lösten sich von der strengen Gesetzgebung, um Teil des Modernisierungsprozesses zu werden – die Säkularisierung des Judentums begann. So entstanden als Folge der Emanzipation drei verschiedene Formen des Jüdischen Seins: Zum einen die „Halacha-treuen“ Juden, deren Integrität durch die Aufklärung nicht tangiert worden war. Zum anderen gab es diejenigen Juden, welche sich in die westliche Welt weitgehend integrierten, ohne dabei ihr Jüdisch-Sein aufzugeben. Schliesslich gab es die assimilationsbegeisterten Juden, die sich von allen äusseren Elementen des jüdischen Lebens radikal trennten. Die letzteren wurden jedoch mit der Problematik konfrontiert, dass sie trotz maximaler Assimilation, durch den Blick der Aussenwelt, immer noch Juden blieben. Für viele dieser Juden war eine Rückkehr in eine jüdische Gemeinschaft nicht mehr möglich, zudem blieb ihnen eine bedingungslose Aufnahme in etablierte, nichtjüdische Kreise verwehrt. Dies bedeutete für diese den Beginn einer existentiellen Ambivalenz, welche Baumann (1991) folgendermassen formuliert:

„Unlike the old Jewish estate from which the assimilants wished to emancipate, the new class of assimilated Jews suffered a profound ambiguity of status, marked by the contradiction and continuous friction between the self-definition and socially binding classification.“

(S. 12)

Die Aufgabe der geschlossenen jüdischen Gesellschaft hatte nicht nur eine Vielzahl jüdischer Identitätsformen ausgelöst, sie hatte auch den Verlust des kollektiven Gedächtnisses zur Folge. An deren Stelle trat die Geschichtsschreibung, welche versuchte, mit Mitteln der modernen Historiographie, die Vergangenheit des jüdischen Volkes zu rekonstruieren, indem Ursachen und Wirkungen erforscht wurden. Insofern wurde nach Schruff (2000) Identität immer mehr „zum Resultat des Verhaltens des Individuums gegenüber seiner Geschichte“. Interessanterweise sieht man bei der begriffsgeschichtlichen Entwicklung von Identität, dass diese erst mit dem Zurückgehen religiöser Welt- und Identitätssetzungen für das Selbstverständnis problematisch wird. Die Problematik der Juden mit der Emanzipation beschreibt Jakob Wassermann (1929) in seinem Werk „Der Fall Maurizius“. Er bezeichnet diese als listige Erfindung, welche den Unterdrückten den Vorwand, sich zu beklagen, entzieht.

Zionismus

Die zionistische Bewegung war als Folge der veränderten Lebensumstände der Juden nach der Aufklärung entstanden. Die Bewegung des kulturellen Zionismus konnte sich im Gegensatz zu dem später entstandenen, politisch motivierten Zionismus, seiner Kompromisslosigkeit wegen, kaum durchsetzen. Geprägt durch Enttäuschungen der Emanzipation und dem fortdauernden Antisemitismus, schrieb Theodor Herzl sein bekanntes Werk „Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Juden, Thesen zur Befreiung des jüdischen Volkes“. Die jüdische Frage war nach seiner Betrachtungsweise nicht ein primär religiöses oder soziales Problem, sondern ein nationales, welches mit politischen Mitteln gelöst werden sollte. Die Idee eines jüdischen Staates ermöglichte die Definition einer nationalistisch-jüdischen Identität.

Antisemitismus

Der Antisemitismus spielte während der Entwicklung der jüdischen Identität immer eine wichtige Rolle. Die Judenfeindlichkeit hatte schon immer Auswirkungen auf das alltägliche Leben der Juden, sie konnte jedoch die Konstitution der Juden nicht angreifen, solange diese eine in sich geschlossene Gemeinschaft waren. Im Gegenteil, oft kam es durch diese Angriffe in beiden darin partizipierten Gesellschaften (jüdisch-nichtjüdisch) zu einer Verstärkung der Identitätsgefühle. Die gesellschaftlichen Veränderungen der Moderne und der damit einhergehende Verlust der Eindeutigkeit der jüdischen Identität bewirkten, dass sich der Antisemitismus tiefer auf die Identitätsbildung der Juden auswirken konnte. Die Folgen waren Zweifel und Abkehr von der jüdischen Gemeinschaft, aber auch Bejahung und Annahme antisemitischer Stereotypen bis hin zum Selbsthass. Jean-Paul Sartre (1954) verfasste unter dem Eindruck der menschenverachtenden Taten des Nationalsozialismus seine vielbeachtete Studie über den Antisemitismus „Réflexions sur la Question Juive“. Er behauptete einerseits, dass das Problem des Antisemitismus das Problem der Antisemiten und nicht der Juden sei, äusserte jedoch andererseits die gewagte These, dass dem Antisemitismus die alleinige identitätsstiftende Funktion für die Juden zukomme:

„Le Juif est un homme que les autres hommes tiennent pour Juif: voilà la vérité simple d'où il faut partir. En ce sens le démocrate a raison contre l'antisémite: c'est l'antisémite qui fait le Juif."

(S. 84)

Sartre, als Existentialist, versteht unter jüdischer Identität nicht das Ergebnis subjektiver Auseinandersetzungen, sondern eine Lebensaufgabe, der man sich nicht verweigern kann.

Nach der Shoah

Die „Nürnberger Rassengesetze“ der Nationalsozialisten setzten die Identitätskonzepte der Juden ausser Kraft – sie definierten wer Jude war und wer nicht. Sehr viele Menschen wurden somit zu Juden, obwohl sie sich selbst niemals als solche bezeichnet hätten. Jean Améry (1980) beschreibt den schmerzhaften Prozess seiner „Jude-Werdung“, welche er in Auschwitz durchlitten hat:

„Nur für mich selbst darf ich sprechen – und immerhin, wenn auch mit Vorsicht, für die wohl nach Millionen zählenden Zeitgenossen, auf die ihr Jüdischsein hereinbrach, ein Elementarereignis, und die es bestehen müssen ohne Gott, ohne Geschichte, ohne messianisch-nationale Erwartung. Für sie, für mich heisst Jude sein die Tragödie von gestern in sich lasten spüren. Ich trage auf meinem linken Unterarm die Auschwitznummer; die liest sich kürzer als der Pentateuch oder der Talmud und gibt doch gründlicher Auskunft. Sie ist auch verbindlicher als Grundformel jüdischer Existenz. Wenn ich mir und der Welt [...] sage: ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitznummer zusammengefassten Wirklichkeiten und Möglichkeiten.“

(S. 146)

Die Shoah wurde für viele Juden und Jüdinnen zum identitätsstiftenden Ereignis und zur einzig eindeutigen „Grundformel jüdischer Existenz“. Der vormalige Identitätsbegriff wurde eingeeengt, die Shoah wurde für manche zur alleinigen greifbaren Grösse jüdischer Identität. Der Literaturwissenschaftler Hanno Loewy (1995) beschreibt die Shoah als Schlüssel zur heutigen jüdischen Identität, er begründet dies in deren existentiellen Bedrohung während dieser Zeit. Die Shoah sei ein Ereignis, welches bei allen gleichermassen als Problem präsent sei und somit einen „sense of community“ hervorgebracht habe. Die Betrachtungsweise der Shoah als identitätsstiftendes Ereignis ist jedoch unter jüdischen Intellektuellen sehr umstritten. So sieht beispielsweise Jeshajahu Leibowitz (in Shashar 1994) in der Shoah keinerlei sinnstiftende oder identitätsprägende Bedeutung, da Gott für die jüdische Identität die einzige zentrale Instanz sei. Die Juden der Zweiten Generation sind nach Ansicht von Schruff (2000) gezwungen, ihre eigene jüdische Identität immer wieder von neuem aus verschiedenen Identitätsfragmenten zu konstruieren. Der jahrtausend alte religiöse Identitätsansatz wurde bereits bei vorherigen Generationen in Frage gestellt, und das Konzept der Gruppenidentität ist nach Schruff durch die millionenfache Ermordung von Juden kaum noch tragfähig. Sie überträgt die Allegorie, welche André Neher (1995) als Erklärung für die Vielfalt des monolithischen Judentums benutzt, insgesamt auf das Modell der jüdischen Identität:

„Um eine einzige Tür zu öffnen, halte ich einen ganzen Schlüsselbund in Händen. Die Tür springt nur unter dem gleichzeitigen Umdrehen aller Schlüssel auf.“

(S. 15)

Die Shoah führte bei nachkommenden Generationen zu einer gewissen Opferidentität, in welchem sich Juden mit den Opfern des Nationalsozialismus identifizieren und ihre Identität darauf aufbauen. Die Kontroverse um diese sehr umstrittene Thematik wird im Kapitel 5.1.5 explizit diskutiert.

Israel

Mit der Gründung des Staates Israels 1948 kam eine neue, wichtige Komponente jüdischer Identität hinzu. Das Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zu Israel ist sehr unterschiedlich und reicht von unbedingter Loyalität bis Ablehnung. Die erfolgreichen kriegerischen Auseinandersetzungen, welche Israel mit den Nachbarstaaten austrug, besonders der Sechs-Tage-Krieg 1967, führten zu einer Stärkung des Selbstbewusstseins der Juden innerhalb und ausserhalb von Israel. Es fand ein Wechsel der schwachen Opferrolle zur starken Siegerrolle statt. Und Israel dient als Identitätsreferenz. Israel bietet für viele Juden in der Diaspora eine mentale Sicherheit, in diesem Land immer willkommen zu sein, dort immer Zuflucht finden zu können. Viele Juden üben aber auch Kritik gegenüber dem Staat und ihrer Politik – diese Spaltung der Gefühle kann zu inneren Konflikten führen.

Die Erwartungshaltung der nichtjüdischen Gesellschaft an die Juden ausserhalb von Israel, bringt eine zusätzliche neue Dynamik. Häufig wird der Jude an sich als Spezialist und Verantwortlicher für die israelische Politik betrachtet, und nicht selten wird das Jüdischsein mit der israelischen Staatsbürgerschaft gleichgesetzt. Zudem werden die Juden mit einem zunehmenden „Anti-Israelismus“ konfrontiert, welcher in extremer Ausprägung eine versteckte Form von Antisemitismus darstellt und zur Bedrohung der Juden in der Diaspora führen kann. Auf jeden Fall wird die freiwillige oder erzwungene Identifikation mit Israel zu einer weiteren wichtigen Identitätskomponente.

Neues Europa

Schruff (2000) beschreibt in ihrer Analyse die Folgen des Mauerfalls auf die jüdische Identität der deutschen Juden, wobei diese generell auf das Judentum in Europa in der Entstehung eines Neuen, scheinbaren ganzheitlichen Europas übertragen werden kann.

„Für die Konstruktion oder Konsolidierung jüdischer Identität spielt die veränderte politische Landschaft insofern eine Rolle, als sie verstärkt zu neuen Besinnungen auf die eigene Position in der deutschen und österreichischen Gesellschaft anregt. [...] Denn seit Europa wieder zusammengerückt ist, scheinen sich die Minderheiten einerseits noch sichtbarer gegen die Mehrheitsgesellschaft abzusetzen und andererseits noch stärker in die Bedeutungslosigkeit zurückgeworfen zu sein.“

(S. 50)

Schneider (1990) sieht in dieser neuen Situation eine Chance für eine geistige Erneuerung des Judentums, da die Juden zur Sicherung ihrer Identität wieder auf die Tora, den ursprünglichen sinnstiftenden Faktor in der Diaspora, zurückgreifen können. Seit der Moderne ist die jüdische Identität immer mehr hinterfragt worden. Sinnstiftende Faktoren, (welche bereits seit Generationen relevant sind) wie Religion, Tradition, die nichtjüdische Gesellschaft, Antisemitismus und Zionismus sind wichtige Bezugspunkte für die Entstehung der jüdischen Identität. Die jüdische Identität konstruiert sich demnach aus mannigfaltigen Fragmenten und zeigt sich in ihren Erscheinungsformen in unterschiedlichster Weise.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass seitdem das Bewusstsein für die individuelle Identität existent ist, es auch die unerfüllte Suche nach ihr gibt. Bauman (1995) umschreibt die Idee der Identität wie folgt:

„Die Idee einer ‚Identität‘ wurde gleichsam als zu lösende Aufgabe geboren.“

(S. 54)

4.2 Untersuchungsbefunde

4.2.1 Analyse der Fragebogen

Die Analyse der Fragebogen beschäftigt sich mit drei Faktoren, welche das Gefühl der jüdischen Identität wesentlich beeinflussen:

- Zusammenhänge zwischen Religiosität, Glaube und Verbindung zur Tradition
- das soziale Umfeld, die religionsspezifische Zusammenstellung des Freundeskreises und die Mitgliedschaft in einem jüdischen Jugendbund
- die Art der Verbundenheit zum Judentum

Religiosität, Glaube und Tradition

Den 38 Männern und 32 Frauen, welche den Fragebogen ausfüllten, wurden 3 Fragen bezüglich ihrer religiösen und traditionellen Identität gestellt:

1. Wie sehr waren Sie in Ihrer Jugend gläubig?
2. Wie sehr fühlten Sie sich in Ihrer Jugend mit der jüdischen Tradition verbunden?
3. Inwiefern praktizierten Sie das Judentum in Ihrer Jugend?

Bei den ersten beiden Fragen hatten die Befragten die Auswahl zwischen vier Antwortmöglichkeiten (sehr – ziemlich – wenig – gar nicht). Bei der dritten Frage interessierte, ob und in welcher Weise die Angesprochenen koscher gegessen, den Schabbat und die Feiertage nach religiösen Vorschriften eingehalten, die Synagoge besucht oder andere Traditionen ausgeübt hatten. Die prozentuale Verteilung der Gläubigkeit während der Jugend (siehe Abbildung 1: Gläubigkeit, S. 291) ist relativ ausgeglichen. Die Anzahl der Befragten, welche sich als sehr oder ziemlich gläubig beschrieben haben, ist beinahe gleich gross wie diejenige, welche wenig oder gar nicht gläubig waren. Die meisten (27 Personen) waren in ihrer Jugend wenig gläubig, etwa gleich viele Befragte bezeichneten sich als sehr (16 Personen) oder ziemlich (18 Personen) gläubig, und nur 9 der insgesamt 70 definierten sich als nicht gläubig.

Bei der zweiten Frage war von Interesse, inwiefern die befragten Personen das Judentum praktizieren. Die Befragten wurden in 4 Kategorien unterteilt, in orthodoxe, konservative, liberale Juden und solche, welche das Judentum in keiner Form praktizieren. Die Einteilung in die entsprechenden Kategorien entspricht nicht einer offiziellen Definition dieser Untergruppen des Judentums, sondern ist selbst gewählt. Die **Orthodoxen** umfassen diejenigen Juden und Jüdinnen, welche beinahe alle religiösen Gebote und Verbote einhalten, sie richten sich nach den religiösen Vorschriften des Schabbats, halten alle Gesetze der Feiertage ein, essen konsequent nur koscheres Essen und besuchen häufig die Synagoge. Als **konservative** Juden und Jüdinnen werden diejenigen bezeichnet, welche nur teilweise die orthodoxen Regeln befolgen, sie halten sich an gewisse, selbstgewählte Vorschriften des Schabbats und der Feiertage (z.B. fahren sie nicht, machen aber das Licht an), essen koscher, jedoch nicht in aller Konsequenz (essen z.B. im Restaurant vegetarisch). Sie halten an den Regeln der Tora fest, leben diese jedoch nicht in einer allumfassenden Weise. Die **Liberalen** betonen hauptsächlich die symbolische Bedeutung von Schabbat und Feiertagen, sie feiern diese auf ihre eigene Art und Weise, ohne grösstenteils die damit verbundenen Regeln durchzuführen (beispielsweise feiern sie Pessach mit der Familie, essen aber auch Brot).

Schlussendlich gibt es diejenigen, welche sich absolut **von der Religion distanzieren** und keinerlei Bräuche oder Feiertage feiern.

Die Analyse der Fragebogen (siehe Abbildung 2: Praktizierende Religiosität, S. 291) zeigt, dass sich beinahe zweidrittel (42 Personen) der Untersuchten als liberal bezeichneten, ein knappes Viertel (16 Leute) war in ihrer Jugend orthodox, 9 waren konservativ, und nur 3 hatten keinerlei Bezug zum praktizierenden Judentum.

Der Vergleich zwischen Glaube und Religiosität verdeutlicht, dass die Mehrheit der orthodoxen Juden und Jüdinnen sich als sehr gläubig beschrieb, 3 Personen sahen sich jedoch nur als ziemlich gläubig. Bei den als konservativ bezeichneten Befragten waren 2 sehr, 4 ziemlich und 3 wenig gläubig. Die Bewertung der Gläubigkeit bei der liberalen Gruppe verteilte sich folgendermassen: 25 Personen waren in ihrer Jugend wenig, 12 Personen ziemlich, 4 Personen sehr, und nur 1 Person war nicht gläubig. Alle nicht praktizierenden Juden sahen sich selbst als gar nicht gläubig. Diese Zahlen führen zu dem Schluss, dass einerseits ein Zusammenhang zwischen Gläubigkeit und Praktizieren des Judentums besteht, bei der Mehrheit entsprechen sich die Festigkeit des Glaubens mit dem religiösen Lebensstil. Andererseits zeigt sich vor allem bei den Zwischengruppierungen, den Konservativen und Liberalen, dass sich religiöser Lebensstil und Glaube scheinbar widersprechen können, d.h. dass ein Jude, welcher sich an viele Gebote hält, nicht streng gläubig sein muss, bzw. dass jemand gläubig sein kann, ohne nach den religiösen Regeln zu leben. Es unterstützt demnach die These, dass Religion und Glaube getrennt voneinander betrachtet werden müssen.

Die Verbundenheit mit der jüdischen Tradition während den Jugendjahren war bei der Mehrheit der Untersuchten sehr bis ziemlich stark ausgeprägt (siehe Abbildung 3: Verbundenheit zur Tradition, S. 291) - nur etwa 4% (3 Personen) spürten keinerlei Bezug zur jüdischen Tradition. Ein Vergleich der Identifizierung mit der jüdischen Tradition zur Gläubigkeit zeigt, dass viele der Befragten, welche sich selbst als wenig gläubig bezeichneten, einen ziemlich (33%; 9 Personen) bis sehr starken (44%; 12 Personen) Bezug zur Tradition hatten. Auch bei derjenigen Gruppe, welche sich selbst als ungläubig bezeichnete, hatte nur ein Drittel (3 Personen) überhaupt keinen Bezug zur Tradition, 22% (2 Personen) fühlten sich ein wenig, 33% (3 Personen) ziemlich und 11% (1 Person) sehr mit der Tradition verbunden. Viele können sich demnach mehr über die Tradition als über den Glauben zum Judentum identifizieren.

Der Vergleich zwischen Traditionsverbundenheit und Grad der Religiosität zeigt ein ähnliches Resultat. Die Orthodoxen und Konservativen haben, wie zu erwarten war, beinahe ausschliesslich einen sehr starken Bezug zur Tradition, hingegen weisen diejenigen, welche das Judentum in keiner Form praktizieren, auch keine Verbundenheit zur Tradition auf. Interessant ist die Verteilung bei den Liberalen, bei denen 36% (15 Personen) einen sehr starken, 43% (18 Personen) einen ziemlich starken, und 21% (9 Personen) wenig Verbundenheit zur jüdischen Tradition aufweisen. Die Liberalen haben demnach eine viel schwächere Verbindung zum Glauben als zur jüdischen Tradition, mit welcher sie sich deutlich identifizieren.

Soziales Umfeld

In den Fragebogen spielte die Frage nach dem sozialen Umfeld, dem Freundeskreis und der Zugehörigkeit zu einem jüdischen Jugendbund eine wichtige Rolle. Fragen nach Einflussfaktoren des Freundeskreises und sozialen Beziehungen ausserhalb der Familie auf die Identitätsentwicklung jüdischer Kinder in der Schweiz werden im 7. Kapitel eingehend diskutiert. In diesem Abschnitt interessieren 3 Fragestellungen:

1. Wie ist der Freundeskreis in der Jugend bezüglich Religionszugehörigkeit zusammengesetzt?
2. In welchem Zusammenhang steht Religiosität und Wahl des Freundeskreises?
3. Wie viele Jugendliche gingen in einen orthodoxen oder nicht-orthodoxen jüdischen Jugendbund?

Die Abbildung 4: Freundeskreis während Jugend (S. 292) zeigt, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten (44 Personen) einen gemischten Freundeskreis, d.h. sowohl jüdische wie auch nichtjüdische Freundschaften während ihrer Jugendzeit pflegte. Etwa ein Viertel der Befragten (18 Personen) hatte ausschliesslich zu jüdischen Menschen freundschaftlichen Kontakt, während 11% (8 Personen) gar keine jüdischen Freunde oder Freundinnen hatten.

Der Vergleich zwischen Religiosität und Wahl des Freundeskreises weist darauf hin, dass sich Befragte, welche in ihrer Jugend keinen jüdischen Freundeskreis hatten, sich entweder als liberal oder als überhaupt nicht religiös praktizierend bezeichneten. Diejenige Gruppierungen, welche sowohl jüdische wie auch nichtjüdische Freunde hatten, sind hauptsächlich liberal praktizierende Juden und Jüdinnen, wobei etwa 50% der orthodoxen wie der konservativen Befragten einen gemischten Freundeskreis aufwiesen. Erstaunlich ist die Verteilung derjenigen, welche sich in einem beinahe ausschliesslich jüdischen Freundeskreis bewegten (siehe Abbildung 5:

Ausschliesslich jüdischer Freundeskreis, S. 292). Entgegen der Annahme, dass vor allem orthodoxe Kreise in einem ausschliesslich jüdischen sozialen Umfeld verkehren, verdeutlichen die Resultate dieser Studie, dass 45% (19 Personen) der untersuchten liberal gesinnten Juden und Jüdinnen hauptsächlich jüdische Freunde hatten, hingegen nur ca. 33% (5 Personen) der orthodoxen und ca. 22% (2 Personen) der konservativen jüdischen Gesellschaft keine Nicht-Juden zu ihren Freunden zählten..

In den Fragebogen wurde die Frage gestellt, ob der/die Betreffende in einen jüdischen Jugendbund ging und wenn ja in welchen, in der Abbildung 6: Jüdischer Jugendbund (S. 292) sind die Resultate dieser Fragestellung festgehalten. Die dominierende Mehrheit, beinahe 90% (62 Personen), war während einer gewissen Zeit in ihrer Jugend Mitglied in einem jüdischen Jugendbund, manche von ihnen waren auch als Leiter bzw. Leiterinnen tätig. Davon besuchten ein knappes Drittel (19 Personen) den religiösen Jugendbund „Bne-Akiwa“, die restlichen 60% (43 Personen) waren Mitglieder in weniger religiösen, eher zionistisch ausgerichteten Jugendbünden wie beispielsweise der „Emuna“ oder dem „Schomer-Hatzair“. Der grosse Einfluss der Jugendbundszeit auf die Entwicklung der jüdischen Identität der Jugendlichen und deren Beziehung zum Staat Israel wird zu einem späteren Zeitpunkt erörtert werden. Es soll hier nur vorweggenommen werden, dass diese Zeit in den Jugendbünden ein wichtiger Faktor in der Bildung und Stärkung der jüdischen Identität darstellt und das soziale Gefüge der Jugendlichen wesentlich beeinflusst.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das soziale Umfeld einen gewichtigen Einfluss auf die Bildung der jüdischen Identität ausübt. Die überwiegende Mehrheit der Befragten suchte den Kontakt zur jüdischen Gesellschaft, war in jüdischen Jugendbünden aktiv, und ein grosser Teil ihres Freundeskreises stammt aus einem jüdischen Umfeld. Diese Tendenz, sich zumindest teilweise jüdische Menschen als Freunde auszuwählen, ist in allen religiösen Gruppierungen sichtbar. Erstaunlicherweise scheinen viele liberale Juden und Jüdinnen sich vor allem Freunde derselben Religionszugehörigkeit auszusuchen, während ein Grossteil der Orthodoxen auch nichtjüdische Menschen zu ihrem Freundeskreis zählt.

Verbundenheit mit dem Judentum

Abschliessend wurde die Frage des Zugehörigkeitsgefühls zum Judentum untersucht. Die Daten (Abbildung 7: Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum, S. 293) weisen darauf hin, dass dieses Gefühl ein entscheidender Faktor der jüdischen Identität ist, die überwiegende Mehrheit, unabhängig von ihrer Religiosität, nennt ein sehr bis ziemlich starkes Gefühl der Zugehörigkeit. 77% (54 Personen) der Befragten fühlten sich dem Judentum in ihrer Jugend sehr und 13% (9 Personen) ziemlich

zugehörig. Nur 9% (6 Personen) hatten wenig Bezug zum Judentum, und nur 1 Person konnte sich mit dem Judentum überhaupt nicht identifizieren. Zu den beiden letzteren Gruppierungen zählten diejenigen Juden und Jüdinnen, welche sich als liberal oder überhaupt nicht praktizierend bezeichneten.

Den Befragten wurde die Frage gestellt, was sie konkret mit dem Judentum verbindet, die Antworten waren sehr vielfältig. Als zentrales und wichtigstes Verbindungsglied wurden die sozialen Elemente genannt, Familie, Freundeskreis und Jugendbund. Das Eingebundensein in Traditionen wurde neben den gesellschaftlichen Werten als stärkste Verbindung zum Judentum empfunden. Der Religionsunterricht, die Feiertage, der Glaube, die jüdische Kultur und Israel wurden, wenn auch seltener, ebenfalls relativ häufig als Bezugspunkte angegeben. Vereinzelt wurden genannt: Die Geschichte, die Gemeinde, ein generelles Gefühl der spirituellen und sozialen Zugehörigkeit, das Gefühl sich eingebettet und aufgehoben zu fühlen, die jüdische Erziehung und Ethik, der jüdische Alltag generell, das jüdische Volk, die Minderheitenzugehörigkeit, das Aussehen, die Gewohnheiten, das Gefühl etwas Besonderes zu sein, und eine besondere Form der Einstellung. Eine Person betonte das negative Zugehörigkeitsgefühl. Eine 31-jährige Frau hoffte durch das Judentum, ein soziales Umfeld und einen Raum zu finden, in welchem sich religiöse Gefühle mit einem Ort der Zusammengehörigkeit vereinen.

Zuletzt wird die Frage der Identifikation mit dem Judentum als Kultur erörtert. Die Resultate der Untersuchungen sind in Abbildung 8: Identifikation mit Judentum als Kultur (S. 293) zusammengefasst. Obwohl bei der Frage nach der Verbundenheit zum Judentum der kulturelle Aspekt nur am Rande von den Befragten erwähnt wurde, identifizierte sich die deutliche Mehrheit sehr (48%; 33 Personen) oder ziemlich (37%; 26 Personen) mit dem Judentum als Kultur – wiederum nur 1 Person fühlte keinerlei Identifikation in dieser Hinsicht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass beinahe alle Befragten, unabhängig von Religiosität und sozialem Umfeld, ein Gefühl der Zugehörigkeit zum Judentum ausdrückten, welches vor allem durch die Familie, den Freundeskreis, die Tradition aber auch durch die Kultur begründet wurde. Dieses Gefühl, welches sich für jedes Individuum aus eigenen Assoziationen und Hintergründen zusammensetzt, scheint eines der wichtigsten Merkmale der jüdischen Identität zu sein.

4.2.2 Analyse der Interviews

Definition Judentum

In den Gesprächen mit den 17 Interviewteilnehmern und -teilnehmerinnen wurde versucht, der Frage der jüdischen Identität, trotz der Komplexität dieser Thematik, etwas näher zu kommen. Die Befragten wurden mit 6 Grundfragen konfrontiert:

1. Wie definieren Sie das Judentum?
2. Welche Bedeutung hat für Sie die jüdische Religion und der Glaube?
3. Was bezeichnen Sie als jüdische Tradition, und welchen Stellenwert hat diese in Ihrem Leben?
4. Was ist jüdische Kultur, und inwiefern fühlen Sie sich dieser verbunden?
5. Inwiefern fühlen Sie sich der jüdischen Gesellschaft, dem jüdischen Volk zugehörig, und welche Rolle spielt diese in ihrem Leben?
6. Was ist jüdische Identität, und in welcher Weise sind Sie von dieser geprägt?

Im folgenden wird veranschaulicht, wie die Befragten das Judentum definieren, danach werden einzelne Aspekte der jüdischen Identität, die religiöse, traditionsbezogene, kulturelle, geschichtliche und zuletzt die soziale und nationale Identität diskutiert. Das Judentum wird von einem Teil der Befragten als Essenz ihres Lebens, als Orientierungshilfe auf ihrem Weg und Teil ihres Seins verstanden. Ein areligiöser, aber dem Judentum als Tradition verbundener Mann sieht darin eine Lebensauffassung, welche er in sich trägt und weitergeben möchte:

„Ich finde, das Judentum ist etwas Schönes, ist eine Tradition, ist mehr als eine Religion, ist eine Kultur, eine Lebensauffassung, auch wenn man nicht religiös ist – das ist es, was mir mitgegeben wurde – ist das etwas, das weitergehen sollte, dass man weitergeben sollte. Und ganz abgesehen davon: dadurch, dass du mit dem Judentum aufgewachsen bist, ist das ein so grosser Teil deiner Persönlichkeit, dass es dann, wenn deine Kinder das eben nicht sind, Probleme gibt.“

(Interview 2, S. 4)

Das Judentum kann auch als Lebensweise verstanden werden, welche sich in seiner ganzen Form grundsätzlich von der Lebensform anderer Menschen unterscheidet:

„Was ist anders? Die ganze Lebensweise, die ganze Lebensart, es ist alles anders. Ich denke, für jemanden wie mich, die relativ religiös ist, hat die ganze Woche einen gewissen Ablauf. Und

dann kommt der Freitag, und es ist ‚Schabbat‘, und dann ist ‚Jom-Tov‘, und dann ist... Nicht, dass ich den ganzen Tag ‚dawne‘, aber ich bete beispielsweise jeden Abend. Es ist für mich jeden Tag etwas religiöses dabei. Und das prägt mich, ich habe den Wochenablauf, dass ich mir schon am Mittwoch überlege, was ich am Freitag koche, ob ich dann Gäste habe oder nicht. Ich lebe ganz anders als jemand, der nichtjüdisch ist. Jemand, der nichtjüdisch ist, lebt einfach dahin, geht am ‚Schabbat‘ einkaufen und was weiss ich, das ist ihm ja egal. Und er überlegt sich gar nicht, wie was ist, wie ein Tagesablauf ist. Wenn du das so ansiehst, dann ist es einfach ein gewisser Lebensweg. Also ich sehe das Judentum als einen Lebensweg. Mir gibt das etwas, das ich meinen Kindern weitergeben möchte, das ich toll finde, wo ich sehe, dass dieser Inhalt den anderen fehlt.“

(Interview 9, S. 8/9)

Judentum bedeutet für die junge Frau aus dem vierten Interview ein Leitfaden, an welchem sie sich orientieren kann:

„Es ist wie ein roter Faden durch das Leben, an dem ich mich festhalten kann. Ich weiss, was ich tun muss, was ich von mir erwarte, nicht einfach ein Fallenlassen und vor sich hin leben.“

(Interview 4, S. 15)

Ein Teil der Befragten definiert das Judentum durch die Hervorhebung einzelner Aspekte. Judentum bedeutet für sie entweder Religion, Tradition oder die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk, aber auch zu einer Minderheit. Im ersten Interview definiert ein 26-jähriger Mann sein Judentum durch die Religion:

„Jetzt kommt die Frage: Was ist Judentum? (lacht) Ich muss sagen, das klingt vielleicht abgegriffen, aber das ist es nicht, sondern es ist für mich meine ganz persönliche Erfahrung, aber seit dem Rabin-Attentat ist für mich die Identifikation mit dem Judentum als Volk weg. Meine persönliche Identifikation existiert nicht mehr, und das habe ich erlebt, als ich im Januar kurz in Israel war. Ich bin durch Jerusalem gefahren, wo ich mich bisher immer extrem wohl gefühlt, so ein heimisches Gefühl hatte, und das war einfach weg. Das war eine sehr harte Erfahrung, das habe ich sofort so empfunden, es war das erste, was ich empfunden habe. Und nachher hat sich dies auch für mich bestätigt, als ich anschliessend nochmals dort war. Also diese Identifikation mit den Ideen des Judentums zum einen, die eigentlich näher bei der Religion sind, die ist auf jeden Fall da. Mit diesen Moralvorstellungen, damit kann ich mich sehr gut identifizieren, nicht mit allen, aber mit sehr vielen. Das ist auf eine sehr individuelle Basis zurückgekommen, und damit auch weit weg vom klassischen Judentum, mehr zum Begriff

Religion allgemein. Also die Religion die ich einfach habe, ist Judentum, aber wirklich vielmehr in einem religiösen Sinne.“

(Interview 1, S. 16/17)

Judentum bedeutet für einen anderen Befragten vor allem Tradition:

„Eine Tradition. Die Feiertage und der Sinn der Feiertage. Jetzt hatten wir gerade ‚Pessach‘, der Auszug aus Ägypten. Da sagt man sich immer: Ich war dabei beim Auszug, bei der Flucht, ich bin aus dem Land ausgewandert. Nicht ihr, sondern ich selber. Ich war einer der Alleruntersten. Da holt man sich einmal im Jahr völlig herunter. Das ist etwas, das ich sinnvoll finde.“

(Interview 13, S. 5)

Andere sehen es nicht als sinnvoll an, das Judentum in unterschiedliche Teile zu zerstückeln, für sie ist Judentum die Synthese dieser Teile. Was das Judentum beinhaltet, beantwortet im fünften Interview ein 25-jähriger Mann:

„Auf gut schweizerisch: alles! (lacht) Nein, es gibt gewisse wunderbare Aussagen in der Tora, wie z.B.: ‚Zum Glück bin ich ein Mann‘. Das wird erstens allzu oft gesagt, und zweitens muss man sich fragen, ob das wirklich so gemeint war. Jetzt werde ich richtig philosophisch: Hillel hat einmal gesagt: ‚Judentum ist, tu anderen nichts an, was du nicht willst, was man dir antue. Der Rest ist Kommentar.‘ Das ist eine Terminologie, mit der ich mich sehr gut identifizieren kann. Da könnte man auch über andere Religionen diskutieren, und ob die Juden immer so damit umgegangen sind. Aber ich muss sagen, zu der Religion, zu der Geschichte habe ich schon eine gewisse Verbindung. Israel ist auch ein Teil für mich, was es ausmacht. Der Holocaust ist sicher auch ein Teilaspekt, das Gesellschaftliche.“

(Interview 5, S. 10)

Die Stärke und Einzigartigkeit des Judentums wird in der Vereinigung der verschiedenen Komponenten gesehen:

„Ich bin fasziniert vom Judentum wegen dieser Säule, die das Judentum mehr hat als andere Religionen, dass es nicht nur die religiöse Säule hat, sondern auch die historische, gesellschaftliche. Für mich ist beides wichtig. Ich versuche, möglichst viel zu wissen über die Religion, ohne mich dadurch gebunden zu fühlen.“

(Interview 7, S. 11)

Nachdem das Judentum als Lebensweg, Religion, Tradition, Kultur und Volk und als Vereinigung vieler Kräfte beschrieben wurde, werden im folgenden die einzelnen Komponenten einzeln betrachtet.

Religiöse Identität und Glauben

Im folgenden Abschnitt interessiert die Frage nach dem Glauben, nach dessen Auslegung und dem Stellenwert im Leben der Personen. Die meisten Befragten waren in ihrer Jugend nicht religiös, trotzdem glaubte die Mehrheit an Gott oder an etwas Höheres. Eine religiöse Identifizierung mit dem Judentum war bei den religiösen und praktizierenden Juden offensichtlich, aber auch einige Befragte, welche die religiöse Gesetzgebung wenig lebten, beschrieben die religiöse Identität als Teil ihres Seins.

Es lassen sich vier Kategorien der religiösen Identifizierung eruieren, welche wie folgt benannt werden: die Religiösen, die Gläubigen, die Zweifler, die Ablehnenden.

Die Gruppe der „**Religiösen**“ umfasst diejenigen, welche sich sehr stark mit der jüdischen Religion identifizieren und diese auch praktizieren. Die „**Gläubigen**“ können mit der jüdischen Religion als Ganzes nur wenig anfangen, haben jedoch einen starken Glauben und leben somit ihre eigene Form der jüdischen Religion. Die „**Zweifler**“ oder auch „Schwankenden“ suchen nach dem Glauben, sie haben eine gewisse Sehnsucht und ein inneres Gefühl der Gläubigkeit, können diese jedoch mit ihrem Verstand nicht in Einklang bringen. Die letzte Gruppe, die „**Ablehnenden**“, distanziert sich in klarer Weise von der Religion und vom Glauben an sich, sei dies in intellektueller oder emotional-aggressiver Form. Anschliessend werden anhand von Auszügen aus den Interviews Beispiele für diese 4 Formen aufgezeigt.

Als erstes wird die Beschreibung des Glaubens und ihre individuelle Bedeutung von zwei religiösen Menschen erklärt, wobei gesagt werden muss, dass in dieser Befragung keine ultraorthodoxen Juden oder Jüdinnen dabei waren. Ein junger, traditionell-religiöser Mann beschreibt den Glauben auf vier Ebenen – dem Verhalten, dem Glauben und Fühlen und zuletzt dem Wissen:

„Für mich gibt es eigentlich drei Ebenen: Das eine ist das Tun. Das zweite, was man glaubt und fühlt. Und das dritte, was man weiss. Und ich habe von zu Hause her eine Tradition mitbekommen, den Freitagabend, den wir gemacht haben, aber nach dem Essen hat man ferngesehen, aber dann hat man ‚gebenscht‘, so in diesem Stil traditionell, und alle ‚Jom-Tovs‘ und so. Und dann in der Primarschule in der vierten Klasse – ich bin eigentlich am Samstag

immer in die Schule gegangen – hatten wir zwei jüdische Mädchen in der Klasse, und der Primarlehrer hat gefunden, wir sollten alle drei am Samstag nicht in die Schule gehen. Und dann habe ich angefangen, jeden Samstag mit meinem Grossvater in die Synagoge zu gehen. Und das mache ich seither. [...] Ja, seither gehe ich jeden Sabbat zu meinen Grosseltern und anschliessend mit meinem Grossvater in die Synagoge. Das ist natürlich etwas recht Prägendes und eine sehr kontinuierliche Verbindung und auch eine gewisse Art von Religiosität natürlich. Ich habe einfach sehr viel gelernt. Obwohl ich nur in den Unzgi gegangen bin. Meine Eltern haben für uns eine Intensivklasse oder so gegründet, es hatte also zwei Klassen in unserem Jahrgang. Wir hatten dann mehr Unzgi, und bei den Leuten in meinem Alter hat sich der Unzgi dann mehr oder weniger aufgelöst, und wir hatten noch weiter. Ich war bis zum Ende des Gymnasiums im Unzgi. Ich bin wohl einer von denen, die am längsten im Unzgi gewesen ist (lacht). Ich habe also immer sehr viel gelernt, wollte auch immer sehr viel lernen. Ich habe dann noch Ivrit gelernt nebenbei und wollte auch nach der Matur noch mehr jüdische Sachen lernen, und dieses Bedürfnis habe ich noch immer. An der Yeshiva-University habe ich natürlich auch viel gelernt, und in Israel habe ich auch neben dem Ivrit noch Tora gelernt nebenbei. Also auf diesem Gebiet kann ich noch vielen „BA-Leuten“ (Bne Akiwa) das Wasser reichen.“

(Interview 1, S. 6/7)

Er beschreibt, in welcher Form er das Judentum praktiziert und was es für ihn bedeutet:

„Und auf der anderen Seite weiss ich dann im Vergleich zu jenen Leuten, mit denen ich äusserlich sozusagen auf der gleichen Ebene bin, viel mehr und gelte dort als wahnsinnig religiös. Ich bin nicht ‚Schomer-Schabat‘. Was ich äusserlich halte, ist ‚Kaschrut‘, Fisch beispielsweise esse ich jedoch auch auswärts. Meine äusserliche Religiosität ist eigentlich recht beschränkt, wobei ich mich in einem religiösen Umfeld bewegen kann, ohne dass man mir anmerkt, dass ich nicht unbedingt darin aufgewachsen bin, was für mich ein grosses Bedürfnis war, das zu können und mich dort wohl zu fühlen. Es gibt auch Phasen, in denen ich froh bin, mich darin bewegen zu können, ohne das Gefühl zu haben, eine falsche Bewegung zu machen.[...] Aber äusserlich kann man mich als klassisch traditionellen Juden bezeichnen, auf den Kaschrut bezogen etwas mehr als andere vielleicht. Und dann vom Wissen her, das ist mir schon sehr wichtig. Und vom Glauben, vom Empfinden her, da sehe ich schon das Treibende hinter dem Ganzen. Das hat dann auch weniger mit dem Judentum per se zu tun.“

(Interview 1, S. 7)

Auf die Frage ob sich die 3 beschriebenen Ebenen im Verhältnis zueinander im Laufe der Jahre verändert haben, meint er:

„Ich denke, ich reflektiere die emotionale Ebene in den letzten Jahren mehr, mit der Reife (lacht). Dann hatte ich Phasen, in denen mir die äusserlichen religiösen Sachen wichtiger waren, in denen ich wirklich versucht habe z.B. ‚Schomer-Schabat‘ zu sein. Das war etwas, das mit der Zeit stärker wurde, sich nach dem Gymnasium kumuliert hat und noch immer da ist, jetzt mit etwas weniger Zeit und Energie verbunden. So etwa ist die Entwicklung.“

(Interview 1; S. 8)

Er definiert seine Identität hauptsächlich durch die Religion, er kann sich jedoch vor allem nach dem Attentat an Rabin, nicht mehr per se am Judentum, am jüdischen Volk orientieren:

„Ich würde sagen, ich bin irgendwodurch ein religiöser Mensch. Punkt. Und Religion ist für mich hauptsächlich definiert durch das Judentum. Plus individuelle religiöse Erfahrungen sozusagen. Aber so diese einfache Definition jüdisch-jüdisch-jüdisch, das funktioniert nicht mehr so.“

(Interview 1, S. 17)

Für den fünften Interviewpartner wird seine jüdische Identität ebenfalls durch die Religion, durch die Tora bestimmt:

„Also nein, im Zentrum ist für mich die Tora, denke ich. Nicht dass ich und die Tora eins sind, aber das ist für mich der Grund, warum ich mich überhaupt jüdisch fühle. Das ist irgendwo der Link im entferntesten und vielleicht auch weit weg, aber daraus baut sich rundum eine Gesellschaft auf und alles. Wenn dieses Buch für mich irgendein Buch wäre, dann wäre das wahrscheinlich überhaupt nichts für mich, dann könnte ich mich wohl nicht sehr damit identifizieren. Komisch, aber ich habe dieses Gefühl. Du bist nicht einfach in einer Gruppe und wächst dort auf und bist deshalb dann dort. Deshalb gehe ich trotz allem auch ab und zu in die Synagoge. Nicht aus sozialem Druck. Manchmal möchte ich das halt mal. Nicht sehr oft, aber manchmal. Denn ich kann jüdisch sein hier oder in Südafrika mitten im Dschungel oder in der Wüste, ohne Gesellschaft. Die Identität ist so stark, da könnte ich überall in eine Synagoge gehen, da könnte ich irgendwo leben, meine jüdische Identität bleibt. Da brauche ich auch kein Israel, kein gar nichts.“

(Interview 5, S. 10)

Er unterscheidet zwischen Glauben im strengeren und Glauben im weiteren Sinne, das letztere bezeichnet er als reflektierte Gläubigkeit:

„Gläubig? Die 613 Ge- und Verbote glauben und befolgen. Man kann es gar nicht anders sagen, zwei davon fallen sowieso weg, wir leben nicht mehr in dieser Zeit. Das ist mal das, was man als gläubig bezeichnen kann, im strengeren Sinne. Und im weiteren Sinne ist es sicherlich, dieses Material auf einen wirken lassen und etwas damit zu tun. Dass es nicht einfach durch dich durch geht und dann weg, sondern dass etwas mit dir passiert.[...] Diese reflektierte Gläubigkeit, dass es dir etwas bedeutet, dass man es aufnimmt, dass etwas damit passiert, das man etwas damit anstellt. Ich würde sagen, dadurch dass ich älter geworden bin und mehr darüber gelernt habe, bin ich bewusster geworden.“

(Interview 5, S. 10/11)

Eine Trennung zwischen Glauben und Religion wird im folgenden Beispiel postuliert – der Befragte beschreibt sich als gläubigen Menschen, nimmt jedoch von den jüdischen Religionsvorschriften Distanz:

„Gläubigkeit hat für mich nichts mit Religion zu tun. Ich habe immer an gewisse Sachen geglaubt, aber ich habe mich auch immer gegen die Religion als solches gewehrt. Das war eigentlich immer so.[...] Das eine ist für mich die Geschichte, das Alte Testament und so, welches ich zum Lesen interessant finde. Aber die Vorschriften, welche man mir gab, wie zum Beispiel, dass ich an Gott glauben müsse und diese und jene Gesetze einhalten sollte, daran habe ich mich nie gehalten. Aber der Glaube an etwas Höheres ist immer da.[...] Das Jüdische ist – genau wie alle anderen Religionen – ein Werkzeug, das man nehmen könnte, aber ich bin immer meinen eigenen Weg gegangen. Ich überlege immer, wie man das auch anders machen könnte.“

(Interview 16, S. 5/6)

Die Tatsache, dass eine Veränderung der Religiosität nicht mit einer parallelen Verschiebung des Glaubens verlaufen muss, ja sogar entgegengesetzt wirken kann, wird im achten Interview verdeutlicht:

„Die Gläubigkeit hat sich nicht so verändert, vielleicht intensiviert, das kann man ja nicht messen. Aber dafür hat sich die Religiosität abgeschwächt. Dieser Entscheid, dass ich nicht mehr so religiös sein will, ist eigentlich schon in der Schule passiert, aber um die Lehrer nicht zu sehr zu verwirren, habe ich es einfach durchgezogen. Nach der Schule bin ich dann nach Israel ab, da war es dann anders.“

(Interview 8, S. 5)

Die nächsten Erläuterungen belegen den Kampf zwischen Emotion und Ratio, das Schwanken zwischen Glauben und ihrem rationellem Widerspruch, sie widerspiegeln den Glaubenskampf der „Zweifler“:

„Ich war schon gläubig irgendwie, aber ich war immer ein ziemlich rationaler Mensch. Ein Gläubigsein ohne zu hinterfragen, das käme für mich sowieso nie in Frage. Aber tief in mir innen hatte ich schon immer ein Gottesvertrauen, einen Glauben an Gott, an etwas übermenschliches, irrationales.“

(Interview 11, S. 8)

Eine kritische, intellektuelle Annäherung an den Glauben beschreibt der Befragte im vierzehnten Interview:

„Ich meine, ich bin kein sehr religiöser Mensch, ich bin sehr kritisch gegenüber der Religion, auch gegenüber der jüdischen Religion. Ich habe auch Mühe damit, gewisse Rituale nachzuvollziehen. Ich habe aber Interesse daran, ich bin neugierig. Ich finde vieles schön, was man glauben kann, wenn es diese Feste gibt, aber ich kann mich dem nicht unterwerfen.[...] Ich war immer sehr kritisch und habe mich immer damit auseinandergesetzt, vor allem mit 15, 16, 17 Jahren, und ich war immer sehr unschlüssig deswegen. Ich habe nie gesagt, ich glaube an Gott. Das kann ich auch jetzt nicht sagen. Aber auch nicht das Gegenteil. Das ist für mich jetzt nicht so wichtig. Nach einer gewissen Periode habe ich gefunden, dass diese Frage für mich so weit beantwortet ist und ich diese Grundsatzfragen nicht so wichtig finde. Für mich sind andere Dinge wichtiger. Ein bisschen religiös bin ich sicher, dass ich mich mit dem Glauben auseinandersetze, aber nie in dem Sinne, dass ich mich einem Glauben so stark unterwerfen und Überzeugungen nachleben kann. [...] Meine Eltern haben auch nie stark mit dem Glauben als Erziehungsinstrument gearbeitet. Die jüdische Religion war mehr dazu da, um Feste zu feiern, auch Besinnliches, aber nie so, dass man gewisse Sachen machen musste, glauben musste. Das haben sie nie so vermittelt, und das habe ich als gut empfunden, dadurch habe ich eher eine distanziertere, intellektuellere Annäherung gehabt.“

(Interview 14, S. 8)

Die Sehnsucht nach einem Gefühl von Glauben, von einem geistigen Zuhause wird im sechsten Interview ausgedrückt – ihre Unfähigkeit zu glauben, begründet sie im Fehlen des Urvertrauens:

„Ich stelle oft fest, dass die Leute, von denen ich das Gefühl habe, sie sind gläubig, dass sie so etwas wie ein Urvertrauen haben. Eben deshalb sehe ich das als eines. Und ich glaube, ich habe

das ziemlich wenig. Ich glaube nicht, dass da der liebe Gott ist, der gut zu mir schaut, und an den ich eben glauben kann und in diesem Sinne gläubig bin.“

(Interview 6, S. 9)

Dies beeinflusste sie jedoch nicht darin, immer ein starkes jüdisches Bewusstsein gehabt zu haben, und die jüdische Tradition mit ihren Feiertagen als spezielle, zentrale Tage im Familienleben zu erleben und zu schätzen. Die Suche nach dem Glauben und ihre Distanzierung wird im zwölften Interview aufgezeichnet:

„Im ersten Jahr habe ich einen Kurs besucht über Religion und Kunst. Das war bei einer Französin, die religiös ist, eine offene und faszinierende Frau, die auch Kabbala lehrt. In diesem Kurs habe ich gemerkt, wie wenig ich überhaupt weiss. Und dann dachte ich, jetzt bin ich in Israel, also ‚now or never‘. Und dann bin ich zwei Jahre lang immer zu ihr nach Hause gegangen. Ich war in einer Gruppe, wir haben zeitweise zusammen gelesen, und zum Teil war es auch sehr kabbalistisch ausgerichtet. Ich fand es einfach sehr spannend, das kennen zu lernen, ich fand das wirklich interessant, dieses ganze symbolische Zeug und so. Aber ich bin dann auch an einen Punkt gekommen, an dem ich nicht mehr wollte. Ich spürte, dass ich es wie nicht richtig glaube, nicht an die Basis des Ganzen glaube.[...] Ja, es geht ja schlussendlich um einen Glauben an Gott, und den habe ich nicht, das fehlt mir irgendwie in der Art. Ich habe mich eine Zeit lang mehr als anthropologische Beobachterin gesehen - aber das ist schwierig, denn das zieht dich dann ja rein. Ich habe mich dann irgendwie wieder distanziert davon.“

(Interview 12, S. 8)

Trotzdem spürt sie eine bestimmte Form des Glaubens:

„Also das habe ich schon irgendwie im Gefühl, dass es einen Sinn geben muss, einen höheren. Irgendetwas zwischen Himmel und Erde, das man nicht sieht. (lacht) [...] Nein, ich beziehe dies nicht auf Gott, aber schon auf irgendetwas Höheres, oder mir nicht Klares. Auch die Frage nach dem Zufall oder Dinge, die ich teilweise erlebe, bringen mir Gedanken an den Glauben nahe. Ich habe in diesem Sinne schon einen Glauben.“

(Interview 12, S. 9)

Sie empfindet eine enorme Ambivalenz gegenüber dem Judentum. Als Kind hat sie es nie von ihren Eltern vorgelebt bekommen, jetzt hat sie das Bedürfnis nach deren Nähe, findet jedoch ihren Platz nicht.

Im zweiten Interview wird der Glaube aus Sicht eines beinahe „Ungläubigen“ erklärt:

„Ob man an Gott glaubt? Meine Ratio, meine Vernunft sagt, dass im Prinzip wahrscheinlich das ganze ‚Tarimtaram‘ eine geniale Erfindung ist, nicht viel dahinter steht. Das ist es, was meine Vernunft sagt. Und ja, das Herz, das Herz... Nein, nein, es ist auch die Vernunft auf der anderen Seite, da gibt es Dinge, wo der Glaube offenbar doch Kräfte verleiht, wo der Glaube offenbar einen gewissen Einfluss hat und eine gewisse Stärke gibt, dass ich irgendwie doch noch glaube - ja, ganz so sicher bin ich da nicht. Vielleicht gibt’s doch noch etwas. Das glaube ich schon. Also wenn man das unter gläubig versteht. Was ist Gott? Ich finde keine Antwort auf das, aber dass noch irgendetwas da sein könnte, das glaube ich schon. Aber rein vernünftig betrachtet – und da bin ich ziemlich stark der Überzeugung – ist das Ganze eine geniale Erfindung von sehr intelligenten Leuten, die eine Konstruktion gemacht haben, was warum wie ist, und was für Geschichten da erfunden wurden, die was halten, die vor mehreren tausend Jahren entstanden sind und erstaunlicherweise noch immer in der neusten Zeit halten. Wobei man schon sehen muss, dass gewisse Argumentationen natürlich hanebüchen sind, die heute missbraucht werden, um gewisse Dinge zu erklären. Zum Beispiel ‚Kaschrut‘, das ist für mich absolut hanebüchen, darum halte ich mich grundsätzlich nicht daran. Das ist für mich in der heutigen Zeit, auch wenn man noch so daran glaubt, absolut inakzeptabel rein vom Glauben her. Man kann sagen, man will von der Tradition her ‚Kaschrut‘ halten, okay, da bin ich noch bereit, das zu akzeptieren, man kann sagen, das ist Teil unserer Religion und das wird weitergeführt. Aber das ist ja immer das Problem bei der Religion, das ist ja die geniale Konstruktion daran, dass man es nicht widerlegen kann, obwohl es – und das ist meine tiefste Überzeugung – völliger ‚Humbuk‘ ist, völlig! Heutzutage, wo man so viel mehr weiss, über Hygiene, über Tiere, über Tötungsmethoden usw. ist das für mich – und da habe ich eine tiefe Überzeugung, also mindestens so tief, wie dass ich an Gott glaube, mindestens! – ein völliger Seich. Ich bin aber bereit, es zu akzeptieren, aus traditionellen Gründen oder wenn jemand daran glaubt, von mir aus, aber ich? Auf keinen Fall!

(Interview 2, S. 7/8)

Er sieht in der Toleranz eine grössere Wichtigkeit als im Glauben:

„Der Grad der Religiosität ist kein Gradmesser. Das zum Beispiel, das ist etwas, das mich geprägt hat, die Intoleranz. Der gemeinsame Glaube an die Toleranz, mehr noch als an Gott, das ist für mich eine viel wichtigere Lebensgrundlage, viel wichtiger! Denn das ist etwas konkretes, das mir in meinem Leben immer hilft. Denn Gott hilft dir nicht immer. Das Judentum hat mich von der mangelnden Toleranz her geprägt. Das kann ich gar nicht leiden.“

(Interview 2, S. 8)

Die zwei folgenden Aussagen vertreten die Gruppe der „Ablehnenden“ – in unterschiedlicher Form rücken sie vom Glauben und der Religion ab. Der Glaube ist für diese junge Frau eine ungelöste Frage und für viele Menschen eine Farce:

„Wenn man an Gott glaubt. Diese Frage habe ich mir lange nicht gestellt, beantworten kann ich sie sowieso nicht. Ich glaube... Ich halte Seine Gebote nicht, die Er anscheinend erlassen hat. Daraus schliesse ich, dass ich wahrscheinlich nicht gläubig bin.[...] Ich sage, religiös ist, wenn man an Gott glaubt. Gut, man kann auch religiös sein, ohne an Gott zu glauben, ich weiss nicht, wie man das nennt. Aber ich kann das nicht nachvollziehen, das ist für mich nur noch Show.“
(Interview 10, S. 7)

Eine massive Abneigung gegen den Glauben, welche durch tiefe Verletzungen aus der Kindheit herführen, äussert der Befragte im fünfzehnten Interview:

„Als kleines Kind gab es einen ‚lieben Gott‘, wobei der alles andere als lieb war. Das war ein ganz fürchterlicher Gott, der hat alles gesehen, der hat einen auch dafür bestraft. Und dann kam so die intellektuelle Wegwende in der Pubertät. So im Untergrund ist dieses Bild immer noch da, als lästige Bürde oder Teil der Geschichte, aber der jüdische Gott oder patriarchale Gott ist für mich diskussionslos, lästig und eine Last. Eine der grossen Aufgaben, das definitiv im nächsten Jahrtausend durchzuputzen.[...] Es ist der absolut tiefe, innere Glaube und die Überzeugung, dass es den Gott aus meiner Kindheit, so wie ich ihn damals erlebt habe, und so wie er anscheinend in so und so vielen Köpfen noch herumspukt, ob im Islam oder im Christentum, dass es diese Art von Gott ganz schlicht nicht gibt und auch nie gegeben hat. Wenn wir uns über irgendetwas Göttliches unterhalten – und ich weiss da wenig bis überhaupt nichts, aber ich denke, dass man sich mit irgendwelchen Talmud-Gelehrten auch gar nicht über Gott unterhält –, dass denen genauso klar ist, dass dieser Popans einfach eine Verlängerung der väterlichen Autorität war. Ich nehme an, dass ich mich mit einem Talmud-Gelehrten sehr gut darüber einigen könnte, denn dort würden wir nicht über Gott reden, sondern darüber, was die menschliche Seele ist, das ist das Thema. Dieser Kinder-Gott, der wird bis an mein Lebensende in meiner Seele herum wüten, aber das ist ein psychisches Problem, das ist ein Problem meiner Biographie, oder vielleicht ein Kulturproblem, ist aber für mich kein theologisches Problem.“
(Interview 15, S. 10/11)

Der Glaube ist kein lebenslanger, statischer Zustand, sondern er entwickelt sich in einem dynamischen Prozess, in welchem je nach Individuum sehr unterschiedliche Formen gelebt und gefühlt werden. Diese Veränderungen können in beide Richtungen verlaufen und innerhalb eines

Lebens mehrmals schwanken. Wie sich der Glaube während der Jahre verändern kann, beschreibt der 28-jährige Mann im dritten Interview. In seiner Kindheit, bis etwa 12 Jahre, war er sehr gläubig, er betete jeden Tag, während der Jugend lebte er den Glauben jedoch eher gezwungenermaßen. Heute spielt der Glaube keine wichtige Rolle mehr in seinem Leben:

„Der Glaube war sicher damals mehr vorhanden. Ich hatte das Gefühl, dass da etwas ist - wobei, das muss ich auch jetzt noch sagen. Jetzt ist die Frage für mich nicht so wichtig, ob es etwas gibt oder nicht. Früher habe ich alle meine Gedanken angestrengt, mir zu beweisen, dass es nichts gibt, damit ich recht habe. Heute spielt das keine Rolle mehr.“

(Interview 3, S. 7)

Im siebten Interview wird ebenfalls diese Veränderung der Definition von Glauben in seiner Entwicklungsgeschichte geschildert:

„Heute habe ich ein viel breiteres Verständnis vom Glauben, da ist die Frage ob Gott existiert sekundär geworden. Das spielt sich viel mehr im zwischenmenschlichen als im esoterischen Bereich ab. Und früher war Gott eine wichtige Person. Auch ein naives Gottesverständnis: Wenn ich kein Bauchweh mehr habe, dann mache ich das und das.“

(Interview 7, S. 7)

Ein anderer junger Mann nennt sich selbst einen Atheisten mit Religionsgeschichte. Er beschreibt seine Glaubensgeschichte im Laufe seiner Entwicklung und wie sein Jetzt-Zustand ist:

„Ja, es ist seltsam, ich sehe mich als Atheisten an, ich kann im Moment nicht an Gott glauben. Das sagt mir überhaupt nichts. Und trotzdem ist die Religion ein Teil von mir, weil es nun mal ein Teil meiner Kindheit gewesen ist, ein wichtiger Teil. Ich bin früher regelmässig in die Synagoge gegangen, sicher zehn Mal im Jahr.[...] Von klein an bis so etwa 15, 16 Jahre. Natürlich hatte ich auch eine Phase, in der ich regelmässig in die Synagoge gegangen bin, weil ich dort meine Kollegen hatte, mit denen ich ‚Bar-Mitzwa‘ hatte. Aber es war für mich damals wichtiger, als es das heute ist. Eben, eine Identität, die sich auch über die Religion definiert, aber – das ist irgendwie paradox – einerseits hat es mit der Religion zu tun, andererseits sagt mir Religion einfach nichts mehr. Ich merke, dass das meine Mutter etwas stresst, dass ich das so bestimmt ablehne, aber meinem jüdischen Empfinden tut das keinen Abbruch. Ich finde es ehrlicher, weil mich das eine Zeit lang auch gestresst hat, dass mir das nichts gesagt hat. Ich habe mich auch schon dabei ertappt, dass ich mich zum Teil fast lustig darüber gemacht habe.

Ich habe mich dann gefragt, wieso lernen wir hebräisch zu lesen, das ist doch wirklich veraltet, und auch diese Wortwahl, das entbehrt wirklich nicht einer gewissen Lächerlichkeit.“

(Interview 17, S.5)

Obwohl er jetzt areligiös ist, fühlt er sich in seinem Jüdischsein viel stärker als früher, weil er sich im Laufe der Zeit viel intensiver damit auseinandergesetzt hat. Er erzählt wie sich sein Glaube im Laufe der Jahre verändert hat:

„Es hat zu Hause angefangen, und dann hat es einmal von der Gemeinde einen Ausflug nach Heide gegeben, das ist ein jüdisches Kinderheim. Und die Gemeinde hat wohl gemeint, dass es gut sei, wenn die sozusagen normalen jüdischen Kinder einmal mit den Kindern vom Heim zusammenkommen, damit sie sehen, dass es nicht nur den Prototyp der jüdischen Familie gibt. Und dort hat es immer ein Tischgebet gegeben. Und das hat meiner Schwester und mir Eindruck gemacht, also mehr so im Sinne: ‚läck, wir singen jetzt alle zusammen‘, also weniger auf einer religiösen Ebene. Und dann haben wir das zu Hause eingeführt. Wir haben damals zu Hause noch Schweinefleisch gegessen – also nicht viel, ab und zu einmal ein bisschen Salami, und in den Ferien vielleicht mehr – und dann haben meine Eltern gefunden, das sei inkonsequent, wir essen kein Schweinefleisch mehr. Es gab also eine leichte Steigerung, unabhängig von uns, und dann kam langsam die ‚Bar-Mitzwa‘. Ich habe dann, als ich in den ‚Schomer‘ gekommen bin, wieder Leute aus dem Kindergarten getroffen. Ich fand diese Leute toll, sie haben mich auch an ihre ‚Bar-Mitzwa‘ eingeladen, und so bin ich in eine etwas religiösere Welt hineingekommen. Ich wollte nach meiner eigenen ‚Bar-Mitzwa‘ selber weiter Unterricht nehmen, das war diese Phase, so mit 14, 15 Jahren. Ich kann mir vorstellen, dass das auch mit dem ‚Schomer‘ zu tun hatte. Obwohl es zum Teil religiösere Leute im ‚Schomer‘ hatte, die zum Teil ‚Schomer-Schabbat‘ und so weiter waren, war die Grundstimmung dort, dass wir die Religion nicht brauchen. Früher war das viel extremer, fast eine Protesthaltung. Die Grundtendenz war Judentum ja, Religion nein.“

(Interview 17, S. 9/10)

Identifizierung mit der jüdischen Tradition

Die Ergebnisse der Untersuchung verdeutlichen, dass jüdische Tradition nicht mit ein paar Worten umschrieben werden kann, sondern sehr individuell verstanden wird. Für viele bedeutet es, die klassischen Feiertage mit ihren Bräuchen und Riten zu feiern, andere sehen darin Musik und Essen, aber auch Geschichte und Kultur, oder sie definieren jüdische Tradition als humanistische Tradition. Die stärkste gemeinsame Komponente, welche die Befragten nannten, ist der Bezug zur Familie – Tradition bedeutet für die allermeisten das jüdische familiäre Umfeld. Das Empfinden von diesem ist jedoch sehr ungleich, es schwankt zwischen sehr positiven Assoziationen und

Geborgenheit bis zu einem Gefühl des Zwangs und des Widerwillens. Ein 26-jähriger Mann beschreibt, was Tradition für ihn bedeutet:

„Das ist für mich das, was ich zu Hause sehe und erlebe mit meinen Eltern, mit meinen Grosseltern auch. Dazu muss ich vielleicht sagen, dass mich mein Grossvater auf meine ‚Bar-Mitzwa‘ vorbereitet hat. Da hatten wir recht lange daran. Es war ein sehr intensives Jahr, in dem ich viel mitbekommen habe. Und das ist für mich Tradition, wenn ich sehe, wie mein Grossvater sein Judentum lebt, eigentlich noch stärker als meine Eltern. Und deshalb habe ich im Fragebogen auch ‚sehr‘ angekreuzt, dass ich mich sehr damit verbunden fühlte, weil wir auch eine starke Familienbande, eine starke Verbindung haben, und deshalb diese Sachen auch so vermittelt werden.“

(Interview 1, S.8)

Die Definition der Tradition durch Familie und Elternhaus, den Bezug zum familiären Umgang mit Religion, erklärt diese Frau, welche sich der familiären Abstammung sehr bewusst ist:

„Für mich ist Tradition das, was meine Eltern gemacht haben, was meine Grosseltern gemacht haben, zum Beispiel ‚Schabbat‘, das ist Tradition, und ‚Jom-Tov‘. Wie religiös man es macht, das steht auf einem anderen Blatt. Aber ein traditioneller Jude ist für mich einer, der weiss, dass ‚Schabbat‘ ist, er hält ihn zwar nicht, aber er geht am Freitagabend erst um zehn in die Disco, nicht schon um acht, weil er zuerst bei seinen Eltern zum Abendessen ist. Das ist Tradition, dass man das macht, seit Generationen isst man zuerst zusammen, und dann macht jeder, was er will. Das ist für mich traditionell.“

(Interview 9, S. 11)

Tradition wird im vierzehnten Interview in 3 Komponenten - Religion, Kultur und Geschichte des jüdischen Volkes, gegliedert:

„Das setzt sich wahrscheinlich aus vielem zusammen. Zum einen das Religiöse, die Übermittlung der religiösen Regeln, das ist sicher der Teil, mit dem ich etwas mehr Mühe habe, mit dem ich mich nicht so stark identifizieren kann. Aber für mich ist auch das Kulturelle sehr stark im Vordergrund, also einerseits als Geisteswissenschaft im Allgemeinen, das ist für mich sehr faszinierend, und da bin ich irgendwie sehr stark jüdisch, habe ich das Gefühl. Vor allem das osteuropäische Judentum fasziniert mich immer wieder, da lese ich immer wieder etwas darüber. Und dann natürlich auch das Bewusstsein der Geschichte des Judentums als Volk unabhängig auch vom Kulturellen, das Schicksal in diesem Sinne. Deshalb ist es für mich nicht

unbedingt so stark an Israel gebunden, aber ich glaube, das kommt vielleicht dann auch noch. Israel ist ein gewisser Bestandteil davon, aber vielleicht weniger stark. Also in erster Linie das Kulturelle - das Religiöse prägt mich vielleicht etwas weniger.“

(Interview 14, S. 9)

Interessanterweise berichten häufig Menschen, welche sich selbst als nicht gläubig empfinden, von einer starken Verbundenheit zur Tradition. Diese Verbundenheit ist unabhängig von religiösen Gefühlen, und scheint eine Form der familiären Verbundenheit und Wertestellung widerzuspiegeln:

„Die Sitten, Bräuche, dass man am Freitagabend zusammensitzt, diese Lichtlein, die beiden Kerzen anmacht, der ‚Kiddusch‘, das ‚Benschen‘, dass der Mann in die Synagoge geht (in welchem Rhythmus auch immer, das ist jedem seine eigene Sache), dass man die traditionellen Tischgebete sagt usw... Hinzu kommt das Feiern der Festtage wie z.B. ‚Pessach‘ und ‚Yom-Kippur‘, das sind Traditionen, die zwar einen gläubigen Ursprung haben, aber Traditionen sind, die man aufrecht erhält, eben die jüdische Tradition. Damit fühle ich mich verbunden, zum Beispiel am ‚Yom-Kippur‘ nicht zu essen - das habe ich zwar auch schon mal nicht eingehalten, aber da hatte ich ein schlechtes Gewissen. Am ‚Pessach‘ habe ich meine eigenen Regeln, die ich mir selber auferlege. Ich esse zwar nicht koscher, aber zum Beispiel nichts mit Weizen, nichts mit Mehl. Aber das Fleisch kann gemetzget sein, wie es will, das ist mir egal, das esse ich weiterhin. Und falls ich doch Brot esse, dann gibt mir das nachher so ein Gefühl: ‚hättest du nicht tun sollen‘. Nicht, dass ich dann nicht schlafen könnte, aber...“

(Interview 2; S. 9)

Auf die Frage, wem gegenüber er sich schuldig fühlt, antwortet der Befragte:

„Mir selbst gegenüber. Eben das sind die Traditionen, die ich weiterführen will, und keinen Fehler machen will diesbezüglich. Aber wie gesagt, zum Teil gibt es auch Dinge, die mir dann wieder völlig egal sind, wie zum Beispiel das Koscher-Essen. Oder in die Synagoge zu gehen und sich wie ein Idiot zu schütteln (lacht). Da geh ich doch lieber Tennis spielen oder so, da machen wir lieber was gescheites.“

(Interview 2; S. 9)

Eine junge Frau beschreibt wie der Glaube für sie oft mit Schuldgefühlen verbunden war. Sie fürchtete sich vor Bestrafung, hatte Angst, dass ihr etwas Schlimmes geschehe, wenn sie gewisse Gebote des Judentums nicht einhielt. Die Schuldgefühle beschreibt sie von der Zeit an, in welcher sie selbst über ihr Tun entscheiden konnte und das Handeln nicht mehr von den Eltern vorgegeben

war – den Druck auf sich übte sie selbst aus. Tradition ist für sie verbunden mit Feiertagen und vor allem mit Familie:

„Die Feiertage zusammen zu feiern, ‚Pessach‘, ‚Sederabende‘ zu halten. Und gewisse Pfeiler, die ich mir als jüdisch gesetzt habe, was ich esse und was nicht. Und dass ich an Feiertagen wirklich nicht arbeiten gehe. Das ist für mich Tradition. Mehr Tradition als Religion.“
(Interview 4, S. 8)

Einen scheinbaren Widerspruch beschreibt der siebzehnte Interviewpartner, welcher sich selbst als Atheisten definiert, sich jedoch der jüdischen Tradition sehr nahe fühlt, obwohl diese für ihn stark mit Religion verknüpft ist:

„Ich fühlte mich ziemlich stark mit der jüdischen Tradition verbunden. Für mich ist Tradition, dass alle in meinem Freundeskreis ‚Bar-Mitzwa‘ oder ‚Bat-Mitzwa‘ hatten, dass man an hohen Feiertagen in die Synagoge geht, dass man ‚Schabbat‘ oder ‚Pessach‘ feiert, dass man kein Brot isst, solche Sachen. Tradition hatte damals sehr viel mit Religion zu tun. Für mich auch heute noch.“
(Interview 17, S. 10)

Die negative Verknüpfung mit Tradition wird in der Befragung fast ausschliesslich mit negativen Konnotationen gegenüber der Familie, den Eltern, begründet. Die Kinder fühlten sich gezwungen, ein Verhalten zu zeigen, welches ihnen nicht entsprach, sie fühlten diesen familiären Druck als starke Belastung, wobei keine positive Verbindung zum eigentlichen traditionellen Wesen entstehen konnte. So verbindet der Befragte im dritten Interview Tradition direkt mit Familie und beschreibt diese als Zwangsjacke:

„Alles was meine Familie gemacht hat. Ich habe das eher als Zwangsjacke empfunden. Wir sind so oft am Sonntag nach Endingen zum Beten gefahren, wenn man eigentlich ausschlafen hätte können - das hat bereits um acht Uhr angefangen. Dann hast du gebetet bis um zehn und dann gab es Brunch. Aber das war so eine Pflichtübung für mich. Deshalb war jüdische Tradition für mich Familientradition und oft lästig. Und deshalb nicht sehr verbindend. [...] Ich kann mich noch erinnern, als Kind in der Synagoge, da haben R. und ich uns ständig Fussballresultate abgefragt. (lacht) Ich habe mich da wirklich nie gross.. - ich war in einer so anderen Welt, in dieser Aarauer Mentalität, in der so andere Dinge eine Rolle gespielt haben. Auch diese zweimal im Jahr, in denen wir in der Synagoge in Zürich waren, da gehst du dann hin, kennst niemanden, lässt es einfach über dich ergehen. Es war auch von der Familienstruktur her gar nicht möglich, dort anzuknüpfen. Klar, ‚Pessach‘ oder ‚Seder-Abende‘, das hat mir schon Spass

gemacht, das habe ich gern gemacht. Aber das waren mehr so Fixtermine, da bist du von einem Termin zum anderen gehüpft.“

(Interview 3, S. 8)

Der folgende junge Mann hat ebenfalls einen geringen Bezug zur jüdischen Tradition und verbindet diese vor allem mit negativen Assoziationen:

„Ich fühle mich mit der jüdischen Tradition wenig verbunden. Mit der jüdischen Geschichte bin ich sehr verbunden, damit habe ich mich auch beschäftigt. Aber mit der jüdischen Tradition bin ich eigentlich nicht verbunden. Das hat für mich sehr viel mit Religion zu tun. [...] Wenn es beispielsweise heisst, aus Tradition tragen wir ein ‚Käppli‘ auf der Strasse, oder aus Tradition machen wir kein Licht. Das sind Dinge, die für mich überholt sind. Das mit dem ‚Käppli‘, ist knapp 200 Jahre alt, vorher hat ein Jude nie eine ‚Kippa‘ getragen. Man hat es auf dem Friedhof getragen und in der Synagoge, aber mehr nicht.“

(Interview 16, S. 5-6)

Tradition, Feiertage bedeuteten für ihn familiären Druck und Stress:

„Das war mit vielen negativen Gefühlen verbunden, es bedeutete z.B. auch, dass ich einen Kittel und einen Anzug anziehen musste. Der Familienzwang spielte dabei auch eine gewichtige Rolle, z.B. hiess es, du weisst, dass der Grossvater es gern hätte, wenn du in die Synagoge gehen würdest - dann musste man in die Synagoge gehen. Ich habe mich in dem Sinne dagegen gewehrt, indem ich in der Synagoge nichts religiöses gemacht habe.“

(Interview 16, S. 6)

Der 41-jährige Mann, welcher in einem vorigen Abschnitt bereits seinen Widerwillen gegenüber Religion und Glauben geäussert hat, sträubt sich genauso vehement gegen die jüdische Tradition, gegen das Jüdische im allgemeinen:

„Kann ich nicht sagen, was das ist. Ich kann nur sagen, wenn ich das höre, dann sträubt sich an mir jedes Haar. Es tönt so wie Kommunismus für mich. Einfach alles Unangenehme.[...] So wie alles Jüdische mir eigentlich meistens unangenehm war. (lacht) Weisst du, wenn man dir schon am achten Tag den halben Schwanz abschneidet, dann finde ich das schwierig, sorry. (lacht)“

(Interview 15, S. 11)

Diese Ausschnitte verdeutlichen, dass der Bezug zur Religion, zum Glauben, aber auch zur Tradition sehr stark vom Elternhaus und familiären Umfeld geprägt sind. Sobald ein Kind Druck empfindet, kann es sich dem Glauben und der Religion nicht mehr offen nähern. Es verliert den eigentlichen Bezug zur Religion als solche und ist damit beschäftigt, eine konträre Stellung gegenüber den Eltern einzunehmen. Hingegen kann ein Kind, welches in einer offenen, warmen Atmosphäre aufwächst gegenüber dem Glauben, oder zumindest gegenüber den Ritualen, welche damit verbunden sind, positive Gefühle und Assoziationen aufbauen.

Kulturelle und geschichtliche Identität

Ähnlich wie bei der jüdischen Tradition und der jüdischen Identität fühlen sich viele der Befragten der jüdischen Kultur verbunden, eine Definition dieser fällt jedoch schwer. Im Gegensatz dazu ist eine Begriffsbestimmung der Geschichte offensichtlich viel einfacher und wird deshalb nicht explizit erläutert. Geschichte und Kultur werden von den Interviewten oft gemeinsam genannt, und praktisch alle können sich mit der Geschichte des jüdischen Volkes in unterschiedlicher Form identifizieren. Die Verbindung kann vergangenheitsbezogen sein oder als Werdegang des Judentums, als verbindendes Schicksal empfunden werden, welches auch die Person in der Gegenwart betrifft. Der Zugang kann auf intellektueller Ebene erfolgen, die Geschichte wird mit Distanz, aber grossem Interesse studiert, oder die emotionale Beteiligung ist grösser. Die Person sieht sich selbst als Teil der Geschichte und verbindet dabei sehr unterschiedliche Gefühle.

Im fünfzehnten Interview beschreibt ein Befragter wie er in einem schmerzvollen Prozess das Judentum und seine jüdische Identität, welche er eigentlich völlig ablehnte, durch die Identifizierung mit der Geschichte zu akzeptieren gelernt hat:

„Ich war als Kind, in der Primarschulzeit, in der Schule und auch im Religionsunterricht sehr gut, sehr fleissig, sehr intelligent, sehr angepasst. Und irgendwie als der Lehrer gesagt hat, ich solle doch einmal am Morgen in die kleine Syni ‚Tfillin‘ legen gehen, dann habe ich das gemacht, eine Zeit lang, ein paar Wochen. Und aus irgendeinem Plausch und aus einer Suche heraus, so mit 13, 14 Jahren– also im 68 war ich 14 Jahre alt – habe ich zum ersten Mal begonnen, mir auf einer gedanklichen, philosophischen, weltanschaulichen Ebene Gedanken zu machen über Religion und Judentum, und ich habe gerne diskutiert. Damals verlief das auf einer intellektuellen Ebene, dass ich mich als Atheisten definiert habe, weil das für mich ehrlicher war. Damals hat mich eigentlich weniger das Judentum interessiert, als die Frage nach Gott überhaupt. Denn ein gelebtes Judentum in diesem Sinne hatte ich eh nie, dass es von innen her so... Und dann habe ich mich eigentlich als Atheisten definiert und die Frage nach dem Judentum wie auf Eis gelegt, so wie abgehakt. Ich bin dann später einmal nach der Matura

nach Israel geflogen, um zu sehen, ob ich dahin auswandern könnte. Aber das war... Was heisst schon ernst, das war mir damals so ernst, wie es eben sein konnte, aber ich war damals noch so unfähig, irgendetwas für mich selber oder überhaupt entscheiden zu können. Jedenfalls bin ich da hin gegangen, aber mit diesen Dingen, die mich selber beschäftigt haben, und mit dem, was dort in Israel gerade aktuell war, nach dem Sechstagekrieg, das waren Welten, dass ich nicht beschlossen habe, dort hinzugehen, weil ich nicht das Gefühl hatte, dort zu Hause zu sein. Eigentlich erst mit Mitte zwanzig, als es mir psychisch immer schlechter zu gehen begann, habe ich begonnen, mich auf einer völlig neuen Ebene, nach diesen Jahren, mich mit mir und der Welt auseinander zu setzen, und ich habe ein ganz neues Weltbild entwickelt und aufgebaut. Dann kam die Frage nach dem Judentum wieder, auf einer ganz anderen Ebene, nämlich in meiner Arbeit. Über die Bewegungs-, und Theater- und Ausdrucksarbeit habe ich nicht nur an mir, sondern auch an anderen Leuten gemerkt, wie tief die Sachen körperlich in uns verwurzelt sind. Da wurde diese Frage nach dem Judentum für mich zum ersten Mal körperlich. Da haben sich zum ersten Mal bewusst und klar diese beiden Fragen geschieden, ob ich allenfalls mit dem Judentum als Religion etwas in Zukunft zu tun haben will, das war die eine Frage. Und das andere, das war keine Frage mehr, sondern die Tatsache zu akzeptieren, dass ich Jude bin, weil ich diese Geschichte habe. Und ich gemerkt habe, dass ich mich ein Leben lang mit dieser Geschichte überhaupt nicht auseinandergesetzt hatte. Aus der Tatsache, dass diese Geschichte dermassen schmerzhaft war, und ich sie derart verdrängt hatte, dort ist auch der Schritt passiert, dass ich heute auch seit ein paar Jahren mit grosser Selbstverständlichkeit immer davon rede, dass ich ein Jude bin. Weil mir klar wurde, wenn ich das leugne, leugne ich meine Geschichte. Dass das nicht geht, das tönt jetzt sehr einfach oder evident, aber das war für mich quasi wie eine Lebenskehre. Und die jüdische Schicksalsgemeinschaft, in die ich – leider, oder wie auch immer – hinein geboren worden bin, die trage ich mit, die muss ich mittragen, die ist in mir innen verkörpert. Das sind 5'000 Jahre jüdische Geschichte, alles fliesst in jeder Zelle, das kann ich mir nicht wählen, das ist da. Und das ist natürlich auch ein ungeheurer Schatz, aber das hat mit in die Synagoge gehen und mit dem lieben Gott im Himmel wenig bis gar nichts zu tun.“ (Interview 15, S. 9)

Jüdische Kultur wird von den Befragten mannigfach verstanden. Einige verknüpfen damit einzelne Aspekte, wie Kunst in Form von Literatur, Tanz („Rikudeij-Am“, „Hora“) oder Musik (im speziellen israelische, jiddische und Klezmer-Musik). Auch Personen, als Träger der jüdischen Kultur, werden mit dieser gleichgesetzt – die meisten beschreiben dabei Gefühle der Verbundenheit und Intimität, welche diese bei ihnen auslösen. Manche setzen jüdische Kultur mit der jüdischen Geschichte gleich, und wiederum andere sehen darin eine Denkweise oder eine verbindliche Sprache, die nur von einem dieser Kultur zugehörigen Menschen verstanden werden kann.

Im zehnten Interview wird die jüdische Kultur mit der jüdischen Erziehungskultur gleichgesetzt. Die Befragte sieht darin eine gewisse Familienform, in welcher die Kinder einen sehr hohen Stellenwert haben:

„Wenn man den Witz oder die jüdische Erziehung betrachtet, dann ergibt das sicher eine jüdische Kultur. Doch, ich glaube, da gibt es typische Merkmale, zum Beispiel eng mit der Familie zu sein. Als ich zum ersten Mal gehört habe, dass jemand zu Hause einen Teil seines Lohnes abliefern musste, war ich sehr perplex - das war für mich unvorstellbar. Das nenne ich jetzt jüdische Kultur. Denn wenn ich mich umschaue, dann ist das gar nicht so abwegig. Aber in den jüdischen Kreisen, in denen ich verkehre, da wäre das nicht möglich. Das ist vielleicht jüdische Erziehungskultur.“

(Interview 10, S. 13)

Diesen eher eng gefassten Definitionen widersprechen Aussagen, welche die Gesamtheit aller Aspekte als jüdische Kultur bezeichnen, und eine Trennung zwischen Kultur, Geschichte, Religion und Tradition als sinnlos erachten. Am Beispiel des jüdischen Humors beschreibt der zweite Interviewpartner die jüdische Kultur als eigene Form des Denkens:

„Ja, was es auch noch gibt, ist der jüdische Witz, die Art, wie man die Dinge sieht, auch was aus der Tora kommt, auch wie man gewisse Probleme angeht usw. Das ist nicht bloss Tradition, das ist auch Kultur, da ist eine Denkweise dahinter. Wobei ich es als Nachteil sehe, wenn man nicht so religiös oder nicht so traditionell erzogen wird, wie ich es erfahren habe, weil man dann einen wichtigen Teil davon nicht mitbekommt.“

(Interview 2, S. 12)

Jüdische Kultur wird auch als Form einer eigenen Sprache verstanden, welche nur in der jüdischen Minderheit Emotionen und ein Gefühl der Zugehörigkeit auslöst:

„Das sind zum Beispiel Witze, die man nicht versteht, wenn man nicht jüdisch ist. Das finden nicht alle lustig, aber mir gefällt das. [...] Dieses Gefühl eine Minderheit zu sein. Oder dass man ziemlich stark zusammenhalten kann, wenn es darum geht. Da kennt man sich dann doch, auch wenn man verschiedene Meinungen hat. Fünf Juden im Auto – fünf verschiedene Meinungen, wo es lang geht.“

(Interview 13, S. 16)

Die Mehrheit der Befragten fühlen sich mit der jüdischen Kultur verbunden, den meisten fällt es jedoch schwer, diese zu benennen – jüdische Kultur ist für sie die Vereinigung unterschiedlichster Facetten des Judentums. Eine religiöse Frau antwortet auf die Frage, was jüdische Kultur für sie sei, folgendermassen:

„Das ist schwierig zu sagen. Das Ganze. Erstens die ganze Geschichte, wie es angefangen hat, die spanische Geschichte, die Inquisition, das ist für mich auch schon Kultur. Jüdische Geschichte ist Kultur. Die ganze Erziehung, die Tora, die Lebensweise, das kann auch Kultur sein. Wieder eine andere Kultur.“

(Interview 9, S. 17)

Im sechzehnten Interview wird jüdische Kultur ebenfalls als Gesamtheit von Geschichte, Religion, Familie und Lebensweise beschrieben:

„Das sind einerseits schöne Synagogen, Ghettos, geschichtlichen Fakten. Und andererseits ist es die Art, wie man lebt, als Familie und so weiter, das Ideal in dem Sinne. Und damit habe ich mich identifiziert, das habe ich als gut empfunden. Mit der Geschichte habe ich mich auch beschäftigt. Diese Idealisierung der Familie, diese Beschreibung, wie sie sein sollte, das fand ich okay. Wobei ich nicht weiss, ob das so viel mit dem Judentum zu tun hat oder mit dem menschlichen Verständnis überhaupt. Aber damit konnte ich mich identifizieren.“

(Interview 16, S. 8)

Eine Identifikation mit der jüdischen Kultur wurde im kommenden Beispiel erst möglich, nachdem eine Ablösung vom Elternhaus und damit verbunden eine Trennung von der religiösen Identifizierung vollzogen werden konnte:

„Jetzt ist es völlig anders. Jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich mich vollständig von meinen Eltern gelöst habe. Das heisst, dass ich jetzt auch an einem Punkt bin, an dem ich völlig selbständig meine Identität suchen kann. Und jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich eine sehr starke jüdische Identität habe im kulturellen Sinne. Für mich ist es so, dass ich nicht gläubig bin, das aber auch nicht mehr so demonstrieren muss wie früher gegenüber meinen Eltern. Aber für mich ist das kein Widerspruch, dass ich mich trotzdem jüdisch fühle. Ich habe auch einen dementsprechend guten, jüdischen Freundeskreis. Und der bedeutet mir jetzt gleich viel wie der andere.“

(Interview 3, S. 6)

Sein Bild der jüdische Kultur wandelte sich durch seine Entwicklung:

„Also in meiner Jugendzeit habe ich das Judentum gar nicht unbedingt als Kultur begriffen. Ich habe es sehr eindimensional, familiär gesehen. Die jüdische Kultur war Familienkultur, und die Familienkultur war vielfach einfach Zwang. Und mit Zwang kann man sich nicht identifizieren. Heute ist es ganz anders.[...] Heute habe ich eher den Blick, dass unter jüdischer Kultur eine 5'000-jährige Geschichte steht, die man zu begreifen versuchen kann, ohne dass man daran glauben muss. Man kann Bücher lesen von jüdischen Gelehrten, man kann Lehrsätze lesen, man kann sogar jüdische Gebetbücher lesen, ohne sich damit identifizieren zu müssen. Jüdische Kultur ist für mich alles – das kann man fast nicht greifen – was irgendwie im Zusammenhang mit diesem Glauben kommt. Es gibt irgendwie einen Kulturglauben. Und diese ganze jüdische Moral, die dahinter steckt, die interessiert mich sehr. Auch was Philosophen darüber geschrieben haben. Also das ist sehr vielfältig. Bis heute natürlich, auch israelische Kultur zum Beispiel.“

(Interview 3, S. 15)

Die Befragte im zwölften Interview hat das Judentum nie gelebt und bezeichnet sich selbst „irgendwie“ als konfessionslos. Ihre Mutter ist Israelin, sie hat jedoch das Judentum nie mit ihrer Tochter praktiziert. Der Vater ist nichtjüdisch. Obwohl sie keine religiöse Beziehung zum Judentum hat, beschreibt sie ihre Verbundenheit zum Judentum auf einer kulturellen Ebene:

„Aber ich würde mich nicht als jüdisch in einem religiösen Sinne bezeichnen, denn das bin ich nicht. Aber so eine Verbundenheit...[...] Ja, also auch dadurch, dass ich Hebräisch mit meiner Mutter rede, ist das ein direkter Bezug, das geht mir direkt rein, sozusagen an den Nerv. Von daher in einem kulturellen Sinne jüdisch.“

(Interview 12, S. 5)

Sie erzählt wie die jüdische Kultur eine unerklärbare Faszination und Anziehungskraft auf Menschen haben kann, welche auch nur in indirekter Weise mit dem Judentum verbunden sind:

„Aber ich habe es nie gesucht! Und ich war nie in einer Vereinigung oder irgendetwas in dieser Richtung. Ich war sogar meistens mit Leuten, die gar nichts mit dem Judentum zu tun haben. Also ziemlich extrem sogar. Ich sehe dies auch bei einer Freundin von mir – sie heisst mit Nachnamen Ginsberg. Ihre Eltern und auch schon ihr Grossvater sind zum Katholizismus übergetreten. Aber ich merke auch bei ihr so eine Faszination, so was ist das. Das ist spannend. Ich kann dir aber nicht beantworten, was das ist, jüdische Kultur.“

Jüdische Kultur ist umfangreich und schwer zu fassen. Ihre Faszination auf sehr unterschiedliche Gruppierungen innerhalb des Judentums, von orthodoxen bis atheistischen Kreisen, scheint jedoch sehr gross und viel breiter als die religiöse Identifizierung zu sein. Gerade diese kulturelle Vielfalt, die Unschärfe des Begriffes „Jüdische Kultur“, ist es, die ein starkes Gefühl der Zugehörigkeit und Verbundenheit bei Juden und Jüdinnen von sehr unterschiedlicher Religiosität, ermöglicht.

Soziale, nationale und nomadische Identität

Die Identifizierung mit dem Judentum durch die jüdischen Gesellschaft scheint im Schweizer Judentum, welches eine sehr geringe Anzahl von Juden und Jüdinnen aufweist, ein sehr komplexer Bereich zu sein. Die Tatsache, dass es nur wenige Juden in der Schweiz gibt, hat zur Folge, dass zum einen die Vielfalt der Strömungen des Judentums nur unvollständig in einer institutionalisierten Form vertreten sind und zum anderen, dass eine gewisse „Dorf-Mentalität“ entsteht, jeder kennt jeden, und die Auswahl ist gering. Dieser Umstand führt bei vielen Juden und Jüdinnen zu Konflikten, die Suche nach einem jüdischen Umfeld, welches ihnen zusagt, erweist sich als sehr schwierig und manchmal als unmöglich. Diese Problematik bezieht sich hauptsächlich auf jüdisch nicht orthodoxe Kreise. Die streng Religiösen scheinen sich besser einer jüdischen Gesellschaft in der Schweiz zuordnen zu können. Bei den traditionellen, liberalen oder auch atheistischen Juden besteht jedoch eine gewisse Gefahr einer sozialen Orientierungslosigkeit. Im ersten Interview wird dieser Konflikt, sich sowohl in der jüdischen, wie auch in der übrigen schweizerischen Gesellschaft in der Schweiz fremd zu fühlen, verdeutlicht:

„Also hier bin ich nicht nur anders gegenüber Nichtjuden, sondern ich bin auch anders gegenüber Juden. Denn auf dieser Ebene, mit der Art und mit diesem Wissen, wie ich das lebe, gibt es nicht sehr viele. Also so erlebe ich das – vielleicht ist das auch etwas schwarz-weiss – aber entweder ist es einfach Ignoranz, Nichtwissen, Nichteinhalten, Nicht-Interessiertsein auf allen Ebenen, sozial, kulturell, religiös, oder es ist dann fanatisch. Und für mich sind die Grauschattierungen fast verloren gegangen. Ein Beweis ist für mich, wenn ich sehe, wer an einem ‚Schabbat‘ in die Synagoge kommt. Einfach fast keine Jungen, so sechs, sieben Leute, immer die gleichen, und sonst einfach nichts. [...] Mit denjenigen, mit welchen ich das Wissen teile, teile ich die Religiosität nicht, also das Leben. Und mit denjenigen, mit welchen ich das Leben teile sozusagen, habe ich dann auf der Wissensebene zu wenig gemeinsam, weil die zu wenig wissen, sich zu wenig interessieren. Das ist das, was ich dann eben suche, wenn ich in Amerika oder in Israel bin, denn dort ist die Auswahl einfach grösser. Dort gibt es von jeder

Schattierung mehr Leute. Und dann ist die Chance auch viel grösser, dass man auch so jemanden trifft.“

(Interview 1, S. 17/18)

Viele der Befragten fühlen sich dem Judentum in sozialer Hinsicht in unterschiedlicher Weise zugehörig, die Identifikation mit der jüdischen Gesellschaft findet auf 4 Ebenen statt:

1. Familie
2. jüdischer Freundeskreis, Jugendbund
3. jüdische Gesellschaft als Ganzes
4. nationale Identifikation

Die allermeisten spüren durch ihre Familie einen Bezug zur jüdischen Gesellschaft. Bei vielen hat die Familie eine hohe Stellung im Wertesystem und ist oft Verbindungsglied zum Judentum, was sehr unterschiedliche Konsequenzen hat. Das Kind und der Jugendliche können dabei sehr positive Erfahrungen machen, jüdische Werte in angenehmer Weise verinnerlichen, und die jüdische Familie, das soziale Umfeld als etwas angenehmes erleben. Im Gegensatz dazu haben Druck und Intoleranz oft negative Wirkungen auf das Bild, welches die Kinder vom Judentum und von jüdischen Menschen übernehmen – meistens ist das Erleben nicht schwarz-weiss gefärbt, sondern hat Elemente von beiden Seiten. Im folgenden Beispiel wird die Familie als Quelle der Sicherheit und Bindeglied zum Judentum empfunden:

„Dort fühlt man sich am wohlsten. Das ist natürlich dann schon mit dem Judentum verbunden gewesen. Bei der Familie fühlt man sich am wohlsten, das ist dort, wohin du immer zurückkehren kannst, auch wenn du den grössten Seich gemacht hast und der grösste Sauhund bist. Das ist es, was für mich Familie ausmacht, das ist sehr schön, dass man das mitbekommt, dass man immer zurück kann, und dass die Familie immer für dich da ist, immer, egal was auch passiert. Und das ist auf irgendeine Art schon mit dem Judentum verknüpft, das schon, aber das hat nichts mit Freunden zu tun. Meine besten Freunde sind nun mal nicht jüdisch, das ist jetzt nun mal so.“

(Interview 2, S. 6)

Der Freundeskreis und im Speziellen der Jugendbund hat einen wichtigen Einfluss auf die soziale Identifikation mit einer bestimmten Gruppierung. Im Gegensatz zur Familie, welche meistens ein konstanter Bezugspunkt ist, verändert sich der Freundeskreis im Verlaufe der Lebensgeschichte. Die Mehrheit der Befragten berichtet, dass sie in Bezug auf ihren jüdischen Freundeskreis

unterschiedliche Phasen durchlebten. Einige fanden erst spät den Kontakt zu jüdischen Leuten, wenige berichten, dass sie fast ausschliesslich in jüdischen Kreisen verkehrten, während die meisten sowohl jüdische wie nichtjüdische Freunde hatten. Die jüdischen Jugendvereine haben viele Befragte in ihrer jüdischen Identifikation geprägt, sie vermitteln ein Gefühl der Gemeinschaft und Zugehörigkeit und schufen den Bezug zur jüdischen Geschichte, zu Israel und in unterschiedlicher Ausprägung zur jüdischen Religion. Während diese Verbindung in den Jugendjahren oft eine starke Identifizierung mit dem Judentum und der jüdischen Gesellschaft auslöste, wird im frühen Erwachsenenalter häufig von Enttäuschungen infolge Intoleranz oder Auseinanderleben berichtet. Diese negativen Konfrontationen führten oft zu einer Distanzierung von der jüdischen Gesellschaft. Zudem entstand für viele das Dilemma der Sehnsucht nach einem jüdisch-sozialen Leben zum einen und einem Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit innerhalb den gegebenen jüdischen Kreisen in der Schweiz zum anderen. Die Verbindung zum Judentum durch das soziale Umfeld, im konkreten durch den Jugendbund, wird im fünfzehnten Interview beschrieben:

„Die ‚Emuna‘ hat mich zu diesem Zeitpunkt ganz konkret mit diesen und diesen Leuten zusammen verbunden, und das waren alles Juden, weil das innerhalb des jüdischen Kreises war. Aber zu einem Judentum pauschal habe ich keinen Bezug. Also das Judentum ist nichts, was für mich irgendeinen Wert darstellt.“

(Interview 15, S. 15)

Er schildert, dass sich aus diesem sozialen Eingebundensein später ein Gefühl der Einsamkeit und der Heimatlosigkeit entwickelte:

„Ich würde es eher überspitzt formulieren, dass es zwei Welten waren, in denen ich nicht gelebt habe. [...] Ich war in der Jüdischen nie zu Hause und in der nichtjüdischen Welt auch nicht.[...] Ich habe mich innerhalb der jüdischen Gemeinschaft instinktiv immer von diesen Leuten angezogen gefühlt – und das ist heute noch so –, die auf ihre jüdische Situation gleich reagiert haben wie ich. Das war irgendwie so eine Gemeinschaft von ‚outcasts‘. Also ich habe eigentlich keinerlei, keinerlei, keinerlei Freundschaft oder Kontakt zu irgendwelchen „guten Juden“. Von daher bin ich ein zu grosser Antisemit.“

(Interview 15, S. 7)

Eine gewisse Entfremdung zur jüdischen Gesellschaft wird auch im nächsten Beispiel dokumentiert, wobei der Betroffene unterstreicht, dass eine soziale Identifizierung nicht Bedingung für das jüdische Identitätsgefühl sein muss, solange dieses Gefühl gefestigt ist:

„Ich will das gar nicht definieren, weil ich keine Vorurteile aufbauen möchte. Es ist eine gewisse Gruppe von Leuten, gewisse Namen, die ich im Kopf habe, die mir einfach so nichts sagen. Mit diesen Leuten, schaut, ihr seid so wie ihr seid, aber ich will nichts mit euch zu tun haben, weil das sagt mir nicht so zu. Deshalb sage ich ‚ziemlich‘, denn ich könnte nicht pauschal sagen, ja ich fühle mich total wohl in der jüdischen Gemeinde hier in Zürich. Ich fühle mich nicht unwohl, aber seit dem ‚Schomer‘ ist einfach ein grosser Teil meiner sozialen Realität nichtjüdisch. Und ich fühle mich auch wohl damit. Ich denke, seit ich den grundsätzlichen Prozess zumindest angefangen habe, mein Judentum kritischer zu betrachten, fühle ich mich viel sicherer. Eigentlich stellst du es in Frage, aber mit der Zeit, dadurch dass du es in Frage stellen kannst, siehst du, worauf du dich schlussendlich verlassen kannst. Das gibt mir eine extreme Sicherheit, so dass ich nicht mehr die ganze Zeit unbedingt um Juden herum sein muss, um mich jüdisch zu fühlen. Meine jüdische Identität ist so gefestigt, dass ich das nicht mehr dazu brauche.“

(Interview 17, S. 11)

Eine gegenläufige Entwicklung beschreibt ein junger Mann, welcher bis zu seinem 20. Lebensjahr keinen Bezug zur jüdischen Gesellschaft hatte, und sich von ihr emotional wie auch in der Praxis zu distanzieren versuchte:

„Ja, da bin ich auch einmal gegangen, mit 18. Aber ich habe dort niemanden gekannt. Ich habe schon zwei, drei Leute gekannt, mit denen habe ich dann auch ab und zu abgemacht. Aber richtige Freunde, wie ich sie in Aarau hatte, habe ich dort nicht kennen gelernt. Nein, komischerweise, ich kann mich genau erinnern, wie ich dort hingegangen bin. Ich hatte immer das Gefühl: ‚Was will ich mit denen?!‘. An drei von sieben Tagen bin ich weg und habe mich mit meinen nichtjüdischen Freunden getroffen. Und innerlich war ich wie stolz, dass ich mich mehr mit diesen Leuten abgegeben habe, als mit den jüdischen.“

(Interview 3, S. 5)

Nach seiner Adoleszenz durchlebte er einen Entwicklungsprozess. Durch die Ablösung von der Familie konnte er sich der jüdischen Gesellschaft mehr öffnen und sich auch sozial mehr mit jüdischen Menschen identifizieren:

„Es gab nachher eine Zeit, so um die zwanzig, in der ich gewisse Leute kennen gelernt habe, die mir dann auch wirklich wichtig wurden. Und das war dann sicher auch in Zusammenhang damit, dass ich in eine andere Oppositionshaltung geraten bin, mir zum ersten Mal darüber Gedanken gemacht habe, dass Judentum nicht unbedingt Familie und Eltern heissen muss, sondern dass es da auch noch etwas abseits davon gibt. Dann kamen die Entwicklungsjahre, in

denen ich das so für mich ausprobiert habe. Das heisst, ich habe mich einerseits von meinen Eltern gelöst, und konnte dadurch auch wieder jüdische Freunde suchen, die ich dann auch gefunden habe. Das hat so mit 21, 22 angefangen, dass ich mich dann auch wohler gefühlt habe, und akzeptierter. Ich habe mich früher auch in der jüdischen Gesellschaft überhaupt nicht akzeptiert gefühlt, denn es hat sich niemand um mich gekümmert. Ich war quasi dort, und keiner hat bemerkt, dass ich dort war. Das hat sich dann verändert, nachdem ich ein paar Leute kennen gelernt habe, bei denen ich gemerkt habe, dass es da Ähnlichkeiten gibt. [...] Jetzt ist es völlig anders. Jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich mich vollständig von meinen Eltern gelöst habe. Das heisst, dass ich jetzt auch an einem Punkt bin, an dem ich völlig selbständig meine Identität suchen kann. Und jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich eine sehr starke jüdische Identität habe im kulturellen Sinne. Für mich ist es so, dass ich nicht gläubig bin, das aber auch nicht mehr so demonstrieren muss wie früher gegenüber meinen Eltern. Aber für mich ist das kein Widerspruch, dass ich mich trotzdem jüdisch fühle. Ich habe auch einen dementsprechend guten, jüdischen Freundeskreis. Und der bedeutet mir jetzt gleich viel wie der andere.[...] Ich habe aber irgendwie das Gefühl, dass der jüdische Freundeskreis beständiger ist. Es sind doch dieselben Leute, die über die Jahre gleich geblieben sind. Und durch meinen Wechsel von Aarau nach Zürich habe ich viele Kontakte von früher verloren. Und die Jüdischen sind trotz der Distanz immer geblieben. Von daher gesehen ist sicher die Kontinuität und die Tiefe grösser. Mein nichtjüdischer Freundeskreis verändert sich immer wieder, das sind immer wieder andere Leute“.

(Interview 3, S. 6/7)

Ein Teil der Befragten nennen eine grössere Nähe, welche sie in ihrem jüdischen Freundeskreis spüren, der ihnen die Möglichkeit gibt, sich selbst zu sein:

„Man weiss, wovon man spricht, wenn man beispielsweise an eine ‚Bar-Mitzwa‘ geht oder sich auf eine ‚Bar-Mitzwa‘ vorbereitet. Oder dies oder jenes. Oder wenn in Israel etwas passiert, dass betrifft einen dann in gleicher Weise. Da ist schon mehr Verbundenheit, das stimmt schon. Ich habe vorhin zwar gesagt, dass ich das emotional als gleichwertig empfunden habe, aber wenn ich mir das so überlege, dann fühle ich mich den jüdischen Freunden gegenüber schon näher. Und die langjährigen Freundschaften, die von klein auf halten, das sind eher die jüdischen Freundschaften. Ich habe auch andere langjährige Freundschaften, aber das kommt und geht mehr. [...] Ich glaube vor der Pubertät konnte ich im nichtjüdischen Kreis mehr mich selber sein. Dort habe ich mich wohler gefühlt, dort habe ich mich mehr entwickelt, weil ich dort mehr Zeit verbracht habe. Im jüdischen Kreis hatte ich mehr Mühe, mich zu behaupten.“

(Interview 11, S. 6/7)

Die Beziehung, das Gefühl der Nähe zu nichtjüdischen und jüdischen Freundeskreisen wird von den einzelnen Personen sehr unterschiedlich beschrieben und in einem späteren Kapitel detailliert erläutert. In diesem Kapitel interessiert jedoch die Frage, ob allgemein eine soziale Identifikation mit der jüdischen Gesellschaft an sich existiert. Viele der Befragten, unabhängig wie ihr Freundeskreis zusammengesetzt ist und in welcher Form Kontakte zur jüdischen Gesellschaft bestehen, berichten von einem generellen Gefühl der Verbundenheit zu jüdischen Menschen, auch wenn diese ihnen fremd sind:

„Rein von der Tatsache her, dass jemand jüdisch ist, empfinde ich generell eine gewisse Verbundenheit - auch mit den ganz Religiösen. Da ist auch etwas Gemeinsames, und da fühle ich mich schon verbunden. Mit nichtjüdischen Freunden gibt es andere Dinge, die verbinden.“
(Interview 2, S. 8/9)

Ein Gefühl des Aufgehobenseins in einem jüdisch-sozialen Rahmen beschreibt die junge Frau aus dem vierten Interview:

„Ja, da ist ein Aufgehobensein, ein Sicherheitsgefühl. Auch wenn man in andere Länder geht, kann man sofort den Kontakt zu jüdischen Leuten suchen.“
(Interview 4, S. 4)

Auf die Frage, ob dieses Sicherheitsgefühl allein durch die Tatsache des Jüdischseins entsteht, meint sie:

„Ich glaube schon. Durch den Familienrahmen, der dahinter ist, und dass man dieselben Probleme hat, diese Ängste zum Beispiel. Man spricht von denselben Dingen.“
(Interview 4, S. 5)

Obwohl auch nicht-religiöse Juden und Jüdinnen von dieser Anziehung zu jüdischen Menschen oder zumindest zu deren Vorstellung von diesen erzählen, scheint bei religiösen Menschen die soziale Identifikation und die miteinhergehende Abgrenzung zur restlichen Bevölkerung stärker zu sein:

„Aber meine Eltern haben mich schon in die Richtung erzogen, dass man einen jüdischen Freundeskreis haben sollte. Ich will nicht sagen, dass ich Druck hatte, aber ich hatte automatisch von mir aus das Gefühl, dass ein jüdischer Freundeskreis mir mehr bringt, es das ist, was mir zusagt. Ich kann unter Gleichgesinnten reden, verstehst du? Ich benutze auch

manchmal so typische jüdische Wörter, auch heute manchmal im Geschäft. Ich fühle mich einfach wohler – und ich kann gar nicht sagen warum – in einem jüdischen Kreis.[...] Man kann sagen, alle jüdischen Leute haben irgendetwas gemeinsam. Ich denke mir, ob religiös oder nicht besonders religiös, das spielt überhaupt keine Rolle. Ich hatte einmal einen Freund, der überhaupt nicht religiös war, und das hat mich überhaupt nicht gestört, solange er mich so lässt, wie ich sein will. Das Problem kommt dann, wenn er sagt: „ich komme dir zwar entgegen, an diesem ‚Schabbat‘ gehen wir zu Fuss, aber am nächsten fahren wir“. Dort hat es dann angefangen, dass ich sagen musste, das geht nicht. Ich kann nicht anfangen, am ‚Schabbat‘ zu fahren. Das liegt einfach nicht drin. „Wenn du in die Stadt gehen willst, um etwas einzukaufen, dann gehe ich mit dir zu Fuss in die Stadt mit, dann kaufen wir das, okay“. Aber ich kann einfach nicht in ein Auto sitzen am ‚Schabbat‘. Mit jüdischen Leuten, da weiss ich einfach schon, irgendetwas ist gemeinsam, und ich kann so sein, wie ich will.“

(Interview 9, S. 8-10)

Ein wenig religiöser Mann sieht den Unterschied zu nichtjüdischen Menschen nicht in einer generellen Vertrautheit, sondern darin, dass die Schwelle um auf jemanden zuzugehen unter jüdischen Leuten geringer ist:

„Ich glaube nicht, dass da a priori eine stärkere Vertrautheit ist. Aber wenn du erfährst, dass in deiner Umgebung, also in deiner Arbeitswelt, jemand Jüdisches ist, dann bist du vielleicht etwas neugieriger oder du gehst – ich glaube, das ist so, wenn eine Minderheit irgendwo ist – wahrscheinlich automatisch auf ihn zu, du willst ihn kennen lernen. Aber es kann sich dann sehr schnell erweisen, dass du mit ihm nicht viel gemeinsam hast. Also auf Dauer macht es nicht viel aus, aber vielleicht schafft es einen Moment lang Vertrautheit. Vielleicht wie wenn man als Schweizer im Ausland ist – auch wenn man vielleicht dann gar nicht gerne Schweizer treffen will –, dass man eher auf jemanden zugeht, wenn man erfährt, dass er Schweizer ist. Ich glaube nicht, dass man leichter festen Kontakt findet, aber dass man schneller aufeinander zugeht, das mag schon so sein.“

(Interview 14, S. 6)

In den Interviews wurden die Befragten mit der Frage konfrontiert, ob sie sich in einem fremden Land anlässlich einer zufälligen Begegnung eher einem unbekannten Schweizer oder einem unbekannten orthodoxen Juden näher fühlen würden. Die Antworten fielen sehr unterschiedlich aus, während für manche die religiöse Zugehörigkeit der Bezugspunkt für ein Gefühl der Verbundenheit war, spürten andere eine stärkere Distanz dem orthodoxen Juden gegenüber:

„Ich hätte eher Mühe mit den orthodoxeren Juden, da habe ich den Zugang weniger gefunden, als zu den Nichtjüdischen. Ich hatte keine Beziehungen zu orthodoxen Juden, das war mir in Grunde genommen fremder als die normale oder auch nichtjüdische Welt.“

(Interview 14, S. 5)

Das Gefühl der Gemeinsamkeit und vor allem des Andersseins, wie auch die Problematik einer möglichen Wertung, welche dahinter steht, wird im siebten Kapitel näher diskutiert. Abschliessend wird in diesem Abschnitt die nationale, aber auch die nomadische Identität angesprochen. Die nationale Identität der Juden ist eng mit Israel verknüpft, obwohl im Diaspora-Judentum die Identifikation mit dem Land der Juden, mit Israel sehr ambivalent und vielschichtig ist. Die Beziehung der Schweizer Juden zu Israel wird im sechsten Kapitel ausführlich besprochen, an dieser Stelle soll jedoch betont werden, dass ein gewisses Fehlen einer nationalen Identität, eines geographischen Heimatgefühls auch einen wichtigen Teil der jüdischen Identität darstellt. Die sogenannte nomadische Identität, das Gefühl nirgends speziell und überall leben zu können, wird in vielen Interviews erwähnt. Einige Äusserungen beschreiben eine gewisse Heimatlosigkeit, welche sowohl als Unsicherheit und Einsamkeit, aber auch als Weltoffenheit und Ungebundenheit empfunden werden können. Ein junger Mann beschreibt das Fehlen einer nationalen Identität:

„Heute ist es ganz anders, heute kann ich meine Identität nicht an einer Nationalität anhängen. Sicher fühle ich mich sehr wohl hier in Zürich, ich fühle mich auch heimisch. Andererseits hat die jüdische Kultur, das jüdische Denken eine stärkere Bedeutung für mich.“

(Interview 3, S. 11)

Diese nomadische Identität, welche Folge der jahrtausend langen Verfolgungsgeschichte ist, wurde durch den Holocaust verstärkt verinnerlicht. Angst und Antisemitismus verhindern das Gefühl, sich wirklich an einem Ort definitiv niederlassen zu können. Das fehlende Vertrauen in die Umwelt löst vor allem bei der älteren Generation teilweise das Gefühl aus, die Koffer jederzeit griffbereit haben zu müssen. Dieser Teil der Identität verlangt eine gewisse Offenheit, ist aber auch durch Misstrauen und Vorsicht gekennzeichnet. Jüdische Identität ist bei den wenigsten Befragten ein statischer Lebenszustand, sondern zeichnet sich durch Veränderung, durch Prozesse innerhalb der Entwicklung aus. Unterschiedliche Phasen in der jüdischen Identitätsfindung werden von dem Befragten im siebzehnten Interview beschrieben:

„Ich glaube, ich habe einen grossen Prozess durchgemacht in meinem jüdischen Denken und Fühlen. Vom normal Übernehmen als Kind, bis zu sogar einer leicht religiös angehauchten

Phase, in der ich von mir aus mehr lernen wollte. Ich wollte nach dem ‚Bar-Mitzwa‘- Unterricht weiter lernen, das war so eine Phase. Dann kam eine Phase, in der ich mich eher hintergefragt habe, auch durch die Schule, mit ihrer rationalistischen Art, wie die Schulen halt sind in der Schweiz, da kamen immer mehr Widersprüche. Dann gab es eine Zeit, in der ich gar nichts mehr wissen wollte. Und eine Zeit lang wollte ich es rein historisch ansehen. Und im Moment bin ich eigentlich in einer Phase, in der ich mich nach wie vor eindeutig jüdisch definiere und fühle, aber überhaupt nicht über die Religion.“

(Interview 17, S. 5)

Er spricht mit Bedauern über den Verlust der Naivität, welche er als Grundbedingung des Glaubens sieht:

„Dass ich dann auch das Gefühl hatte, dass ich völlig unüberlegt Dinge für die Religion mache. Ich habe mich dann gefragt, wieso machst du das eigentlich? Und ich kam dann darauf, dass ich das mache, weil man das halt macht. Wenn du dann weiter überlegst, dann siehst du irgendwie, dass du das eigentlich überhaupt nicht auf einen Nenner bringen kannst. Da ist ein Ungleichgewicht, das musst du einfach mit dir selbst langsam ausmachen. Und ich bin ein extrem rationaler Mensch, das muss ich sagen, natürlich auch durch die Schule und so, wir leben ja auch in einer solchen Welt. Aber es gibt Leute, und die bewundere ich, wie den Leibowitz, solche Leute bewundere ich extrem. Wie er diese zwei Welten auf einen Nenner bringt, und zwar völlig überzeugt, beide. Ich meine, das ist ein Naturwissenschaftler, ein hoch dotierter, also sehr rational veranlagt. Und trotzdem religiös. Und trotzdem sogar links. Also das ist ein Kunstwerk sondergleichen, aber ich habe das nicht geschafft. Ich habe im Grunde genommen den Verlust dieser Naivität bedauert, denn Glaube hat für mich irgendwie auch etwas mit Naivität zu tun. Aber ich konnte das nicht mehr. Ich war auch nie besonders stolz darauf, dass ich irgendwann auf den Punkt gekommen bin, an dem ich sagen musste, ich bin Atheist, ich kann nicht mehr glauben. Aber es hat sich für mich irgendwie aufgedrängt, und ich habe gefunden, das ist die ehrlichere Lösung, als mich irgendwie weiterzumogeln, mit einem Anschiss in die Synagoge zu gehen. Das waren solche Überlegungen, die sich auch erst mit den Jahren ergeben haben. Das hat seine Zeit gebraucht, bis ich offen und ohne irgendwelche Schuldgefühle sagen konnte, schau, ich glaube nicht an Gott. Dass ich das auch gegenüber jüdischen Kreisen zugeben konnte. Das hat eine Weile gedauert, denn ich habe das lange auch für mich selber ziemlich unerhört gefunden. Ich habe es nur manchmal zu mir selber gesagt so, eigentlich glaube ich nicht an Gott. Und ich habe eine Zeit lang versucht, diese Feste einfach mit derselben Begeisterung weiterhin zu feiern und zu finden, dass das Tradition ist. Man kann geschichtliche Inhalte finden, und das ist nach wie vor heute mein Ansatz, aber irgendwie haben viele Feste für mich, wenn man sie nur geschichtlich, traditionell oder sozial betrachtet, nur

einen Sinn, wenn du sie in der Familie oder in einer grösseren Gruppe machst. Für mich alleine habe ich sehr Mühe. Ich gehe jetzt bald für längere Zeit nach Amerika, und ich glaube, ich werde eine Weile lang nicht mehr viel machen, was solche Feste anbelangt. Falls ich je eine jüdische Familie haben sollte, bin ich fast hundertprozentig sicher, dass ich das wieder ankicken werde, weil es dann auch einen Sinn für mich macht. Eben, da kommt wieder das Rationale. Es muss irgendeinen Sinn haben, das finde ich irgendwie gestört. Wieso soll Religion einen Sinn haben? Das soll es eben nicht unbedingt, oder. Aber so könnte ich persönlich Religion dann wieder einführen. Ich finde diese Feste schön. Jetzt war wieder ‚Pessach‘, aber das hat mich dann so angeschissen. Da hockst du wieder mit denselben Leuten zusammen. Aber eben, ich sehe, dass es schade ist, dass ich nicht mehr glauben kann, aber es stresst mich nicht mehr. Ich habe mich damit zurechtgefunden, dass ich im Moment nicht glaube oder nicht glauben kann. Ich stehe dazu. Mein Verhältnis zum Judentum ist paradoxerweise im Moment für mich unproblematisch, so klar wie schon lange nicht mehr.[...] Das war ein Prozess, der sich über Jahre hingezogen hat. Zuerst habe ich mir gesagt, Religion das sagt mir nichts, habe aber nicht viel überlegt dazu, sondern habe es einfach beiseite getan. Dann merkst du mit der Zeit, dass kann es auch nicht sein. Du gehst zwar nach wie vor in die Synagoge, weil du das immer gemacht hast, aber du hast überhaupt nicht versucht, ein neues Verhältnis aufzubauen. Es ist sehr unterschiedlich, wie sich das entwickelt hat. Zuerst unreflektiert, und später nimmst du es wieder hervor, schaut es an, dann machst du es so und so. Ich nehme nicht an, dass das der Weisheit letzter Schluss ist, wie ich jetzt fühle. Das wird sich wahrscheinlich weiterentwickeln. Ich bin überhaupt in einer Phase, in der ich mich sehr ungebunden fühle, in jeder Hinsicht, in gesellschaftlicher Hinsicht, in religiöser Hinsicht... Ich gehe nach Amerika, meine Zukunft ist absolut offen. Ich weiss nicht, ob ich in Amerika bleibe, ob ich zurückkomme, da habe ich keinen blassen Schimmer.“

(Interview 17, S. 11-13)

Nur wenige der Befragten erzählen, dass sie in einem Abschnitt ihres Lebens keine jüdische Identität empfanden – wobei diese, oft in eine antijüdische übergehende Haltung, ebenfalls prägend auf ihr Dasein wirkte. Bis zum 20. Lebensjahr hat dieser Mann keine jüdische Identität verspürt, er bezeichnete sich selbst in seiner Jugend als antijüdisch, er pflegte nach seinen Worten einen „familiären Antijudaismus“, als innerfamiliäre Opposition:

„Nein. Ich war immer sehr vehement in Bezug auf Antisemitismus, aber komischerweise habe ich mich persönlich nie betroffen gefühlt. Ich hatte wirklich keine jüdische Identität, bis zwanzig habe ich nichts gespürt. Ich war auf einer Israel-Reise – das hätten auch vier Wochen in Marokko sein können. Das ist rückblickend jetzt eigentlich ziemlich klar für mich. Das kam alles aus einer pubertären Protesthaltung meinen Eltern gegenüber, das ist alles aus dieser Optik heraus zu

betrachten. Deshalb habe ich mich auch nicht betroffen gefühlt, weil ich das bewusst abgelehnt habe. Es hat mich schon berührt, aber als Mensch, nicht als Jude.“

(Interview 3; S. 5)

Ein 41-jähriger Mann charakterisiert seine Identität als „jüdische Nicht-Identität“. Er sieht die Ambivalenz als das Zentrale in seiner Definition der jüdischen Identität, welche sich durch sein ganzes Leben zieht:

„Eine jüdische Identität wollte ich sowieso nie haben. Eine Identität? Das wollte ich lange Zeit, und es gehört halt immer mehr dazu, keine zu haben, wechselnde zu haben, oder eine sehr persönliche Identität, keine Kopie zu haben. Wahrscheinlich meinen die meisten Leute mit Identität letzten Endes tief unten irgendwo, die Matrix zu finden, von der man endlich eine Kopie machen kann. Ich weiss, dass es das gar nie gibt.[...] Das was meine jüdische Identität oder Nicht-Identität ausmacht, das ist wie das, was über dem Eingang steht in Auschwitz, das Wort Ambivalenz. Das ist das, was das Leben auch so schwierig macht, weil die meisten Leute Ambivalenzen haben. Eine tiefe Ambivalenz, die sich durch alles zieht, die harte Spaltung. Von daher ist jede Antwort, die eine Eindeutigkeit bedingt, falsch. Es gibt in diesem Sinne keine eindeutigen Antworten, sondern alles ist durchtränkt von einer Grundambivalenz. Ich habe das vorhin vielleicht nicht ganz so deutlich gesagt, aber meine jüdische Nicht-Identität, wo ich das Grundübel sehe, ist, dass ich – im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus – vom ersten Tag an mit dem Wissen aufgewachsen bin, (dramatisch) ich bin ein Jude, wir sind Juden. Und Juden sind die, die nicht so sind wie die anderen. Das ist die verheerende Art von jüdischer Identität respektive Nicht-Identität, die ich mitbekommen habe. Und das ist natürlich psychologisch gesprochen eine Zwickmühle. Wer bin ich? Wer sind wir? Wer bin ich? Ich bin der, der nicht so ist wie die anderen. Also ich weiss nie, wer wir sind. Das wäre ja auch der Unterschied zu einem traditionellen oder orthodoxen Haus, wo das Judentum als ein positiver, aktiv gelebter – religiöser oder traditioneller – Teil gilt. Für mich kann ich das Judentum immer nur definieren anhand einer Hohlform, und diese Hohlform ist eigentlich die Hohlform vom Nationalsozialismus, vom ‚Goi‘, vom, vom... Wo auch immer ich bin, kann ich mich nur definieren, indem ich anders bin als die, das ist meine Identität. Das heisst auch, ohne die anderen bin ich nicht. Wenn ich in der Wüste bin, brauche ich die anderen, damit ich weiss, wer ich sein kann, nämlich nicht so wie die anderen. Dadurch ist sowohl der Kontakt zu den anderen als auch zu mir selber eigentlich in einer Art Teufelskreis kurzgeschlossen. [...] Ja, diese Ambivalenz, sozusagen dieser Kurzschluss ist unten in den Wurzeln drin, von meiner ganz persönlichen Geschichte geprägt, von meinen Eltern als meine spezifischen Eltern, aber auch geprägt von der historischen Situation als geboren als erste Generation nach dem Nationalsozialismus. Macht das Sinn?“

(Interview 15, S. 13/14)

Die Frage nach einer Klärung des Inhaltes jüdischer Identität führt zu vielfältigen Begründungen und Ansichten. Die Tatsache der jüdischen Identität hingegen ist spätestens nach dem Holocaust für die meisten Juden und Jüdinnen Realität geworden, und unabhängig von deren Akzeptanz, wirkt sie sich auf die Persönlichkeit aus und ist Teil der individuellen Lebensgeschichte.

5 DIE AUSWIRKUNGEN DES NATIONALSOZIALISMUS AUF DIE BILDUNG DER JÜDISCHEN IDENTITÄT

5.1 LITERATUR

5.1.1 Einführung

In diesem Kapitel wird die Thematik des Nationalsozialismus aufgegriffen, insbesondere die Auswirkungen auf die Bildung der jüdischen Identität der Zweiten und Dritten Generation. Die Folgen des Holocausts auf deren Opfer und Nachkommen wurden vielfach erforscht und beschrieben. Obwohl diese Themenstellung in dieser Dissertation nur oberflächlich besprochen werden kann, muss diese Problematik in einer Arbeit über jüdische Identität diskutiert werden, da diese durch die schrecklichen Ereignissen in irgend einer Form beeinflusst wird. Man darf die jüdische Identität nicht auf eine Opferidentität reduzieren. Es wäre jedoch auch falsch, diesen wichtigen Teil der Geschichte zu verdrängen, da sich sowohl in der Literatur wie auch in den Untersuchungen dieser Arbeit mit jüdischen Jugendlichen und Erwachsenen zeigte, dass die Geschichte des Nationalsozialismus oft ein Teil der eigenen Familienbiographie ist und in unterschiedlichster Form einen wichtigen Einfluss auf die Entwicklung der individuellen jüdischen Identität einnimmt.

In einem ersten Teil werden die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Zweite und Dritte Generation und im Speziellen die transgenerationale Transmission des Traumas wie auch die umstrittene Opferidentität in der Literatur besprochen. In der Arbeit wird auf die psychischen Konsequenzen, welche die Überlebenden dieser traumatischen Zeit zu tragen haben, auf die wichtige Thematik der „Survivor-Identität“ bewusst nur kurz eingegangen, da sich die Untersuchungen dieser Arbeit ausschliesslich auf eine jüngere Generation beziehen. Im zweiten Teil werden die Untersuchungsbefunde zu dieser Thematik diskutiert, im Zentrum der Befunde stehen Fragen über die direkte Betroffenheit der Familie durch den Nationalsozialismus, über die Prägung der verschiedenen Generationen durch den Holocaust und über ein Gefühl der Verantwortung gegenüber der Geschichte.

5.1.2 Survivor-Identität

Die Erforschung der psychischen Spätfolgen des Holocausts begann relativ spät. W.G. Niederland (1980) definierte als erster das "survivor syndrome" (Überlebenssyndrom) als eine Kombination verschiedener Symptome bei Überlebenden des Holocausts. Obwohl die von ihm beschriebenen Symptome vielfältig sind und in verschiedenen Kombinationen auftreten, erlauben es die an Hunderten von Opfern durchgeführten Studien und Beobachtungen, gewisse sich wiederholende Anzeichen zu beschreiben. Das am häufigsten beobachtete Symptom ist eine mit der Angst vor einem möglichen Wiederaufleben der Verfolgung verbundene Unruhe. Ausserdem zeigten sich (Niederland 1980, 1981; Bergman/Jacovy 1982) chronisch depressive Zustände in Form von Ermüdungserscheinungen, Leeregefühl oder Beklommenheit, Wahrnehmungs- und Gedächtnisstörungen und Isolierungs- und Abkapselungstendenzen. Zusätzlich fielen psychosomatische Symptome und Schlafstörungen, wie vorzeitiges Erwachen und Alpträume, in denen die schrecklichen Erfahrungen der Vergangenheit wieder heraufbeschwört werden, auf.

Ein weiterer, bei Familien von Überlebenden häufig beobachteter Aspekt ist deren Unfähigkeit, die Trauer um ihre toten Verwandten angemessen zu verarbeiten. Die Überlebenden sind zu traumatisiert, um über die verlorenen Angehörigen zu trauern und entwickeln statt dessen Verdrängungsmechanismen als "Ersatz" (Bergman/Jacovy 1982). Das Fehlen einer angemessenen Trauer ist ein unerträglicher Mangel und führt zu Spätfolgen. Einige Überlebende beharren darauf, dass ihre toten Kinder oder Angehörigen auf magische Weise wieder auftauchen würden. Andere, deren Kinder nach der Befreiung geboren wurden, sahen diese als Substitut der Verlorenen und benannten sie häufig nach einem ihrer während des Holocaust ermordeten Verwandten. Eine grosse Zahl der Überlebenden zeigte sich unfähig, die von ihnen erlittenen traumatischen Erlebnisse verbal auszudrücken.

Trotz all dieser Beobachtungen muss erwähnt werden, dass nicht alle Überlebenden in dieser Form betroffen waren oder sind. Viele von ihnen haben eine aussergewöhnliche psychische Stabilität und Widerstandskraft gezeigt und sich an die tiefgründigen Veränderungen in ihren Lebensumständen mit einer unglaublichen Vitalität angepasst. Die Komplexität bei der Ausgestaltung des Syndroms macht es notwendig, in jedem einzelnen Fall eine Vielzahl von Faktoren zu berücksichtigen. So variieren die Persönlichkeit, die sozialen, ökonomischen und kulturellen Faktoren bei jedem Menschen und führen zu verschiedenen Ausprägungen, die entsprechend individuell analysiert werden müssen.

5.1.3 Die Zweite und Dritte Generation

Erst geraume Zeit nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges hat die wissenschaftliche Psychiatrie anerkannt, dass die Judenverfolgung und -vernichtung in Europa durch Nazideutschland bei den Überlebenden ernste, anhaltende und oft therapieresistente psychische Folgen verursacht hatte. Seit Ende der siebziger Jahre häufen sich Berichte und Untersuchungen darüber, dass bei einem Teil der Kinder der Verfolgten, der sogenannten Zweiten Generation, dieselben Symptome wie bei den Eltern in Erscheinung treten, obwohl diese die Schreckenszeit nicht miterlebt haben.

Als die Zweite Generation werden Kinder der Insassen von Konzentrationslagern oder Arbeitslagern bezeichnet, die nach dem Krieg, Ende der vierziger bis Mitte der sechziger Jahre, teilweise in Auffanglagern, die meisten jedoch später in den Emigrationsländern zur Welt kamen. Diese neue heranwachsende Generation erweckte das Interesse der Spezialisten vor allem durch die Tatsache, dass viele von ihnen emotionale Störungen aufwiesen. Die ersten Untersuchungen der Zweiten Generation wurden von Rakoff (1966) erstellt. In seinem Bericht werden Erfahrungen in der Behandlung Überlebender im Jugendalter beschrieben.

Bevor auf die spezifischen Verhaltensweisen und Konflikte der Zweiten Generation eingegangen wird, sollen zuerst die Bedingungen oder wie Tyrangiel (1989) sagt, die "psychologische Atmosphäre", in welcher diese Kinder aufwachsen, vorgestellt werden. Tyrangiel nennt drei zentrale Punkte. Als erstes betont er, dass die Persönlichkeit der Eltern deutlich durch die Nachwirkungen ihres Verfolgungstraumas geprägt ist, so dass diese in die Erziehung ihrer Kinder miteinfließen. Als zweites hebt er die besondere Beziehung zwischen den Ehepartnern hervor. Tyrangiel nimmt an, dass die Beziehung oft durch eine Bindungsproblematik belastet ist, die Partner haben Schwierigkeiten eine tiefe auf gegenseitiges Vertrauen basierende Beziehung aufzubauen, da sie starke Ängste von einem erneuten Verlust einer geliebten Person haben. Dies hat zur Folge, dass jeder von ihnen sich vor allem auf die Beziehung zu seinem Kind konzentriert. Das Bedürfnis nach Zuneigung verschiebt sich von der Elternbeziehung auf die Eltern-Kind-Beziehung, was für das Kind sehr einengend sein und zu zusätzlichen Problemen im Ablösungsprozess führen kann. Als letztes erwähnt Tyrangiel (1989) die Be- und Erziehungsfähigkeit gegenüber dem Kind:

"Die Kinder bekamen durch die Eltern vermittelt, dass ihre Existenz nicht etwas Selbstverständliches, sondern etwas Spezielles wäre: hätten die Eltern nicht überlebt, so wären auch sie nicht am Leben. Die Eltern vermittelten den Kindern "Botschaften", Aufträge und Erwartungen wie z.B. dass die Kinder für die Eltern die Brücke zum Leben sein sollten, sie

sollten Tote ersetzen, sie sollten "gute" Kinder, immer bei den Eltern oder in der Nähe von ihnen sein, sie haben die Funktion des Beschützers und Trösters etc. ..."

(S. 47)

Trossman (1968) bemerkte ebenfalls verschiedene typische Verhaltensweisen der Überlebenden ihren Kindern gegenüber. Zum einen fiel ein extrem überbehütendes Verhalten der Eltern auf, in anderen Fällen bedienten sich die Eltern ihrer Kinder gegenüber als Zuhörer ihrer Erinnerungen. Andere Eltern zeigten eine sehr verbitterte und misstrauische Lebenseinstellung, und sie erwarteten von ihren Kindern eine dementsprechende Lebenshaltung. Trossman erwähnt zum Schluss diejenigen Eltern, welche von ihren Kindern verlangten, dass sie deren Leere im Leben ausfüllen sollen - er bezeichnet diese Erwartung als die schädlichste Haltung gegenüber den Kindern.

Was die Diagnose der Störungen der Zweiten Generation angeht, so gehen die Meinungen der Untersucher auseinander, auch in Bezug auf die Spezifität des Symptombildes. Tyrangiel (1989) sagt, dass zum einen die Störungen der Zweiten Generation formal nicht anders erscheinen als jene der Kinder von anders schwer belasteten Eltern. Andererseits kommen bei der Arbeit mit Kindern Überlebender spezifisch verfolgungsbedingte Inhalte zum Vorschein. Der Autor hebt die von Kestenberg (1972, 1980, 1996) genannte Formulierung des "Child of Survivors Complex" hervor.

Sigal und Rakoff (1971) verglichen in einer Untersuchung eine Gruppe von Jugendlichen, welche Kinder von Überlebenden sind, mit einer Kontrollgruppe gleichaltriger Jugendlicher. Sie stellten fest, dass die Kinder Überlebender verstärkt Anzeichen von Anpassungsschwierigkeiten, Isolierung und eine starke Abhängigkeit von den Eltern zeigten.

Kestenberg (1972) untersuchte die Auswirkungen des Holocausts auf die Zweite Generation über eine längere Zeitspanne hinweg. Sie entwarf einen Fragebogen, welche sie an Kollegen in verschiedenen Ländern sandte, um auf diese Weise zu erfahren, ob sie Kinder von Überlebenden in Behandlung haben und wenn ja, ob ihnen etwas Bestimmtes an ihnen aufgefallen ist. Kestenberg stellte in ihrer Umfrage fest, dass nur wenige solcher Patienten aufgetreten sind, und sich zudem ihre Kollegen äusserst gleichgültig diesem Thema gegenüber verhielten. Aufgrund dieser Studie und der darin enthaltenen Botschaft, dass der Themenkomplex der "Zweiten Generation", bisher völlig vernachlässigt wurde, hat sie eine psychoanalytische Studiengruppe zur Erforschung der Auswirkungen des Holocausts auf die Zweite Generation ins Leben gerufen. Die zentrale Fragestellung der Studiengruppe war, ob die erlebten Traumata der Überlebenden während des Naziregimes, einen Einfluss auf die psychische Entwicklung ihrer Kinder haben. Die Gruppe kam,

nach Überarbeitung von einer Vielzahl von klinischem Material, zu dem Schluss, dass dies zweifellos möglich sei (Bergman/Jacovy 1982).

Barocas und Barocas publizierten 1979 einen Artikel, in dem sie die psychische Entwicklung und die Anpassung von Kindern Überlebender unter besonderer Berücksichtigung des psychischen Traumas und die Wirkung der Überlebenden auf die Zweite Generation untersuchten. Bei ihrer Erforschung des Prozesses, durch den das "survivor syndrome" an die Kinder der Überlebenden weitergegeben wird, identifizierten Barocas/Barocas eine Reihe von Charakteristiken und Symptomen, die sie in der Zweiten Generation und ihren Familien beobachteten. Sie sind in den nachfolgenden Punkten 1 bis 9, mit einigen weiteren Literaturquellen ergänzt, zusammengefasst.

1. Die Bedeutung des Eigennamens und seinen Einfluss auf die Identität:

In manchen Familien werden die Nachkommen nach verstorbenen Verwandten benannt, welche von den Eltern idealisiert und in heroischer Weise stilisiert werden. Das Kind wird demnach sehr stark mit einer Person identifiziert, welche sehr leiden musste und gestorben ist.

2. Störung des Ablösungs- und Individuationsprozesses:

Die frühe Eltern-Kind-Beziehung verläuft sehr symbiotisch, Eltern und Kind stehen in einer sehr engen Bindung zueinander. Der normale Trennungs- und Individuationsprozess stellt somit eine Gefahr für die bestehende Homöostase der Familie dar. Für die Eltern kann der Ablösungsprozess des Kindes die Trauer und Angst der Überlebenden wieder neu beleben, da sie wiederum mit dem Verlust eines geliebten Menschen konfrontiert werden. Die Jugendlichen stehen ihrerseits in einem starken Konflikt, einerseits fällt es ihnen schwer, sich aus der engen Bindung zu lösen und den Druck der Eltern zu überwinden, andererseits wächst in ihnen ein starkes Individuationsbedürfnis.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es sich um ein Spektrum von Störungen handelt, vor allem in den Bereichen der Selbst- und Identitätsbildung, der Unterscheidung von Selbst und Objekt und im Bereich der Separation-Individuation (Tyrangiel 1989). Auch Branik (1992) erwähnt die narzisstische Bedeutung der Kinder für die Eltern, er schreibt über die Opfer des Holocausts:

"dass jeweils ihre eigenen Kinder eine besondere narzisstischen Bedeutung für sie haben und zahlreichen bewussten oder unbewussten Delegationen unterworfen werden, u.a. dem Auftrag, die eigene beschädigte Identität zu reparieren und die durch den Holocaust entstandenen oder vermittelten Wunden zu heilen - oder an sie zu erinnern. Für die heutige Zeit und unsere Gesellschaft, in welcher während der ohnehin prolongierten Adoleszenz, die entwicklungstypische Phase von unverbindlichen, ausprobierenden, narzisstisch gefärbten Beziehungen besonders lang ist, fiel auch in unserer Stichprobe überraschend auf, dass bei der Frage nach Partnerschaftsbeziehungen die Befragten sehr schnell zu dezidierten Vorstellungen über die eigenen phantasierten Kinder kamen, die in engem Zusammenhang mit ihrem eigenen Erleben als junge Juden in Deutschland standen."

(S. 277)

3. Symbiotische Identifizierung und Glücksnegation:

Die Eltern betrachten das Kind als eine Verlängerung ihrer Selbst und lassen ihm kaum Raum zur eigenen Entfaltung. Die Eltern zeigen aufgrund ihres Schicksals eine pessimistische Lebenshaltung. Durch die symbiotische Beziehung mit ihren Kindern übertragen sie ihre Einstellung, niemals wieder glücklich sein zu können, auf ihre Kinder, so dass auch diese nicht mehr an eine glückliche Zukunft glauben können. Die Kinder spüren im Laufe der Zeit, dass der Holocaust das entscheidende Ereignis ist, welches ihr Leben beeinflusst, obwohl dieses vor ihrer Geburt stattfand.

4. Aggressives Verhalten:

Die Überlebenden sind voller Aggressionen, sind jedoch nicht fähig diese auszudrücken. Gesteuert durch ihr eigenes Unvermögen, mit diesen vorhandenen Aggressionen umzugehen, verbieten sie auch unterschwellig ihren Kindern, ihre Aggressionen zu äussern. Sie glauben somit, diese verhassten Aggressionen loszuwerden. Zudem denken manche Eltern, welche in Konzentrationslagern gelebt haben und die Umwelt immer noch als feindselig empfinden, dass sie die Aggressionen ihrer Kinder zügeln müssen, um deren Überleben in dieser Welt, der sie misstrauen, zu sichern. Die Eltern betrachten die kindlichen Wutanfälle auch als Bedrohung der emotionalen Verbindung zu ihren Kindern, und versuchen diese zu unterdrücken, um deren Verlust zu verhindern. Barocas und Barocas (1979) berichten von Familien, in denen die Eltern ihre Kinder bei Ausbruch von Aggressionen mit den Nazis verglichen. Solche Vergleiche erschütterten natürlich die Kinder und führten dazu, dass sie versuchten, ihre Wut zu unterdrücken. Sie empfanden dabei auch starke Schuldgefühle und Angst, von ihren Eltern als quälende Sadisten

klassifiziert zu werden. Schuldgefühle und Aggressionen entstehen bei den Kindern vor allem auch dann, wenn sie feindselige Äusserungen ihren Eltern gegenüber aussprechen oder Trennungswünsche haben. Diese Konflikte summieren sich zu den schon genannten Problemen des Individuationsprozesses und unterdrücken die Fähigkeit, eine gesunde Aggressivität (healthy aggressive energy) in diesem Prozess auszuleben.

5. Tief depressive Reaktionen:

Manche Kinder von Überlebenden haben gelernt, ihre Aggressionen zu unterdrücken, und dies führte bei einem Teil von ihnen zur Internalisierung und Somatisierung des Ärgers, was sich in tief depressiven Reaktionen widerspiegeln kann. Die starke Einschränkung des elterlichen Über-Ichs verstärkte sich demnach in pathologischer Weise im Über-Ich der Kinder.

6. Niedriges Selbstwertgefühl:

Rosenfeld-Prusak (1992) stellte fest, dass viele Kinder von Überlebenden ein schwaches Selbstwertgefühl besitzen und eine starke narzisstische Verletzlichkeit bei ihnen zu beobachten ist. Die Selbsteinschätzung dieser Kinder ist sehr labil, was zur Folge hat, dass geringste Rückschläge und scheinbar triviale Misserfolge unverhältnismässige Reaktionen auslösen können. Durch die hohe narzisstische Bedeutung, welche die Kinder bei ihren Eltern haben, entstehen unbewusste und bewusste Mandate der Eltern, mit denen sie die Kinder unter starken Druck setzen. Als Beispiel nennt Rosenfeld-Prusak (1992) die Forderung der Eltern, dass ihre Kinder die beschädigte Identität der Eltern wieder herstellen sollen, und diese den Eltern helfen müssen, die durch den Holocaust entstandenen oder vermittelten Wunden wieder zu heilen oder zumindest an sie zu erinnern (Barocas/Barocas 1979).

7. Überempfindlichkeit:

Viele der Kinder von Überlebenden zeigten eine deutliche Überempfindlichkeit in Bezug auf Reaktionen gegenüber ihrer jüdischen Identität. Leichteste Anzeichen irgendwelcher antisemitischer Äusserungen rufen bei ihnen eine unangemessene Wutreaktion hervor. Diese übertriebenen Verhaltensweisen zeigen auch Barocas und Barocas (1979) auf, indem sie bei Kindern von Überlebenden grossen Ärger und Ressentiments gegenüber den Deutschen feststellten. Branik (1992), welcher eine Untersuchung mit 18 Jugendlichen durchführte, stellte fest, dass die Jugendlichen direkte Erfahrungen mit Antisemitismus, in Form von

Beschimpfungen, Stellungnahmen, Vorurteilen usw. hatten, welche in ihnen eine tiefe Verletzlichkeit auslöste. Die Empfindlichkeit gegenüber kleinsten Bemerkungen bezieht sich nicht allein auf die erwähnten Erfahrungen mit Antisemitismus und ist keineswegs nur bei Jugendlichen anzutreffen, deren Familien unter dem Holocaust direkt gelitten haben. Barocas und Barocas (1979) schreiben:

"die zitierten Empfindlichkeiten gegenüber realen, latenten oder auch nur vermeintlichen Konfrontationen mit dem Antisemitismus in Deutschland zeugen von tiefen narzisstischen Wunden, die den Verletzungen entstammen, die dem eigenen Volk und ggf. den Eltern und Grosseltern in der Nazi-Zeit zugefügt wurden und offenbaren das tiefsitzende Gefühl, beschädigt, bedroht oder verletzbar zu sein."
(S. 275/276)

8. Überanpassung - übertriebenes Verantwortungsbewusstsein bei Priorität der Familieneinheit:

Die Kinder Überlebender empfinden oft ein sehr grosses Verantwortungsgefühl, was die Integrität und den Erhalt der Familie betrifft. Die Eltern haben diesbezüglich sehr grosse Erwartungen an ihre Kinder, und auf die Familieneinheit wird äusserst hohen Wert gelegt. Dies führt vor allem dann zu Schwierigkeiten, wenn die Kinder versuchen, Beziehungen zu Aussenstehenden aufzunehmen. Zudem stellen Barocas und Barocas (1979) fest, dass die Eltern sehr hohe Ansprüche, wobei besonders intellektuelle und Bildungsleistungen hervorgehoben werden, an ihre Kinder stellen, was bei diesen zu grossem Erfolgszwang führen kann.

9. Verzerrung der Realität in Form von mangelnder Differenzierung zwischen Phantasie und Wirklichkeit:

Die heranwachsenden Kinder der Überlebenden sind im allgemeinen sehr neugierig, was die Vergangenheit ihrer Eltern betrifft und sie wollen oft wissen, was während des Holocausts geschehen ist. Barocas und Barocas (1979) stellten bezüglich des Umganges mit der eigenen Geschichte vor allem zwei Tendenzen bei den Eltern fest. Einige der Überlebenden scheinen stark dazu zu neigen, das Andenken ihrer ermordeten Verwandten zu ehren, indem sie vor ihren Kindern von den schrecklichen Ereignissen Zeugnis ablegen. Bei einer Vielzahl der Überlebenden wurden grosse Widerstände, die Familiengeschichte den Kindern zu vermitteln, festgestellt. Deshalb wurde dieses Thema in vielen Familien zum Tabu erklärt. Durch das Schweigen der Eltern über die Geschehnisse während des Holocausts,

füllen die Kinder der Überlebenden ihre Wissenslücken durch Phantasien aus und verlieren dadurch den Bezug zur eigentlichen Realität der damaligen Ereignisse. Es muss jedoch betont werden, dass es sich hierbei nicht um einen Verlust des Realitätssinns, sondern um eine lokalisierbare Trübung beim Einschätzen der Wirklichkeit handelt. Alheim (1985) schreibt in ihrem Artikel, dass sich viele schlimme Zustandsbilder darauf zurückführen lassen, dass die Kinder der Überlebenden neben der Realität in einer "zweiten Welt" leben: in der traumatischen Vergangenheit, die sie stellvertretend für ihre Eltern in der Phantasie zu bewältigen versuchen. Die Auswirkungen der Schreckenserfahrungen bei den Überlebenden wie bei den Kindern variieren je nach individueller Lebensgeschichte und spezifischen Fixierungen. Man spricht daher inzwischen statt von einem "survivor syndrome" (Niederland 1980, 1981) mehrheitlich von einem "surviving complex" (Levine 1982; Kestenberg 1972, 1980, 1989, 1994, 1996, 1998).

5.1.4 Die transgenerationale Transmission des Traumas

Alle von Psychiatern, Psychoanalytikern und Psychologen über Kinder von Überlebenden geschriebenen Arbeiten zeigen, dass die traumatischen Auswirkungen des Holocaust in vielen Fällen von den Eltern an die Kinder weitervermittelt werden (Bergman/Jacovy 1982). Die Erkenntnis, dass psychische Traumata über mehrere Generationen hinweg pathogene Auswirkungen haben und zu klinisch fassbaren Symptomen führen können, warf einige Fragen auf in Bezug auf den in diesem Zusammenhang eingeführten Begriff der Transmission. Unter Transmission wird die Vermittlung bzw. die Identifikation mit den traumatischen Erfahrungen der verfolgten Eltern und überhaupt der Organisation des Selbst im Schatten des elterlichen Traumas, sowie die Mechanismen, über die das geschieht, verstanden (Barocas/Barocas 1979; Bergman/Jacovy 1982; Kestenberg 1980, 1998; Levin 1982).

Bergman und Jacovy (1982), welche in ihrem Buch "Generations of the Holocaust" sehr viele Patienten der Zweiten Generation analysieren konnten, kamen zu folgenden Schlussfolgerungen über den komplexen Transmissionsmechanismus:

1. Das Trauma des Holocausts wird von einigen Überlebenden dadurch übertragen, dass sie weiterhin in dessen Schatten leben d.h. die Erlebnisse während des Holocaust sind allgegenwärtig und stehen im Zentrum ihres Lebens.

2. Eine andere Gruppe von Überlebenden vergleicht ihre Kinder mit während des Holocausts umgekommenen Kindern. Diese werden somit in eine doppelte Identität gedrängt. Zum einen leben sie im alltäglichen Leben ihre eigene Identität aus, zum anderen wird ihnen die Identität des verstorbenen Kindes aufgezwungen, womit auch die Geister der Vergangenheit wiederbelebt werden sollen.
3. Eine andere Gruppe setzt unbewusst das Kind mit ihren Verfolgern gleich - das Kind wird also zum Feind.
4. Eine vierte Gruppe sucht bei ihren eigenen Kindern elterliche Eigenschaften. Sie selbst fühlen sich von ihren Eltern im Stich gelassen, da diese nicht fähig waren, sie davor zu schützen, dass sie zu Opfern wurden. Deshalb sollen nun die Kinder diese Elternfunktion übernehmen.
5. In einigen Familien von Überlebenden wurde der Holocaust zu einem persönlichen Mythos umgewandelt. Zum einen haben die Eltern selbst, auch um Abstand zu den Ereignissen zu gewinnen, diesen Mythos geschaffen und übertragen diesen weiter auf ihre Kinder. Zum anderen sind es die Kinder, welche aus mangelndem Wissen über die familiäre Geschichte während des Holocausts, diese zu einem Mythos hochstilisieren. Dies geschieht vor allem in solchen Familien, in denen ein relatives bis absolutes Stillschweigen über den Holocaust bewahrt wird. Dieses Schweigen ist einerseits Folge der Schwierigkeiten, über die schrecklichen und überwältigenden Erfahrungen zu kommunizieren, andererseits entsteht es durch die Angst, dass die Überflutung mit den dazugehörigen Gefühlen erneut traumatisierend wirken könnte. Diese Tabuisierung ist oft für die Entwicklung des Kindes belastend, da es das Auffüllen von Wissenslücken durch Phantasien begünstigt, welche oftmals noch belastender für das Kind sein können als die auch schwer erträgliche Realität.

Auch Branik (1992) berichtet in seiner Studie, dass sich der "pact of silence", also das vollständige oder partielle Schweigen der Betroffenen über die traumatischen Ereignisse während des Holocausts, auch auf die heutige Generation derjenigen Nachkommen erstreckt, deren Eltern entweder mit den Grosseltern ähnliche Erfahrungen gemacht hatten oder über eigene Kindheitserfahrungen aus der Nazizeit verfügen. Grosseltern wie auch Eltern sprechen z.T. in extremen Haltungen über den Holocaust; entweder wird das Thema tabuisiert oder es entstehen ausbruchartige, durch bestimmte Situationen provozierte Konfrontationen mit den unverheilten Wunden der Vergangenheit. Bei den meisten Juden zeigt sich eine Scheu, ihre Eltern und

Grosseltern nach der Vergangenheit zu fragen, was sie mit einer Angst, diese zu sehr zu belasten oder zu verletzen, begründen. Das Wissen der Jugendlichen über die konkreten Erfahrungen der Familie im Holocaust scheint nur bruchstückhaft vorhanden zu sein. Branik (1992) hebt jedoch hervor, dass dieses Schweigen über die Vergangenheit nicht bedeutet, dass diese nicht vermittelt wird. Dies wird in zahlreichen Beispielen verdeutlicht, in denen dieses Thema in scheinbar nicht zusammenhängenden Haltungen, in Alltagssituationen und nonverbal präsent ist. Mit den Grosseltern können die Kinder noch eher darüber sprechen, als mit ihren Eltern:

"Die beschriebenen Besonderheiten der Kommunikation vermitteln einen Eindruck davon, wie die mittels Transmission ausgebildeten Erlebnisweisen und Einstellungen - in jeweils verschiedensten phänotypischen Ausgestaltungen - mit beträchtlicher Intensität auf die nächste Generation einwirken und ihrerseits als idiosynkratische traumatische Bereiche der Identität mittels Transmission weitergegeben bzw. aufgenommen werden".

(S. 278)

Davidson (1980) erforschte die transgenerationalen Transmissionsmechanismen unter besonderer Berücksichtigung der Familiengruppe, der Interaktion der Mitglieder und ihrer Kommunikation untereinander. In seinen Untersuchungen betonte er, dass im Transmissionsmechanismus vor allem der Vorgang der Identifizierung und der Imitation der erlebten Gefühle der Eltern und Grosseltern eine entscheidende Rolle spielen. Er bemerkte jedoch, dass die Kenntnisse über die Mechanismen, durch welche psychische Störungen, Verhaltensvorbilder und das interpersonelle Verhalten von den Eltern an die Kinder vermittelt werden, noch sehr begrenzt sind.

Levin (1982) beschäftigt sich mit zwei zentralen Fragen:

1. Die erste Frage befasst sich mit dem Thema, wie, d.h. mit welchen Mechanismen die Übertragung des Traumas von einer Generation auf die andere geschieht.

Er nennt drei Erklärungen. Zum einen erwähnt er, dass die Eltern in ihren Erziehungsfähigkeiten durch die Erlebnisse während des Holocausts geprägt sind, und dass die Eltern deshalb in ihrem Erziehungsstil gewisse Elemente ihres eigenen Traumas auf die Kinder übertragen. Als zweites erwähnt Levin zwei weitere Übertragungsmechanismen: zum einen die Identifizierung mit, zum anderen die Rebellion gegen bestimmte charakteristische Persönlichkeitszüge (er erwähnt jedoch nicht, was für Merkmale damit gemeint sind) der Eltern, die durch die Erfahrungen des Holocausts entstanden sind. Zuletzt betont er, dass die Verarbeitung der Holocausterfahrungen der Eltern einen grossen Einfluss darauf haben, wie das Kind mit den Geschehnissen umgehen kann. Es sei hier nochmals

betont, dass vor allem das Verschweigen der Ereignisse zu grossen Belastungen für die Kinder werden kann.

2. Als zweites wird die Frage aufgeworfen, welches die charakteristischen Elemente des "child of survivor complex" sind.

Zunächst stellt Levin (1992) die Frage, ob ein solcher "child of survivor complex" (Kind von Überlebenden-Komplex) bei den Kindern von Überlebenden überhaupt existiere? Er kommt dabei zum Schluss, dass keine einheitlichen Folgen bei diesen Kindern resultieren. Seiner Ansicht nach kann es zu Überforderungen adaptiver Mechanismen bei Kind und Eltern kommen, welche dann zu bestimmten Belastungen in spezifischen psychischen Bereichen der Kinder führen. Levin erwähnt hierbei vor allem die narzisstische Überbesetzung der Kinder durch die Eltern, Probleme der Über-Ich-Bildung, der Separation und Individuation, der Aggressionsregulation, wie auch eine partielle Ich-Schwäche im Hinblick auf Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität (Branik 1992).

Kestenberg (1989) erklärt in ihrem Aufsatz "Transposition revisited. Clinical therapeutic and developmental considerations" den Begriff der Transposition folgendermassen:

"Kinder von Überlebenden neigen dazu, in die Vergangenheit ihrer Eltern zurückzugehen und sie zu erforschen. In ihren Phantasien erleben die Kinder den Holocaust und übertragen die Gegenwart in die Vergangenheit. Dieses Phänomen nannte ich Transposition. Die Transposition ähnelt der Trauer, mit dem Unterschied, dass die verlorenen Objekte nicht dem Trauernden gehören und ihr Tod niemals angenommen wird. Stattdessen gibt es einen unaufhörlichen Versuch, sie wiederzubeleben. Dies stellt eine Restitution der verlorenen Objekte der Eltern dar."

(S. 148)

Dies darf, wie Kestenberg hervorhebt, nicht mit der Identifizierung der Kinder mit ihren eigenen überlebenden Eltern verwechselt werden. Die Transmission der elterlichen Gefühle hinsichtlich ihrer Verfolgung scheint besonders im Kleinkindalter stattzufinden.

Kogan (1990) untersuchte die Transmission des Traumas, konkreter die Verarbeitung der übermittelten Traumata, aus einem anderen Blickwinkel: Die Autorin untersuchte die Auswirkungen der Retraumatisierung der Kinder der Überlebenden des Holocausts, die das Trauma ihrer Eltern durch eine unbewusste Identifizierung übernommen haben. Sie nimmt an, dass die

Verarbeitung eines konkret erlebten Traumas zu einer Milderung des übertragenen Traumas in der psychischen Realität führt, weil dadurch die Beherrschung sowohl des real erlebten Traumas der Eltern oder Grosseltern wie des übertragenen Traumas der Kinder erleichtert wird.

Alle Autoren, die sich mit den psychischen Auswirkungen des Holocausts und deren Übertragung auf die nachfolgenden Generationen befassen, betonen die Notwendigkeit, diese Forschungen weiterzuführen, da nicht vorhersehbar ist, bis zu welcher Generation diese wirken können (Kestenberg 1972, 1980, 1989, 1994, 1996, 1998; Barocas/Barocas 1979; Rosenthal/Rosenthal 1980; Bergman/Jacovy 1982; Grünberg 1987; Haesler 1992).

Inzwischen gibt es bereits Arbeiten, die zeigen, dass auch in der sogenannten Dritten Generation Symptome und Konflikte auftauchen, die in direkter Beziehung zu dem von den Vorfahren, in diesem Fall den Grosseltern, erlebtem Holocausttrauma stehen (Davidson 1980; Rosenthal/Rosenthal 1980, Alheim 1985; Haesler 1992). Diese Feststellungen an der Dritten Generation sind nicht überraschend, da die vorhin aufgeführten Phänomene bei den Angehörigen der Zweiten Generation zwangsläufig Einfluss auf ihre Kinder haben müssen.

Haesler (1992) stellt fest, dass bei der transgenerationalen Transmission des Traumas an die Dritte Generation komplizierte bewusste, vorbewusste und unbewusste Identifizierungsprozesse eine zentrale Rolle spielen. Ausserdem weist er in diesen Fällen auf die determinierende Rolle der von den Grosseltern während des Holocausts erlebten Verfolgungskonflikte hin. Rosenthal und Rosenthal (1980), die auch zu den Autoren gehören, welche die Auswirkungen des Holocaust auf die Dritte Generation untersuchten, stellen in ihrer Studie den Fall eines Enkels von Überlebenden vor, bei dem sich eine, in der Ähnlichkeit der Symptome offenbarende, Identifizierung mit seiner Grossmutter väterlicherseits manifestierte. Die Autoren weisen auf die Notwendigkeit hin, jeweils historische Daten, und zwar solche über mehrere Generationen hinweg, zu beachten.

5.1.5 Diskussion der Opferidentität

Für viele Menschen wurde die Shoah zum identitätsstiftenden Ereignis und zur einzig eindeutigen „Grundformel jüdischer Existenz“. Die jüdische Identität wurde neu definiert, der Holocaust wurde ein wichtiger Stützpfeiler dieser Definition. Der Literaturwissenschaftler Hanno Loewy (1995) beschreibt die Shoah als Schlüssel zur heutigen jüdischen Identität, welche bei allen Juden gleichermassen als Problem präsent ist und somit einen „sense of community“ hervorgebracht hat.

Die „Nürnberger Rassengesetze“ der Nationalsozialisten setzten die Identitätskonzepte der Juden ausser Kraft – sie definierten wer Jude war oder nicht. Sehr viele Menschen wurden somit zu Juden, obwohl sie sich selbst niemals als solche bezeichnet hätten. Nach der Shoah definierte sich ein Teil der Juden durch den Holocaust. Diese ausschliessliche Identifikation mit dem Holocaust führte zu einer Opferidentität – eine Form der Identität welche heftig umstritten und auch innerhalb des Judentums sehr bekämpft wurde. So sieht beispielsweise Jeshajahu Leibowitz im Holocaust keinerlei sinnstiftende oder identitätsprägende Bedeutung, da Gott für die jüdische Identität die einzige zentrale Instanz ist (Shashar 1994).

Ein weiterer Grund vieler Kontroversen ist die Frage, inwiefern es legitim ist, sich ausschliesslich über die Identifikation mit den Opfern als Jude zu definieren, wenn die eigene Person nicht Opfer nationalistischer Verfolgung war. Jean Améry (1980) beispielsweise verurteilt diese Form der Identifikation:

„Nur gerade jene können sich an die Jahre 1933-1945 halten, die ein Schicksal wie das meine hinter sich haben. [...] Zwar gilt die Katastrophe als existentieller Bezugspunkt für alle Juden, doch geistig nach- und vorvollziehen können das katastrophale Ereignis nur wir, die Geopferten. Den anderen sei es nicht verwehrt, sich einzufühlen. Sie mögen nachdenken über ein Geschick, das gestern hätte das ihre hätte sein können und es morgen sein kann. Ihre geistigen Bemühungen werden unseren Respekt finden, doch wird er ein skeptischer sein, und im Gespräch mit ihnen werden wir bald verstummen und uns sagen: Nur zu, gute Leute, plagt euch ab, wie ihr wollt, ihr redet ja doch nur wie der Blinde von der Farbe.“

(S. 145)

Auch Alain Finkielkraut (1985) fordert ein Loslösen dieser Opferrolle, kritisiert diejenigen Juden, welche sich einzig über das Schicksal und Leiden ihrer Eltern und Verwandten als jüdisch definieren. Er beschreibt wie er durch die Shoah als rein ‚quantitatives Ereignis‘ betrachtend, die Exotik seiner Herkunft als Jugendlicher genoss:

„Pensenz-donc: avec le judaïsme, j’avais reçu le plus beau cadeau dont puisse rêver un enfant de l’après-genocide. J’héritais d’une souffrance que je ne subissais pas; du persécuté je gardais le personnage mais je n’endurais plus l’oppression. Je pouvais jouir en toute quiétude d’un destin exceptionnel. Sans m’exposer à un danger réel, j’avais la stature d’un héros: il me suffisait d’être juif pur échapper à l’anonymant d’une existence interchangeable et à la platitude d’une vie sans événement. [...] Le calvaire passé de mon peuple donnait à ma vie présente un prestige et une beauté que j’aurais été bien incapable de trouver dans son déroulement.“

(13f.)

In der Selbstgewissheit der Verhaltensweisen vieler Kinder von Überlebenden sieht Finkelkraut (1985) eine neue Kategorie der jüdischen Identität:

„Ils ne sont pas religieux, du moins pour la plupart [...] Ni la définition ethnique, ni la définition confessionnelle, ni le schéma sartrien ne s'auraient leur convenir. Ce sont des Juifs indéfectibles, mais ce sont des Juifs pour du beurre puisque, après la catastrophe, le judaïsme ne peut pas recevoir pour eux d'autre contenu qu'un contenu de souffrance, et qu'eux-mêmes ils ne souffrent pas. [...] Ces habitants de l'irréel, plus nombreux qu'on ne le pense, je propose des les nommer Juifs imaginaires.

(22f.)

Er fordert dazu auf, eine eigenständige jüdische Identität zu finden und nicht die Opfer der Shoah zur eigenen Selbstbestimmung zu instrumentalisieren. Er vertrat die Meinung, dass die Tatsache einer jüdischen Abstammung keine Legitimation dazu gibt, sich mit den Erlebnissen der Opfer zu identifizieren.

In seiner Arbeit über jüdische Schriftsteller untersucht Shaked (1986) die kritische Einstellung des Schriftstellers Philip Roth gegenüber der jüdischen Opferrolle. In Roths (1993) wahrscheinlich bekanntestem Buch „Portnoys Beschwerden“ lässt er seinen Protagonisten Portnoy diese Haltung folgendermassen ausdrücken:

„Jude Jude Jude Jude Jude Jude! Es kommt mir schon zu den Ohren raus – die Legende vom leidenden Juden! Tu mir den Gefallen, mein Volk, und steck dir dein Leidenserbe in deinen leidenden Arsch – auch ich bin nämlich ein Mensch!“

(S. 55)

Philip Roth (1975) sieht die Schwierigkeiten einer neuen jüdischen Identität wie folgt:

„Juden sind nicht die Menschen, die die Antisemiten in ihnen sehen. Dies war einmal ein Satz, von dem man aus beginnen konnte, sich eine neue Identität zu bilden; jetzt geht das nicht mehr, denn es ist schwer, gegen die Verhaltensweisen anzuleben, die die anderen von einem erwarten, wenn immer weniger Menschen dich durch solche Erwartungen definieren. Der Erfolg im Kampf gegen die Diffamierung des jüdischen Wesens in diesem Land hat die Notwendigkeit

nur noch dringlicher gemacht, ein jüdisches Selbstverständnis zu schaffen, das in dieser Zeit und an diesem Ort bedeutsam ist.“

(S. 165)

Roth erweitert diese Aussage, indem er betont, dass es lächerlich sei, wenn man vorgibt in einem Land Opfer zu sein, in welchem niemand einem zu dieser Rolle zwingt, solange man sich für ein anderes Leben entscheidet.

5.2 UNTERSUCHUNGSBEFUNDE

5.2.1 Einführung

Die Untersuchungen bestätigen, dass die Thematik des Nationalsozialismus für alle Befragten, unabhängig der familiären Geschichte, ein wichtiges Thema ist. Die Zentralität, die Stärke und Art des Einflusses des Nationalsozialismus auf ein Individuum ist jedoch abhängig davon, inwiefern die Familie direkt von den damaligen Ereignissen betroffen war. Welche Form der Prägung dies bei den einzelnen hinterlässt, hängt zum einen davon ab, welche Erlebnisse Eltern oder Grosseltern während dieser grauenvollen Zeit erleben mussten und zum anderen, wie mit diesen Geschehnissen in der Familie umgegangen wurde, ob das Thema beispielsweise tabuisiert wurde oder eine offene Kommunikation darüber herrschte. Dies ist wiederum davon abhängig, inwiefern die Eltern die Geschehnisse selbst verarbeiten konnten. Zudem spielen individuelle Faktoren eine entscheidende Rolle, welche Möglichkeit die Person selbst hat, mit belastenden Fakten umzugehen.

Im folgenden werden zuerst die Ergebnisse der Fragebogenuntersuchungen diskutiert. In dieser Analyse interessieren Verteilungswerte, d.h. wie viele der Befragten stammen aus Familien, welche vom Nationalsozialismus direkt, indirekt oder nicht betroffen waren. Als weiteres werden Daten zur Kommunikation über den Nationalsozialismus innerhalb der Familien erläutert. Bei der Auswertung der Interviews werden hingegen inhaltliche Aspekte beschrieben und diskutiert – das individuelle Erleben, die persönliche Einschätzung und Wertung stehen im Vordergrund.

5.2.2 Analyse der Fragebogen

Analysiert wurden 70, von 38 Männer und 32 Frauen ausgefüllte, Fragebogen. Die Befragten sind zwischen 20 und 41 Jahre alt (Durchschnittsalter 27,7 Jahre), eine Generation, welche die Shoah nicht unmittelbar miterlebt hat. Das Thema des Nationalsozialismus wurde zu Beginn des

Fragebogens, nachdem persönliche Fragen zur Person und dessen Eltern gestellt wurden, thematisiert. Dabei interessierten zwei Themenkomplexe, zum einen ob und in welcher Form die Familie väterlicherseits und mütterlicherseits, Grosseltern und Eltern vom Nationalsozialismus betroffen waren. Zum Zweiten wurde die Frage nach der Kommunikation über den Holocaust innerhalb der Familien untersucht, die Befragten antworteten, ob sie mit Grosseltern, Vater und Mutter viel, wenig oder gar nicht über die damaligen Geschehnisse gesprochen haben.

Familiäre Betroffenheit

Die Verteilung der Befragten bezüglich der Betroffenheit der Familie während des Nationalsozialismus wurde untersucht und analysiert (siehe Abbildung 9: Nationalsozialismus - Betroffenheit in der Familie, S. 293). Die Kategorie „Nicht betroffen“ umfasst Personen, die keine direkten Opfer des Nationalsozialismus in der nahen Familie haben. In den Kategorien „Direkt betroffen“ und „Indirekt betroffen“, sind diejenigen Menschen zusammengefasst, bei denen mindestens ein nahes Familienmitglied den Holocaust in irgendeiner Form, entweder am eigenen Leibe oder durch den Verlust naher Angehöriger, erfuhr. 36 von 70 befragten Personen (51%) berichten, dass mindestens ein Mitglied der Familie, d.h. eines der Grosseltern oder Eltern, den Nationalsozialismus direkt erlebt hat, sei dies in einem Versteck, durch Illegalität, in einem Arbeits- oder Konzentrationslager oder auf eine andere Weise. Berichte über indirekt Betroffene in der Familie, d.h. dass die Person selbst in Sicherheit, aber nahe Angehörige in Gefahr waren oder getötet wurden, kamen von 14 Befragten (20%). Die Analyse der Fragebogen zeigt, dass bei den Befragten 1 Vater, 6 Mütter und 14 Grosseltern vom Holocaust indirekt betroffen waren. Bei weniger als einem Drittel der Befragten, d.h. bei 20 Personen, war niemand in der Familie direkt oder indirekt betroffen, wobei die Zeitgeschichte auch bei ihnen eventuell Ängste und Wunden hinterlassen hat.

Zudem interessierte die Verteilung der Kategorie der „Direkt Betroffenen“ (siehe Abbildung 10: Nationalsozialismus - Direkte Betroffenheit, S. 294). 14 Personen berichten, dass ihr Vater, 9 dass ihre Mutter, 7 dass beide Eltern Zeuge der schrecklichen Ereignisse wurden. Zudem haben bei 36 Personen, ausschliesslich oder zusätzlich, zumindest einer der Grosseltern die Shoah am eigenen Leibe miterlebt.

Die Informationen aus dieser zufällig ausgewählten Stichprobe verdeutlichen, dass wahrscheinlich eine überwiegende Mehrzahl der jüngeren Generation Schweizer Juden und Jüdinnen zur sogenannten Zweiten und Dritten Generation gehört, oder dass der Holocaust in irgendwelcher Form Teil ihrer familiären und somit persönlichen Geschichte ist. Der Prozentsatz an Berichten, in

welchen Eltern selbst Opfer des nationalsozialistischen Systems waren (bei 10% beide Elternteile, bei 30% ein Elternteil) unterstreicht ebenfalls die Wichtigkeit dieser Epoche bei der heutigen jüdischen Bevölkerung in der Schweiz. Es kann nicht bezweifelt werden, dass diese familiären Konstellationen auch Auswirkungen auf die jüngeren Generationen hat.

Kommunikation in der Familie

Nachdem die Betroffenheit der Familie während des Nationalsozialismus analysiert wurde, interessiert die Frage nach der Kommunikation darüber innerhalb der Familie. Als erstes soll die Gruppe der direkt Betroffenen betrachtet werden. Das Gespräch mit Grosseltern über deren Erlebnisse während des Holocaust ist sehr gering. 26 Befragte berichten, dass der Holocaust niemals thematisiert wurde, 17 Enkelkinder erzählen von wenig Kommunikation und nur 4 Befragte haben viel mit ihren Grosseltern über diese Thematik gesprochen. Die Gründe dafür sind unterschiedlich, teilweise waren die Grosseltern bereits verstorben (zum Teil während des Holocausts) oder die Betroffenen waren noch Kinder zu Lebzeiten der Grosseltern. Hinzu kamen bei manchen Sprachprobleme, welche nicht überwunden werden konnten, und häufig schreckten die Menschen davor zurück, ihre Grosseltern nach diesen Zeiten zu fragen – aus Angst tiefen Schmerz auszulösen. Die Grosseltern selbst mögen wahrscheinlich unterschiedliche Motive für ihr Schweigen gehabt haben – zentral waren dabei sicher die eigenen zu tiefen Wunden, welche nicht von neuem aufgewühlt werden wollten, wie auch die Vorstellung, Kinder und Enkelkinder durch das Schweigen vor dem Schrecklichen schützen zu können.

Wesentlich für die Wertung der Ereignisse und die Verarbeitung der familiären Geschichte ist die Kommunikation mit den eigenen Eltern über deren persönliche Erlebnisse. Die Untersuchungen zeigten, dass die Eltern das Thema des Holocausts selten in absoluter Weise mieden, jedoch in den meisten Familien wenig über diese Zeiten gesprochen wurde. Nur 4 Befragte berichten, dass der Vater, und eine Befragte, dass die Mutter, viel und ausführlich darüber erzählt habe. Dieselbe Anzahl Väter und Mütter haben gar nicht mit ihren Kindern über die Shoah gesprochen, in 2 Familien wurde dieses Thema in jeglicher Hinsicht von allen Betroffenen tabuisiert. 27 Befragte schrieben, dass sie ein wenig mit dem Vater, der Mutter oder mit beiden über deren Geschichte während des 2. Weltkrieges gesprochen haben.

Im Vergleich der 3 Gruppierungen, direkt betroffen – indirekt betroffen – nicht betroffen, bezüglich der Kommunikation innerhalb der Familien über den Holocaust, zeigen sich unerwartete Befunde. Im Gegensatz zur Vermutung, dass in direkt betroffenen Familien das Gespräch über den Holocaust viel verbreiteter sei als in anderen Familien, verdeutlichen die Ergebnisse, dass sich die drei

Kategorien bezüglich der Kommunikation relativ geringfügig voneinander unterscheiden. Insgesamt wurde in sehr wenigen Familien ausführlich und häufig über die damaligen Geschehnisse gesprochen. Bei den direkt betroffenen Familien wurde in 18 Familien (50%) ein wenig über die Shoah und die persönlichen Schicksale der eigenen Grosseltern und Eltern geredet, in 13 Familien (36%) wurde das Thema zumindest von einzelnen betroffenen Mitgliedern der Familie ausgeklammert. Familien, in welchen einzelne Mitglieder den Holocaust indirekt erlebten, zeigten ähnliche Ergebnisse, ausser dass der Anteil des „Nicht-Redens“ über diese Thematik noch etwas höher ausfiel als zuvor. Zudem beschrieben 11 von 70 Befragten (16%), dass sie mit niemanden in der Familie, weder mit Eltern noch mit Grosseltern über den Holocaust geredet haben, 2 von ihnen haben Familienmitglieder, welche direkt von der Shoah, 5 welche indirekt betroffen waren. Familien, welche den Holocaust nicht direkt erlebten, sprachen am wenigsten über die Geschehnisse während des 2. Weltkrieges.

Der geringe Unterschied zwischen den drei Gruppen führt zur Frage, weshalb die Kommunikation generell in den Familien vernachlässigt wurde, zumal der Holocaust in beinahe jeder Biographie ein wichtiges Thema zu sein scheint. Eine Umkehrung der Frage wäre ebenfalls möglich, und zwar ob gerade durch die geringe Kommunikation, durch die Belastung der Ungewissheit vor allem in traumatisierten Familien, das Thema selbst viel mehr an Gewicht gewinnt? Es kann hier keine abschliessende Antwort darauf gegeben werden, aber Tatsache bleibt, dass das Fehlen der Kommunikation zur Bewältigung der eigenen familiären Geschichte sicherlich ein grosses Hindernis darstellt und sehr problematisch ist.

5.2.3 Analyse der Interviews

In den Interviews wurde das Thema des Nationalsozialismus meist zu Anfang der Befragung aufgegriffen, dabei waren 5 Fragestellungen zentral:

- Inwiefern war die Familie mütterlicherseits und väterlicherseits vom Nationalsozialismus direkt betroffen?
- Inwiefern waren oder sind nach Ansicht des Befragten, deren Grosseltern und Eltern durch die geschichtlichen und teilweise familiären Ereignisse geprägt?
- Wie stark und in welcher Form war der Holocaust ein Thema während der Kindheit, Jugend und Gegenwart des Befragten?
- Wirkte sich der Holocaust prägend auf das Leben des Befragten aus?
- Spürt der Befragte eine Verantwortung der Geschichte gegenüber, das Judentum weitertragen zu müssen?

Die ersten vier Fragen sollen zusammengefasst im nächsten Unterkapitel, welches sich mit der Prägung der Familie durch den Holocaust beschäftigt, diskutiert werden. Mit der Thematik einer möglichen Verpflichtung gegenüber der Geschichte wird sich das darauffolgende Unterkapitel beschäftigen.

Prägung durch Familie

Die Frage nach der Prägung der Familie als Ganzes und des Befragten als Einzelnen verlangt eine Unterscheidung, ob die Familie direkte Opfer der damaligen Geschehnisse waren, oder ob sie diese aus einer gewissen geographischen Distanz erlebt haben.

Zur Gruppe der **nicht direkt betroffenen Familien** gehören Befragte, deren Familien während des Nationalsozialismus meistens in der Schweiz oder in einem anderen nicht besetzten Land lebten. Die Mehrheit der Personen setzt sich intensiv mit der Geschichte auseinander, sie machen dies jedoch aus einer gewissen emotionalen Distanz heraus – das Interesse verschiebt sich von einer persönlichen auf eine geschichtliche Ebene. Trotzdem ist es bei fast allen eine zentrale Thematik, auch während ihrer Jugendzeit. Es findet eine vielfältige Auseinandersetzung statt, Bücher werden darüber gelesen, Dokumentationen angesehen und Besichtigungen von Konzentrationslagern vorgenommen. Obwohl die Eltern, bzw. Grosseltern nicht direkte Opfer dieser Zeit wurden, hat die Geschichte bei manchen Nachkommen Ängste vor Verfolgung und vor einer Wiederholung der Geschichte ausgelöst. In diesem Zusammenhang wird auch Israel als Zufluchtsort, als Sicherheit genannt.

Im folgenden wird anhand von Auszügen aus den Interviews dokumentiert, wie Kinder und Enkelkinder von Menschen, welche den Nationalsozialismus nicht als direkt Betroffene erlebten, den Stellenwert der damaligen Ereignisse in ihrem Leben einstufen. Ein junger Mann, dessen Familie in keinem ihm bekannten Fall von den Ereignissen des Nationalsozialismus direkt betroffen war, beschreibt, wie sein Hauptinteresse vor allem den geschichtlichen Fakten und den psychologischen Mechanismen, welche dahinter stehen, gelten:

„Also, was mich sehr beschäftigt hat, und auch heute noch sehr beschäftigt, sind die Mechanismen, wie es dazu kommen konnte, diese Massenbeeinflussung. Wie man all diese Menschen zu solchen Taten bringen konnte, und wie all die anderen dabei wegschauen konnten. Diese Dinge haben mich sehr beschäftigt. Die geschichtlichen Zusammenhänge, mit den Kriegen und Invasionen und so vielleicht weniger. Natürlich auch, was mit den Juden passiert ist, aber das Ganze, wie es dazu kommen konnte, ich finde, das ist heute das

Wichtigste, dass man diese Mechanismen erkennt und überlegt, wie man das verhindern könnte. Damit beschäftige ich mich ziemlich intensiv.“

(Interview 1, S. 3)

In der Analyse der Interviews zeigt sich, dass der Umgang mit der Thematik des Nationalsozialismus in den meisten Familien offen ist, er wird weder tabuisiert noch ist er ein dominantes Thema. Interessanterweise berichten die interviewten Personen von einer unbeschwerteren Kommunikation innerhalb der Familie, als es insgesamt in den Fragebogen beschrieben wird. Dies lässt vermuten, dass sich tendenziell diejenigen Personen für das Interview gemeldet haben, welche es mehr gewohnt sind, über diese Thematik zu reden.

Bei Familien, welche zur damaligen Zeit in der Schweiz lebten, werden vor allem die wirtschaftliche Not von damals, und weniger Ängste oder Befürchtungen diskutiert. Eine 32-jährige Frau, deren Familie mütterlicherseits schon lange Zeit in der Schweiz ansässig war (sie gehören zu einem der ältesten jüdischen Geschlechter in der Schweiz), und deren Familie väterlicherseits vor dem Krieg beinahe vollständig von Deutschland in die Schweiz flüchten konnte, antwortet auf die Frage, ob ihre Grossmutter während dieser Zeit Ängste durchlebte:

„Das weiss ich eben nicht, denn meine Grossmutter hat immer nur erzählt, dass sie geflüchtet sind und so. Sie hat schon erzählt, dass sie Angst hatten, aber nicht spezifisch vor einer Ausweisung. Ich weiss gar nicht, ob sie nicht sogar Doppelbürgerin war, aber ich glaube nicht, denn sonst wären sie ja nicht illegal über die Grenze gegangen. [...] Sie hat sich mehr Sorgen um die Kinder gemacht als um sich selber. Sie war damals 28 Jahre alt, also auch noch relativ jung. Aber sie hat nur erzählt, dass sie Angst hatte beim Flüchten. Und von der Schweiz hat sie nur erzählt, wie schlimm das war, wie alles rationiert war. Aber nicht eigentlich, dass sie Angst hatten, das hatten sie in Deutschland ganz klar mehr.“

(Interview 9, S. 2/3)

Der Nationalsozialismus war im Elternhaus „ein Thema, wie jedes andere auch“:

„Man hat nicht gesagt, dass man das nicht sehen darf, aber auch nicht, dass man es sehen musste. Es wurde völlig neutral behandelt, wie jedes andere Thema auch. Wenn wir gefragt haben, wie das damals war, wie hast du das empfunden? Aber mein Vater war schlichtweg zu klein. Und meine Grossmutter erzählt sowieso nie nichts (lacht).“

(Interview 9, S. 3)

Für sie selber sei die Judenverfolgung immer ein präsenten Thema, wobei diese Auseinandersetzung mit dem Holocaust während der Pubertät stärker war:

„In dem ‚Bne-Akiwa‘ da war es ein Thema, da hat man darüber gesprochen. Und wir haben eine Bekannte, eine enge Freundin meiner Mutter, die noch eine Nummer am Arm hat. Manchmal ist sie ein wenig hysterisch, und dann sagt mein Vater, das müsse man entschuldigen, denn sie hat wirklich etwas ganz Schlimmes durchgemacht, denn sie war im Lager. Das sagt er auch von anderen. Für mich ist das unverständlich, wie diese Leute heute weiterleben können, wie wenn nichts gewesen wäre. Vor allem diese Freundin, sie lässt sich die Nummer auch nicht wegmachen, denn sie sagt, das sei ein Teil ihres Lebens. Das hat mich eine Zeit lang sehr beschäftigt. So sehr, dass ich Angst hatte, was wäre, wenn das wieder passieren würde. Die Geschichte wiederholt sich ja leider immer wieder, und was passiert, wenn das wieder kommt. [...] Ja, also ich habe mir einfach überlegt, was ich machen würde. Israel hat dabei für mich eine grosse Rolle gespielt, weil ich mir dann gesagt habe, zum Glück gibt es Israel, und das ist auch heute noch für mich eine Sicherheit, dass ich weiss, wenn etwas passiert, dann ist das da, dann gehe ich nach Israel. Das ist wie eine Versicherung, für die ich auch Geld bezahle, damit ich weiss, dass ich da hingehen könnte. Ohne das wäre ich halb so ruhig in der Schweiz. Trotz der schönen tollen Schweiz, die wir hier haben, wäre mir halb so wohl. [...] Ja, auch wenn ich so schaue, was in Deutschland und was in Frankreich passiert. Du weisst ja nie, was passiert. Ich weiss nicht, ob ich so etwas... Wie konnten Leute so etwas überleben, das Konzentrationslager? Das ist mir völlig unverständlich, dass man so etwas überleben konnte, und heute ein normales Leben führen kann. Mehr oder weniger ein normales Leben, ich meine, sie wachen ja noch heute auf in der Nacht und haben Alpträume. Aber das ist mir nicht ganz verständlich. Und es ist etwas, das noch immer in mir drin ist.“

(Interview 9, S. 3/4)

Eine junge Frau, deren Vater kein Jude ist, und die Familie mütterlicherseits im Irak und später in Israel war, erzählt, dass der Vater ihres Vaters als Schweizer Soldat an der Grenze war. Die Enkelin sprach jedoch mit ihrem Grossvater nie über diese Zeiten, er starb als sie elf Jahre alt war. Von der Grossmutter erfuhr sie lediglich, dass das Essen damals in der Schweiz rationalisiert war, und man am Bellevue Kartoffeln anpflanzte. Ihre Mutter, welche 1935 in Israel geboren wurde, erzählte ihr keine Erlebnisse bezüglich dieser Zeit. Sie erklärt, inwiefern dies ein wichtiges Thema für sie selbst während der Jugendzeit war:

„Ich weiss noch, ich hatte von meinem Grossvater – dem Vater meines Vaters – das Tagebuch der Anne Frank zum Lesen bekommen. Und das war eigentlich das erste Mal, dass ich mich

damit befasst habe.[...] Ja, ab dann hat mich das eine Zeit lang sehr, sehr interessiert. Mein Vater war als Korrespondent beim Eichmann/Prozess in Israel. Und irgendwann einmal hat mich das auch sehr interessiert, und ich habe dann durch ihn ein Fernsehstück über den Eichmann gesehen. Dann habe ich das Eichmann-Protokoll gelesen. Und auch durch meinen Vater wollte ich vieles darüber wissen. [...] Ich habe das schon irgendwie mit mir in Verbindung gesetzt, aber doch etwas distanzierter als jemand, der direkt durch die Eltern oder Grosseltern betroffen ist.“

(Interview 12, S. 3)

Auf die Frage ob durch die Beschäftigung der Thematik ihr Bewusstsein als Jüdin gestärkt wurde, antwortet sie:

„Nein. Das hat mich mehr emotional, als Zeitdokument interessiert. Ich habe mich natürlich mit Anne Frank identifiziert, aber auf eine Art, wie sich sicher auch x-Millionen andere nichtjüdische Leute identifizieren. Eine jüdische Identität hatte ich eigentlich vor Israel nicht.“

(Interview 12, S. 4)

In einem weiteren Interview erzählt ein Student, dass seine Grosseltern mütterlicherseits aus Ägypten und Frankreich und seine Grosseltern väterlicherseits aus Polen und Russland bereits vor dem Nationalsozialismus in die Schweiz emigrierten. Während seine Mutter kaum über diese Zeiten redet, da sie nach Sichtweise des Sohnes nicht in die Geschehnisse involviert war, erzählt sein Vater über Antisemitismus und Bedrohung in der Schweiz:

„Mein Vater hatte offenbar eine ziemlich antisemitische Lehrerin in der Primarschule, über sie hat er ein bisschen erzählt. Sie hat zum Beispiel Radio laufen lassen, als die Deutschen im Vormarsch waren, und hat dies mit Genuss zur Kenntnis genommen. Das ist etwas, das er noch ab und zu erzählt. Und einfach diese Bedrohung. Er hat zum Beispiel eine Geschichte erzählt über eine Schwester von ihm – er hatte sieben Schwestern, alle älter als er –, die mit ihrem Mann, als Frankreich gefallen ist, und die Deutschen die Schweizer am meisten bedroht haben, in die Berge oder in die Westschweiz flüchten wollte, vielleicht sogar nach Südfrankreich. Sie ist dann wirklich mit ihm im Auto in die Westschweiz gefahren, aber am anderen Tag wieder umgekehrt, weil sie vielleicht doch dachte, dass das blöd sei, oder ich weiss auch nicht. Das ist eigentlich eines der wenigen Erlebnisse, die sehr direkt damit zu tun hatten. Und einfach, dass man relativ viele Leute zu Hause zum Essen hatte, aber er war ja damals auch ein Kind. Er ist 1929 geboren, hat nicht viel wirklich bewusst mitbekommen.“

(Interview 14, S. 2)

Er schätzt, dass sein Vater etwas, wenn auch nicht stark, durch diese Zeiten geprägt wurde. Dies zeigt sich vor allem in seiner generellen Antipathie gegen Deutsche und Österreicher und in einem gewissen Gefühl der Bedrohung durch Antisemitismus, welche er bei seinem Vater feststellt. Für ihn selbst war der 2. Weltkrieg immer ein wichtiges Thema gewesen:

„Es war eher konstant, aber es ist klar, im Gymi habe ich mich schon etwas mehr damit beschäftigt, so vielleicht mit 14, 15 bis etwa 17, 18 Jahren war sicher diese Zeit. Wir haben im Gymi relativ offen darüber geredet. Wir hatten den Nationalsozialismus sogar wochenlang als Thema im Geschichtsunterricht. Da kam es etwas mehr. Und dann vielleicht noch im Zusammenhang mit dem Yom-Kippur-Krieg 1973. Damals hatten wir einen guten Geschichtslehrer, er hat das dann sofort thematisiert, obwohl wir im Stoff natürlich überhaupt nicht dort waren. Wir haben relativ viel über das gesprochen, auch über den Staat Israel, über Ursachen, wie der Staat entstanden ist, wie die Juden heute in der Welt stehen, also Sympathie und Antipathie. In diesem Zusammenhang habe ich mich vielleicht ein bisschen mehr damit beschäftigt als sonst, aber eigentlich war es immer konstant. Ich habe immer relativ viel darüber gelesen, das hat mich immer ein wenig beschäftigt, das ist für mich immer ein Thema gewesen..“

(Interview 14, S. 3)

Er sieht sich selbst durch die Geschichte geprägt und empfindet gewisse Ängste:

„Ich denke erstens sicher als Jude, das ist klar. Das ist für mich etwas, das zu ergründen für mich wesentlich ist, obwohl ich nicht so betroffen bin, weder direkt noch indirekt. Da sind Kollegen von mir eher betroffen, von den Eltern her. Es ist einfach so, dass Auschwitz und die ganze Judenvernichtung etwas Wahnsinniges ist, das lässt einen schon nicht unberührt. Ich glaube, das lässt fast niemanden unberührt, das kann man fast nicht. Und das Zweite ist mehr vom Historischen her, ich war immer sehr an Geschichte interessiert, und für mich ist das Ganze historisch natürlich auch faszinierend, etwas Einmaliges, über das ich etwas erfahren möchte. Und dann auch literarisch, ich lese viel, auch weniger historische Sachen, über Betroffene und sehe mir auch gerne Filme über dieses Thema an. Insofern hat es mehrere Schichten, diese Berührung. [...] Als Kind habe ich viel weniger Bedrohung gespürt als heute. Ich fühle auch heute keine wahnsinnige Bedrohung, das überhaupt nicht, aber ich bin sensibel, und die Stimmung ist schlechter geworden. Das gilt nicht nur für Juden, aber bei Juden vielleicht auch. Ich habe das zu Gymi-Zeiten gar nicht so empfunden. In den 70er Jahren war die Stimmung gegenüber Israel natürlich noch anders, damals wurden die Araber in ein viel schlechteres Licht gerückt, und Israel hat – vor allem nach dem Sechstagekrieg – viel besser dagestanden. Aber jetzt zeigt sich eher eine Bedrohung, aber ich bin auch sensibel.“

(Interview 14, S. 4)

Eine ganz andere Geschichte wie die anderen Befragten, charakterisiert den vierzehnten Interviewpartner, dessen Familie ebenfalls nicht direkt in die damaligen Geschehnisse involviert war. Der Vater ist 1914 in Polen, die Mutter 1925 in Basel geboren –obwohl beide nicht direkt betroffen waren, seien die Eltern durch und durch von den damaligen Erlebnissen gekennzeichnet:

„In allem und jedem. Das ist die prägende Erfahrung überhaupt im Leben meiner Eltern gewesen. Das ist wie wenn ich dir ein Foto zeige, das man mit einem Filter aufgenommen hat, da siehst du alles, auf diesem Foto. Ich kann dir nicht sagen, wie sich das äussert, aber über dem ganzen Foto ist ein Filter.“

(Interview 15, S. 2)

Dieser Zustand der Eltern habe sich dann seit seiner Geburt bis heute „potenziert“ auf ihn selbst übertragen:

„Die Erfahrung des Nationalsozialismus war für mich verbal und averbal ein allbeherrschendes Thema, seit ich überhaupt auf der Welt bin. Es hat da irgendetwas gegeben, etwas ganz unnennbar grosses und schreckliches, das irgendwie etwas zu tun hatte mit uns, mit meinen Eltern und meiner Familie, mit der Welt überhaupt. Etwas ganz ungeheuerliches, das da irgendwie als irgendetwas gross über den Himmel gespannt ist, immer, Tag und Nacht, schon immer.[...] Als etwas, das ungeheuer schrecklich gewesen ist, und eigentlich noch immer ist oder sein könnte. Und mir das Gefühl gab, dass wir etwas ganz wahnsinnig besonderes sind, ganz ungeheuer besonders toll und ganz ungeheuer besonders gefährdet. Und vor allem sind wir nicht so wie die anderen. [...] Es ist schwierig, das auseinander zu nehmen, meine private Biographie. Es ist wie dieser Filter. Das ist so ununterscheidbar mit der Gesamthaltung und der Gesamtstimmung in meiner Familie, und wie ich erzogen wurde. Ich könnte das nicht trennen. Meine sämtlichen Jugendängste, Alpträume, Traumata haben mit dieser Gesamtfamilienatmosphäre zu tun. Das war einerseits eine ganz kleinbürgerlich-patriarchale Atmosphäre, so wie sie in einem protestantischen Elternhaus auch hätte sein können, aber so wie in einem protestantischen Elternhaus alles imprägniert ist von einer protestantischen Ethik zum Beispiel, war es bei uns bedingt und durchtränkt durch das Jüdische. Und das Jüdische war für mich in meiner Familie definiert nicht durch die Religion, nicht durch die „Tora“, sondern über den Nationalsozialismus.“

(Interview 15, S. 2/3)

Er beschreibt diese Gefühle mit der Symbolik eines Baumes:

„Wenn ich mich als Baum malen würde, wäre der Boden, in dem der Baum steht, in dem die Wurzeln sind und aus dem sie die Nahrung und den Saft ziehen, dann wäre dieser Boden durchtränkt vom Nationalsozialismus. So würde ich das zeichnen. Das heisst, meine Wurzeln würden voll da drin stecken, und je weiter dieser Baum nach oben wächst, desto weniger durchtränkt und imprägniert wäre der Baum durch die Wurzeln, aber die Wurzeln stehen für immer dort in dieser durchtränkten, braunen Erde.“

(Interview 15, S. 4)

Der Kampf in ihm selbst spiegelt sich in seiner Schilderung, wie aufregend er es gefunden hätte, selbst SS-Offizier zu sein:

„Darf ich noch etwas sagen? Ich hätte es absolut geil gefunden, SS-Offizier zu sein, das muss ich noch sagen, das macht mir Eindruck, finde ich irgendwie, wäre eine Karriere gewesen. [...] Einfach so. Irgendetwas spüre ich in mir drin, das hat was, die Juden zu vergasen und Herrenmensch und so, das spüre ich stark in mir drin, das finde ich irgendwie noch geil. [...] Du, wenn ich die natürlich sehe, wie die so wie Würmer und Viecher einfach Tonnen mit dem Bagger so, diese ganzen Leichen sehe, und daneben so schmucke SS-Offiziere, und ich wählen könnte, welche mir Eindruck machen, zu welchen ich an sich gehören möchte, nicht auf der moralischen Ebene, sonder rein auf der ästhetischen Ebene, dann finde ich das andere... So ein SS-Parteitag macht mir mehr Eindruck als diese lausige Juden, die da mit dem Bürstchen den Boden...“

(Interview 15, S. 4)

Auf die Frage, ob dies selbstironisch oder eine Form des Judenhasses sei, antwortet er:

„Nein, nein, das wäre jetzt ganz falsch, also das hat mit Selbstironie nichts zu tun. Es ist ein Teil der Wahrheit, es ist einfach nicht die ganze Wahrheit. Das andere ist das ungeheure Mitleid und die grosse Liebe zu diesem Volk.“

(Interview 15, S. 4)

Dieses extreme Beispiel dokumentiert auf eindrückliche Weise, dass es viele Faktoren sind, welche gemeinsam dafür verantwortlich sind, weshalb die Thematik der Shoah einen Menschen, der nach dem Krieg geboren wurde, dermassen tief prägen können. Bei diesem Gesprächspartner ist es weniger das traumatisch am eigenen Leibe erlebte, sondern das Gefühl des Traumas dieser Zeiten, welche die Eltern scheinbar aufnahmen und auf ihre Kinder übertrugen. Dies verdeutlicht, dass es

nur beschränkt objektive Massstäbe gibt, um das Mass eines Traumas und deren Übertragung auf die Kinder zu bestimmen.

Die **direkt betroffenen Familien**, welche in irgendwelcher Form den Nationalsozialismus selbst erlebten, sei es dass Mitglieder der Familie umgebracht, in Arbeits- oder Konzentrationslager verschleppt wurden, geflüchtet, versteckt oder irgendwie Opfer der Zeit waren, kommunizieren häufig sehr wenig über die damaligen Ereignisse. Die Geschehnisse werden nicht immer tabuisiert, aber es existiert bei allen Generationen eine grosse Hemmschwelle, diese Thematik anzusprechen.

Diese Tabuisierung widerspiegelt sich im Gespräch mit einem Interviewpartner, dessen Familie väterlicherseits während des Nationalsozialismus in der Schweiz lebte und mütterlicherseits in Ungarn fast komplett umgebracht wurde. Mit seinen Eltern und Grosseltern habe er kaum über deren Geschichte geredet:

„Nein, irgendwann habe ich einfach erfahren, was mit der Familie meiner Grossmutter passiert ist. Ich weiss gar nicht mehr, wie mir das gesagt wurde, wahrscheinlich schon von meiner Mutter. Aber mehr war darüber nicht zu erfahren. Das war eigentlich nie ein Thema. Was ein Thema war, waren höchstens materielle Verluste. Das Haus meiner Grosseltern wurde konfisziert, zunächst durch die Nationalsozialisten, dann durch die Kommunisten. Sie hat versucht, dieses Haus wiederzuerlangen, was relativ fruchtlos war. Aber das ist ein anderes Thema.“

(Interview 3, S. 1/2)

Er habe sich nicht getraut, seine Grossmutter auf die Ereignisse anzusprechen, da er fürchtete, dass es zu schmerzhaft für sie sei, darüber zu reden – sie selbst habe ihm gegenüber diese Zeiten nie erwähnt. Auf die Frage, ob sie sich im Elternhaus Filme über den Nationalsozialismus angesehen hätten, distanziert er sich emotional und beschreibt dies in einer Weise, als ob die Familie nicht in die Geschehnisse involviert gewesen sei:

„Da waren eigentlich wirklich alle interessiert. Aber das Interesse lag mehr im historischen und jüdischen Hintergrund, aber nicht auf das familiäre bezogen, weil es da auch nicht so viel gab.“

(Interview 3, S. 2)

Der Nationalsozialismus war bereits als Jugendlicher ein wichtiges Thema für ihn. Mit 12-13 Jahren fing er an, darüber zu lesen, und danach habe er fast alle Bücher, die es zu diesem Thema gibt, studiert. Er begründet sein Interesse wiederum mit einer Distanz zur eigenen familiären Geschichte:

„Nein, also ich habe das mehr aus Interesse verfolgt, weil ich mich früher auch gar nicht so sehr mit dem Judentum identifizierte. Geschichte hat mich einfach sehr interessiert, und vor allem der Zweite Weltkrieg.“

(Interview 3, S. 3)

Auf die Frage, ob er nicht neugierig war zu wissen, was in seiner Familie geschehen ist, meint er:

„Jetzt in meiner Familie? Nein, nicht sehr. Es hat mich mehr das Allgemeine interessiert, nicht was konkret in der Familie war. Nicht einmal jetzt weiss ich, welche Geschwister meine Grossmutter hatte, das kann ich dir nicht sagen. Das soll jetzt nicht abwertend klingen, aber schlussendlich hat es für mich keine Bedeutung für meine Wertung darüber, was damals passiert ist. Weil ich diese Leute gar nicht kannte. Und es für mich letztlich keine Rolle spielt, ob das jetzt meine Verwandten waren, die ich ja nicht kannte. Meine Betroffenheit ist gleich gross, unabhängig davon, ob ich weiss, dass Verwandte von mir umgekommen sind.“

(Interview 3, S. 4)

Sein jüngerer Bruder berichtet, dass das Thema des Nationalsozialismus in der Familie nicht tabuisiert wurde, sondern einfach kein Thema war. Er selbst habe sich konstant mit der Thematik auseinandergesetzt, es fand aber, nicht wie bei seinem Bruder, eine extreme Beschäftigung während einer bestimmten Phase statt. Der Vater, welcher in der Schweiz aufwuchs, habe vom Antisemitismus, von Judensprüchen in der Schule während diesen Zeiten erzählt, jedoch über keine Angst vor der Besetzung durch die Deutschen berichtet:

„Ich glaube, man sagt immer, die Juden von Aarau waren sich der Gefahr gar nicht bewusst. Ein Verwandter, ein Onkel meines Vaters hat immer gesagt, in Aarau gibt es keine Judenfrage. Das ist ein berühmter Satz geworden, den man immer wieder hört, den andere zitieren.“

(Interview 7, S. 2)

Der Nationalsozialismus und der Antisemitismus im generellen haben seinen Vater sehr geprägt:

„Dass vor allem mein Vater sehr ein „Duckerdenken“ entwickelt hat. Bloss nicht auffallen, bloss keine Wäsche raushängen an Ostern und solche Sachen. Nicht schreiben „jüdische

Feiertage“, sondern „israelitische Feiertage“. Mein Grossvater – der Vater meiner Mutter – hat sich sehr mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt, er war ein grosser Kenner. Er hat eine jetzt noch existierende Bibliothek hinterlassen, und dadurch bin ich eigentlich zum ersten Mal auf diese Bücher gestossen. ‚Der gelbe Stern‘ und so.“

(Interview 7, S. 3)

Ein 25-jähriger Mann erläutert, dass sein Vater in den Konzentrationslagern Birkenau und Auschwitz war. Zur Zeit der Befreiung war dieser 15 Jahre alt. Viele Verwandte kamen ums Leben, u.a. die Grossmutter des Befragten. Seine Mutter, ursprünglich Christin, ist zum Judentum übergetreten. Mit seinem Grossvater väterlicherseits konnte er sich nicht über diese Zeiten unterhalten, da dieser nur ungarisch konnte und früh verstarb. Mit seinem Vater hat er über dessen Erlebnisse während des Nationalsozialismus erst gesprochen, als er über 20 Jahre alt war:

„Ich kam in die RS, und ich bin - ich könnte sagen, wegen ‚second generation‘ - nicht mehr im Militär. Weil es mich zu stark beschäftigt hat. Ich hätte gekonnt, aber ich wollte einfach gar nicht dagegen ankämpfen. Und vorher habe ich mit meinem Vater nicht darüber gesprochen, das Thema ist schon immer wieder gefallen, und wurde erwähnt, aber irgendwie spielte der Mechanismus, dass ich nicht fragen wollte, um ihn nicht zu verletzen, eine wichtige Rolle. Ich fand, er solle erzählen, ich gehe da nicht bei ihm bohren. Und bei ihm war es, er möchte uns nicht belasten, nicht überhäufen mit solchen Dingen, wenn wir es wissen wollten, dann sollten wir kommen. Dadurch kam es, dass niemand geredet hat. Und als ich aus dem Militär rauskam, realisierte ich – und auch meine Eltern –, dass das ganze viel mehr präsent ist, als ich gedacht und erwartet hatte. In dieser ganzen Zeit war ich dann etwas angeschlagen vom ‚Darüberreden‘. Kurz darauf bin ich nach Polen, auf eine Reise. Mein Vater ist mitgekommen, was ein Erlebnis war, zusammen mit ihm. Und mein Vater hat dann angefangen, sich vermehrt mit diesem Teil seines Lebens zu beschäftigen. Und es kam immer mehr dazu, dass ich aktiv wurde, mit jüdischen ‚studies‘ kamen verschiedene Sachen zusammen, so mit 20 Jahren etwa. Ich wusste das alles, aber ich hatte es als etwas angesehen, das passiert ist, aber ich wusste nicht, dass es mein Leben beeinflusst.“

(Interview 5, S. 4)

Die Geschichte seines Vaters und somit teilweise auch seine Geschichte führten dazu, dass er den Militärdienst abbrechen musste:

„Das Problem im Militär war wohl, dass ich mich fragte, wie das für ihn war. Wie das für die Soldaten war. Wie war es für Opfer, wie für Täter? Warum haben sie das gemacht? Dachten sie

nach? Dachten sie nicht nach? Wollten sie das? Wie hat man überhaupt gefühlt? Was ist passiert? Das begann mich zu beschäftigen, denn der Konflikt war ja, dass ich im Militär war. Ich habe verschiedene äusserliche Reize und Einflüsse wahrgenommen, wusste nicht, was das ist. Du bist in diesen ‚Scheiss-Lastwagen‘ reingestiegen und plötzlich hast du dich gefragt, wie war das für meinen Vater? Das war wirklich zum Kotzen teilweise. Beim Duschen kam mir das plötzlich in den Sinn – obwohl das für die Soldaten überhaupt nicht so war – dass ich mich fragte, wie war das? Da bist du so in einem abgeschlossenen Raum, wirklich betonmässig, und da kam es wieder, wie war das? Das war es: Wie war es? Obwohl ich als Soldat im Auto transportiert worden bin, aber wie war das? Wie hat sich ein Befehl unterschieden? 1944 oder 1945 ein Naziopfer für einen Soldaten dort, das war so unbekannt. Was hat das überhaupt gemacht? Das war es, was mich plötzlich beschäftigte, das waren so offene Fragen. Ich habe bis heute keine Lösung,, keine Antwort dafür, aber das war damals so präsent, dass diese Fragen ausbrachen.“

(Interview 5, S. 4/5)

Er erwähnt, dass er keine Alpträume über diese Zeit hat, jedoch das Gefühl der Angst zeitweise verspüre:

„Nicht Ängste im Sinne, dass mir das auch passieren könnte, denn rational hatte ich das begriffen, dass mir das nicht passieren konnte, und ich bin in der Schweiz, und ich weiss nicht was. Aber einfach: Wie war das? Was, wie, wo? Bevor ich ins Militär gegangen bin – ich hatte natürlich keine Lust dazu – da hatte man darüber gesprochen. Da hiess es: ‚Du bist nicht asozial, du bist nicht auf den Kopf gefallen und so weiter. Es ‚scheisst‘ alle an, ins Militär zu gehen, ist völlig normal, dass es dich ‚anscheisst‘, komm, versuch’s, geh.‘ Und gesund war ich auch. Ich hatte mit jemandem geredet und gesagt, dass ich nicht wisse, wie ich reagieren müsste, wenn ich an der Grenze jemanden abweisen müsste. Das war ein, zwei Monate bevor ich ins Militär gekommen bin. Ich verspürte da in einem gewissen Sinne Angst. Und es war danach dieses Ungewisse, das dann ausgebrochen ist. Aber damals war es eine rationale Frage, die ich mir gestellt hatte, und zwei Monate später ist es dann einfach ausgebrochen. Es war dann schlussendlich diese Person, mit der ich damals gesprochen hatte, die mir das Arzteugnis ausgestellt hatte. Nach einer Woche bin ich nach Hause gekommen, am Wochenende, um eine Bekannte zu sehen, und das war es dann wirklich. Also für mich war es ein Zeichen, nicht nur dass mich das Militär ‚anscheisst‘. Militär finde ich blöd, sowieso. Das war schwierig für mich, das dann abzugrenzen. Bei den Eltern auf Verständnis zu stossen, vorher und auch noch während dieser Zeit. Aber es hat ja auch andere, die das gemacht haben, und bei denen das gut ging.“

(Interview 5, S. 5)

Er beschreibt dieses Gefühl, welche die Geschichte bei ihm auslöst, als eine Wunde, dessen Schmerz nicht versiegt:

„Das ist so wie eine Wunde, die du putzen möchtest, aber es tut halt weh, dieses Grübeln, und dann zuckst du wieder zusammen, weil es zu sehr weh tut. Ich sehe das oft so wie eine Art Wunde, die du säubern willst, was herausnehmen willst. Und es tut weh. Weil du halt Nähe dazu hast.“

(Interview 5, S. 6)

Das Schicksal des Vaters hat prägende Spuren bei diesem hinterlassen:

„Ja, mein Vater ist ein ziemlicher Einzelgänger geworden, glaub ich. Er distanziert sich sehr von Gruppen, von Gruppenidentitäten. Sein Bild von den Leuten ist sehr geprägt von Opportunisten. Zuerst sind es die Nazis geworden, danach die Kommunisten. Darum hat er 1956 gefunden, er geht von Ungarn weg – denn die Masse bringt nie Gutes. Ich glaube, das hatte einen grossen Einfluss auf ihn. Dann gibt es sicher noch ein paar Sachen, die an meinem Vater auffallen, die er tut. [...] Er isst seinen Teller immer leer. Ich weiss nicht, ob es deswegen ist. Andere Leute sammeln ja alles mögliche, werfen nichts fort. Aber das ist allgemein so bei Leuten, die im Krieg waren. Ist es deswegen? Oder ist es nicht deswegen? Ich weiss es nicht. Aber ich glaube sein Verhalten gegenüber Leuten, seine Ansichten gegenüber Gruppen, das kommt von dieser Zeit. Und vielleicht auch, dass er nicht eine Person ist, die anderen viel vorschreibt. Weil das wohl auch nicht sehr gut war für ihn selbst.“

(Interview 5, S. 6)

Die Geschichte des Vaters wirkt sich auch in gewissen Verhaltensweisen des Sohnes aus:

„Das ist wieder so etwas, da haben wir nie darüber gesprochen. Aber Konzerte beispielsweise, das ist etwas, worüber ich mich nicht so freue. Es ist lustig, am Samstag hatte mein Bruder ein Konzert. Die Musik kann ich enorm geniessen, aber das ‚Drum-Herum‘, da sind gewisse Hemmschwellen vorhanden. Das ist einfach so, ich weiss nicht warum ja, warum nein. Ich mag das nicht rational erklären. Ich meine, es ist ganz klar, es ist schön, wenn man abschalten kann, aber manchmal ist es nicht nötig, weil da ist so eine enorme Gruppendynamik, die da spielt, die ich – in diesem Fall – nicht unbedingt gefährlich finde, aber das kann so schnell umschlagen, kippen. Ich beobachte das oft, so ein Gruppenzwang. Da muss ich sagen: „Ich kann es nicht“. Da muss ich mich dann schnell... nicht ausgrenzen, aber ich sage dann: „Okay“. Lehne mich etwas zurück, wenn die ihre Mechanismen spielen lassen wollen, und laut und was auch immer

sind – ‚sans moi‘. Da muss ich nicht mitmachen, ich bin nicht wütend wenn so etwas geschieht, aber ohne mich.“

(Interview 5, S. 6/7)

Die sechste Gesprächspartnerin berichtet, wie ihre Grossmutter durch die Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt wurde. Ihre Grosseltern mütterlicherseits waren vor dem 2. Weltkrieg aus Deutschland nach Palästina ausgewandert, jedoch 1956 wieder in die ursprüngliche Heimat zurückgekehrt. Während des Krieges haben sie von Palästina aus Untergrundarbeit geleistet, viele Verwandte von ihnen kamen ums Leben.

„Ja, schon, also ihr Nervenkostüm war sehr lädiert. Das hat sicher alles mit ihrer Geschichte zu tun. Sie sei ja früher sehr unbeschwert gewesen. Das hat sie sehr geprägt. Bei meinem Grossvater war es immer so, dass er gesagt hat, er verdanke ihr sein Leben, weil sie so darauf bestanden habe, zu gehen. Und er hat deshalb auch ihren Entscheid, wieder zurück nach Deutschland zu gehen, unterstützt. Von da an hat er einfach immer auf sie gehört und auch immer Rücksicht auf sie genommen. Sie stand immer im Vordergrund, und er hat sich zurückgenommen. . [...] Meine Grossmutter hat es extrem geprägt, das finde ich recht schlimm. Am Schluss, als sie krank war, im Spital, da hatte sie plötzlich das Gefühl, aus allen Ecken im Zimmer käme Gas. Man müsse dem Spitalpersonal auf die Finger schauen. Also während der Krankheit kamen dann diese Ängste wieder hoch.“

(Interview 6, S. 3)

Sie beschreibt, dass sie theoretisch mit ihren Eltern offen reden kann, es aber mit ihrer Mutter nicht wirklich möglich ist, da sie vieles selbst noch nicht verarbeitet habe. Ihre erste Konfrontation mit diesem Thema hatte sie als 10-jährige, im Religionsunterricht. Es waren hauptsächlich Filme, mit welchen die Kinder „bombardiert“ wurden. Sie schildert dies in negativer Weise, es war eine Überforderung, sie waren damit alleine gelassen, und es gab keine Möglichkeit der Verarbeitung. Auf die Frage nach vorhandenen Ängsten durch die Konfrontation mit der Geschichte, antwortet sie:

„Nein, solche Ängste hatte ich nie. Ich hatte auch nicht das Gefühl, dass das wieder genau gleich kommt. Ich dachte eigentlich eher, dass wenn so etwas wieder kommt, dass dann eine andere Bevölkerungsgruppe drankommt. Nein, so eine direkte Angst auf mein Leben hatte ich nie. Ich war immer... naja, halt in der Schweiz.“

(Interview 6, S. 5)

Mit mehr Distanz berichtet eine junge Frau, deren Familie vor den Nationalsozialisten fliehen konnte, aber alle Geschwister der Grossmutter umgebracht wurden. Die Kommunikation mit der Grossmutter über deren Geschichte sei beschränkt:

„Ja, mit meiner Grossmutter manchmal. Sie wohnt jetzt in Amerika. Ich weiss nicht, ob sie es verdrängt, denn sie spricht manchmal davon, aber eben recht diffus und irgendwie ziemlich distanziert. Und auch nur, wenn ich wirklich nachhake. [...] Es ist nicht, dass sie überhaupt nicht darüber sprechen will. Sie spricht auch noch Deutsch und sie hat kein Problem damit, es ist keine totale Ablehnung vorhanden. Aber sie ist jetzt sehr verankert im amerikanischen Leben, und das ist jetzt wirklich Geschichte, auch für sie, glaube ich.“

(Interview 10, S.1/2)

Auf die Frage, ob sie mit ihren Eltern über den Nationalsozialismus reden kann, äussert sie, dass dies in ihrer Familie nicht ein Thema wie in anderen Familien sei:

„Vor allem, weil es niemand in der Familie direkt erlebt hat. Mein Vater spricht sowieso nie über die Vergangenheit. Von daher, er war ein Junge in St. Gallen, und meine Mutter ein Mädchen in Amerika.“

(Interview 10, S. 2)

Sie selbst habe sich während ihrer Jugend nicht im extremen Masse mit der Thematik beschäftigt, sie habe Bücher darüber gelesen, aber es war nicht zentral. In ihrer Jugend war sie ziemlich zuversichtlich, dass sich solche Ereignisse nicht mehr wiederholen könnten – heute sei sie davon nicht mehr so vorbehaltlos überzeugt, aber wirklich Angst habe sie nicht.

Die Grosseltern der elften Interviewpartnerin waren im Arbeits- und Konzentrationslager:

„Meine Grossmutter ist in Polen geboren und ist dann – wie es vielen anderen damals erging – aus der Schule raus, ins Arbeitslager gekommen. Aus ihren Erzählungen weiss ich keine Jahreszahlen, wie alt, wie lange. Aber sie kam später nach Auschwitz, verlor dort ihre Mutter, ihre Schwester und ihre beiden Brüder. Und kurz vor Kriegsende kam sie nach Bergen-Belsen. Und danach ist sie in Deutschland geblieben.[...] Und von meinem Grossvater weiss ich nichts genaues, ausser das er kurz vor dem Ende des Krieges auch in Bergen-Belsen war. Meine Grossmutter erzählt manchmal ein wenig über diese Zeiten, aber über meinen Grossvater hat sie nie erzählt. Ich war 11 Jahre alt, als er gestorben ist, damals war das noch kein Thema für mich.“

(Interview 11, S. 1)

Die Grossmutter hat versucht ihre Vergangenheit der Enkelin gegenüber zu verschweigen:

„Als ich klein war, da habe ich ihre Nummer auf ihrem Arm gesehen. Und ich habe sie dann natürlich gefragt, woher das ist. Sie hat in Deutschland bis vor etwa zwölf Jahren gewohnt. Und weil meine Mutter hier war, und mein Onkel auch eine Schweizerin geheiratet hatte, sind auch meine Grosseltern in die Schweiz gekommen. Also, und ich fragte dann, warum sie das habe. Und sie wollte es nicht erzählen, sie sagte dann irgendwie, sie habe mit Freunden gespielt, als sie klein war, und das sei nie ausgegangen. [...] Ich war damals im ‚Schomer-Hatzair‘, schon ziemlich früh, so mit 7 oder 8 Jahren. Und dort haben wir natürlich all diese Themen durchgenommen, haben auch Dias gesehen. Da habe ich natürlich mitbekommen, woher das stammt, und ich habe sie auch darauf angesprochen. Aber sie hat nie viel erzählt. Erst nach dem Tod meines Grossvaters hat sie dann – vor allem mir gegenüber – mehr angefangen, darüber zu erzählen. [...] Sie hat ein wenig angefangen, und ich habe dann nachgefragt, und dann hat sie weiter erzählt. Und ich wollte vom Geschichtsunterricht her immer genau wissen, wann das war und wie lange. Aber über die zeitlichen Dimensionen weiss sie nicht mehr viel, zum Beispiel wie lange sie im Konzentrationslager war. Mit ihr habe ich immer wieder ein bisschen darüber gesprochen. In letzter Zeit wird ihr Bewusstsein immer mehr wachgerufen. Sie hat sich jetzt auch auf ein Inserat gemeldet, organisiert von einer Gruppe Überlebender des Holocaust. Sie hat sich von sich aus gemeldet, und letzten Sonntag war wieder ein solches Treffen, das zweite oder dritte. Und das finde ich total positiv. Sie hat ganz stolz erzählt, dass sie ihre Nummer hat fotografieren lassen und so. Und das beschäftigt mich etwas.“

(Interview 11, S. 2)

Die Geschichte der Familie beschäftigte die Befragte im Laufe ihrer Entwicklung in verschiedener Intensität:

„Ich glaube, immer mehr. Es hat mich schon immer ein wenig beschäftigt. Als ich viel jünger war, war es kein so grosses Thema für mich. Aber mit 15 Jahren war ich dann in Polen auf einem Seminar vom ‚Schomer-Hatzair‘ Und da kann ich mich noch erinnern, wie ich in Birkenau den Geleisen entlang gelaufen bin und den anderen die Geschichte meiner Grossmutter erzählt habe. Dieses Bewusstsein kommt irgendwie immer mehr, und das setze ich auch immer mehr mit meiner Person in Verbindung. Wie die Erziehung meiner Grosseltern sich auf meine Mutter ausgewirkt hat, mit diesen ganzen Erlebnissen meiner Grossmutter, und wie das wiederum auch auf meine Erziehung Einfluss nimmt.

(Interview 11, S. 2/3)

Sie beschreibt anhand der Schuldgefühle, wie der Nationalsozialismus die Grossmutter und ihre Mutter geprägt hat:

„Also bei uns ist das sehr extrem. Meine Mutter ist jemand, die immer sofort das Gefühl hat, für alles schuldig zu sein. Du kannst ihr irgendwas sagen. Und ich habe das erst letztens in Verbindung gesetzt, dass das eventuell ein Grund sein könnte. Also du kannst beispielsweise sagen, das Wetter sei heute nicht schön, und dann sagt sie sofort, da könne sie nichts dafür. Solche Sachen. Ja, und auch im Zusammenhang mit dem Prestige-Bewusstsein, spielen vielleicht die vergangenen Erlebnisse eine Rolle. Meiner Grossmutter ist es total wichtig, eine gute Ausbildung, gute finanzielle Absicherung etc. etc zu haben. Und für sie war es zum Beispiel ein Schock, dass ich in den Kreis 5 gezogen bin.“

(Interview 11, S. 3)

Dieser Druck wurde auf sie selbst übertragen:

„Dass meine Mutter Ansprüche an mich hat. Ich darf nichts falsch machen. Und dass ich auch selbst sehr, sehr selbstkritisch, so perfektionistisch bin. Ich weiss nicht, ob das damit zu tun hat, aber ich habe irgendwie das Gefühl, dass vielleicht schon ein Zusammenhang existiert. Also alles sehr gut machen zu müssen, und unter irgendeinem Druck zu stehen.“

(Interview 11, S. 3)

Der Nationalsozialismus prägt sie auch in ihrem jüdischen Bewusstsein:

„Ich denke, ich bin mehr erschüttert, mehr sensibilisiert auf gewisse Thematiken. Zum Beispiel wenn ich in der Schule irgendeine Dokumentation sehe, dann identifiziere ich mich mehr mit diesen, und diese Gräueltaten gehen mir tiefer rein als jemand anderem. Vielleicht habe ich deswegen auch ein anderes Verständnis anderen Minderheiten gegenüber, oder andere Interessen. Obwohl sich das nicht direkt in irgendwelchen Handlungen oder Aktionen zeigt.“

(Interview 11, S. 5)

Sie empfindet keine spezifischen Ängste diese Zeiten betreffend und fühlt sich von ihrer Umwelt auch nicht bedroht. Im Elternhaus war der Nationalsozialismus kein grosses Thema („es ist kein Tabu, es ist einfach kein Thema“), andererseits musste jede Dokumentation darüber angeschaut und aufgezeichnet werden, was in ihren Augen beinahe zu viel war.

Ein 35-jähriger Mann erzählt wie seine Grosseltern väterlicherseits mit der Familie und ihrem gesamten Unternehmen von Deutschland in die Schweiz flüchteten:

„Sie sind im März 1937 aus Deutschland geflohen. Mein Urgrossvater war Offizier im Ersten Weltkrieg. Und er war einer von denen, die überzeugt waren, dass ihnen nichts passiert. Es gibt Geschichten, von denen ich nicht weiss, ob sie stimmen oder nicht, dass er bei der Gestapo aus dem Hauptquartier Sachen zurückholen ging. Auf jeden Fall war er davon überzeugt, dass er in Deutschland bleiben könne. Und hintenrum hat mein Grossvater begonnen, eine Flucht für den ganzen Buch-Verlag zu organisieren. Erst wollte er nach Holland, aber das wollten die Holländer nicht, dann wollte er nach Zürich, das hat auch nicht geklappt. Das muss ziemlich mühsam gewesen sein, einerseits hinter dem Rücken des grossen Vaters zu handeln, welcher ziemlich cholerisch gewesen sein muss, und auf der anderen Seite zu wissen, wir müssen so schnell wie möglich weg. Und dann hat Basel mit der Druckindustrie und der ganzen Chemischen den Verlag akzeptiert. Ich weiss nicht mehr, wer es war, der Chef von der Sandoz oder der Ciba hat dann sehr darauf hingewirkt, dass sie kommen konnten. Dann sind sie 1937 geflüchtet, meine Grosseltern im Auto, und mein Vater mit seiner Grossmutter im Zug. Er wurde einfach in Berlin in den Zug gesetzt und es wurde ihm befohlen: „Wehe du sagst ein Wort bis du in Basel bist. [...] Dann sind sie nach Basel gekommen. Mein Grossvater wollte noch weiter, er wollte nach Amerika und war am 2. November 1937 bei Senator Truman in Washington. Aber das war ein Tag nach der Kristallnacht, und die Amerikaner wollten niemanden mehr reinlassen. Das hat mein Grossvater sehr wahrscheinlich schlecht verkraftet. Auch mein Vater spinnt manchmal völlig in dieser Hinsicht, wenn ich einen neuen Pass habe, dann muss ich immer gleich das amerikanische Visum reinmachen lassen. Alle in der Familie müssen das. Das sind Zweitgenerationen-Probleme, welche da auftauchen, die wir einfach mitbekommen. Mir war immer klar, wenn etwas passieren würde, dann würden wir nach Amerika gehen.“

(Interview 16, S. 1/2)

Die Geschichte über das Schicksal der restlichen Familie scheint ein Tabu zu sein:

„Erzählt wurde uns, dass mein Vater Einzelkind war, und dass es sowieso nicht viele K. gab, und man die anderen nicht so gekannt habe. Aber es gibt ein grosses Buch über die deutschen Opfer des Nationalsozialismus, und da standen 26 K. drin. Davon haben sehr viele in Hamburg oder Berlin gelebt. Sie waren so alt wie mein Vater oder wie mein Grossvater, also müssen sie sich gekannt haben. Aber ich glaube, dass das irgendwie eine Abgrenzung ist.“

(Interview 16, S. 2)

Er habe mit seinem Vater nie richtig über die damaligen Zeiten reden können – es war ein Thema der Verlagsgeschichte, aber von sich aus habe er nie etwas erzählt, ausser wie es war, als er nach Basel kam:

„Dass er mit einem grossen deutschen Auto herkam, und man erst dachte, dass es Nazis seien, und er in der Schule deswegen verprügelt wurde. Und als man dann herausgefunden hat, dass sie jüdisch waren, hat man ihn deswegen verprügelt. Das sind Geschichten, die ich nur langsam herausgefunden habe. Ich habe ihn einmal vor etwa zwei, drei Jahren direkt ausgefragt, aber er blockt immer wieder ab.“

(Interview 16, S. 2)

Er selbst habe sich mit den Ereignissen während des Nationalsozialismus nicht bewusst auseinandergesetzt, habe nur die Geschichte gelernt. Erst heute realisiere er, dass diese Thematik unbewusst in sein Leben gespielt habe:

„Ich habe mir meine nichtjüdischen Freunde immer mit der Überlegung ausgesucht, ob diese mir in den Untergrund folgen würden, falls ich dorthin gehen müsste. Oder aber ich habe jüdische Freunde gewählt, und ich habe mich gefragt, ob sie sich mit mir zusammen wehren würden? Dinge, über die ich mir damals gar nicht wirklich bewusst war. Ich habe damals auch nicht realisiert, weshalb man in der jüdischen Schule immer mehr auf die Sicherheit geachtet hat. Im Nachhinein ist das ganz klar.“

(Interview 16, S. 4)

In einem anderen Interview berichtet ein Student über den Versuch, sich gemeinsam mit der Grossmutter über deren Geschichte und Gefühle auseinander zu setzen – sie selbst konnte fliehen, ihr Bruder wurde jedoch umgebracht. Seine Grossmutter erzählte dabei weniger über Erlebnisse, welche sie selbst hatte, als über Bekannte oder Verwandte, welche auf der Durchreise bei ihnen Unterkunft fanden.

„Aber meine Grossmutter lebt noch, und wir haben immer wieder darüber gesprochen, aber ich kann mich jetzt nicht genau erinnern. Als ich jünger war, habe ich sie ganz konkret darauf angesprochen, aber mit der Zeit war mir dann klar... Sie ist zwar extrem positiv eingestellt glaubensmässig, aber irgendwie stresst es sie extrem. Sie hat total Mühe darüber zu sprechen. Ich glaube, sie hat ihren Bruder wirklich über alles geliebt. Und im Grunde genommen hatte sie ganz persönlich unmittelbar keine schlechte Verbindung mit Deutschland. Sie ist in Deutschland aufgewachsen, sie war integriert - als Bäuerin vielleicht sogar noch besser als andere - und sie ist auch in Deutschland in die Schule gegangen. Ich glaube, das kannst du gar nicht auf eine Reihe bringen, aber sie hat... Man kommt dann ab und zu doch immer wieder auf das Thema zu sprechen, per Zufall aus irgendeinem Grund, und dann sagt sie immer – sie redet eigentlich in

der Regel immer noch hochdeutsch – sie könne bis heute nicht darüber reden, es täte ihr so weh. Von dem her habe ich mit meiner Grossmutter nie systematisch darüber gesprochen. Aber ich kann mich erinnern, - also all die vielen Filme und Bücher, die ich darüber gelesen habe, sind mir nie so nahe gegangen wie das - da hat sie Fotos rausgeholt und die Familie ihres Bruders gezeigt. Vor allem die beiden Kinder – das war eine sehr scharfe, wirklich gute Aufnahme –, sie haben so modern gewirkt, das war wirklich wie ein Foto von heute in schwarz-weiss. Und das waren wirklich einfach zwei Kinder, so wie du sie heute sehen würdest, zwei freche Kinder. Und sich vorzustellen, dass sie... Also das hat mich... Also von allen Zeitzeugen hat mich dieses kleine Passfoto von diesen beiden Kindern, das hat mich extrem beeindruckt.“

(Interview 17, S. 1/2)

Er spricht von einer Phobie, die man auch noch in der Zweiten oder Dritten Generation entwickelt:

„Ja, einfach Ängste. Ganz klar, Ängste. Du willst am liebsten gar nicht darüber sprechen. Der Nationalsozialismus kam auch in der Schule zur Sprache, im Geschichtsunterricht, und einfach nur schon die Tatsache, dass das überhaupt besprochen wird, mit Leuten, bei denen ich mir nicht so hundertprozentig ihrer Solidarität sicher sein kann. Das hat mir schon ein gewisses beklemmendes Gefühl gegeben. Es ist mir wichtig, dass man es bespricht, aber eigentlich würde ich es am liebsten irgendwie nur unter seinesgleichen besprechen, uiii das war schlimm und so, aber wenn es geht nirgends sonst erwähnen. Ich habe das Gefühl, dass das nicht nur mit der Sache an sich zu tun hat, sondern auch mit dem Umfeld, in welchem du über diese Sache redest. Ich meine, dass es eine unvorstellbare Tragödie ist, die man kaum ermessen kann, das sind etwas abgelutschte Worte, aber es geht wirklich darum. Dass du dann aus dem Lernen heraus Ängste entwickeln musst, ich glaube, das muss nicht sein. Ich denke, das ergibt sich einfach irgendwie, dass du halt mit den anderen Juden zusammen darüber redest, und dann alle so ein ‚uuii-Gefühl‘ haben.“

(Interview 17, S. 3/4)

Es findet für ihn eine Identifikation mit den Menschen von damals statt, indem er sich überlegt, was wäre gewesen, wenn..., was hätte ich getan. Trotzdem habe er keine Angst vor einer Wiederholung der Geschichte:

„Einerseits glaube ich, dass man das nicht kategorisch ausschliessen kann, aber andererseits denke ich, wenn man das geschichtliche Umfeld anschaut von damals, und wie sich wer wo gefühlt hat, gegenüber Kolonien, gegenüber anderen Völkern, ist das eine völlig andere Zeit heute. Ich sage nicht, dass es nicht wieder vermehrt rechtsextreme Strömungen geben kann, aber dieses Ausmass, diese breite Abstützung ist heute nicht mehr möglich. Also das glaube ich

wirklich nicht, das war eine komplett andere Zeit. Das sind nicht nur wirtschaftliche Gründe, aber geschichtlich war das komplett anders.“

(Interview 17, S. 7)

Ängste, welche der Holocaust bei ihm auslösen, beschreibt ein 25-jähriger Mann, dessen Familie väterlicherseits zum grössten Teil durch die Nazis umgekommen ist:

„Also, man überlegt sich schon, was würde ich tun, wenn. Aber ich hatte nicht unbedingt Angst, dass es wieder kommt. Mein Ding war es mehr, dass man wachsam sein muss, damit man frühzeitig etwas unternehmen kann, wenn irgendwas passiert. Aber meine grundsätzliche Einstellung demgegenüber, die ich wahrscheinlich hätte – die damals die meisten Deutschen anfangs dreissiger Jahre hatten, dass sie sagten, wir kämpfen dagegen, anstatt einfach zu flüchten – das wäre auch meine Einstellung. Obwohl sich dann im Zweiten Weltkrieg herausgestellt hat, dass das wohl die falsche war, die schlechtere Wahl. Aber das wäre ganz sicher auch mein Ding gewesen, ich hätte wohl auch diese Verbundenheit zur Schweiz und würde sagen: nein, ich kämpfe dagegen an! Aber ich würde sagen, ich bin sicher, dass man mit diesem Backgroundwissen, wenn es überhaupt dazu kommt – ich erachte es nicht als sehr wahrscheinlich, dass es nochmals kommt – sofort mit ganz radikalen Massnahmen dagegen ankämpfen würde. Nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten.“

(Interview 2, S. 3)

Zum Schluss dieses Abschnittes sollen die generellen Unterschiede der Aussagen von Holocaust betroffenen und nicht betroffenen Familien festgehalten werden. Die zuletzt erwähnte Gruppe erzählt mit einer grösseren Distanz über den Zweiten Weltkrieg. Die persönliche Ergriffenheit ist geringer, im Zentrum stehen geschichtliche Ereignisse, psychologische Mechanismen und die wirtschaftliche Not. Das Interesse an der Thematik ist gross, die Betroffenheit als Jude im allgemeinen und weniger als Individuum wird betont, die Prägung der Ereignisse auf das eigene Leben scheint eher gering zu sein. Bei der ersten Gruppe, den familiär direkt Betroffenen, ist eine viel stärkere Prägung der Familie und des einzelnen durch die damaligen Geschehnisse deutlich spürbar. Die Form der Prägung ist sehr unterschiedlich, sie manifestiert sich in einer künstlich aufgebauten Distanz zu den Ereignissen, aber auch in Gefühlen der Angst, der Bedrohung, der Schuldgefühle und in unbewussten Mechanismen, welche ihr Leben beeinflussen. Die meisten Befragten beschäftigen sich seit der Jugend intensiv mit dem Holocaust und der eigenen familiären Geschichte. Viele beschreiben die Spuren, welche die Geschehnisse bei den eigenen Grosseltern und Eltern hinterlassen haben und sind sich darüber bewusst, dass diese wiederum ihre eigene Biographie beeinflussen. Die Personen beider Gruppierungen äussern nur wenig Ängste vor einer

Wiederholung der Geschichte, wobei vor allem Befragte, welche familiär betroffen sind, eine gewisse Wachsamkeit gegenüber den gegenwärtigen und zukünftigen Geschehnissen zeigen und eine vorsichtige Haltung, ein „auf der Hut sein“ demonstrieren.

Verantwortung gegenüber der Geschichte

Die Frage nach dem Gefühl einer Verantwortung der Geschichte gegenüber, das Judentum weitertragen zu müssen, scheint eine Frage zu sein, die sich nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen lässt, sondern nur individuell beantwortet werden kann. In den Untersuchungen hat sich gezeigt, dass ein solches Verantwortungsbewusstsein nicht davon abhängig ist, inwiefern die Familie direkt vom Nationalsozialismus betroffen war. Die Religiosität, in welchem religiösen Rahmen ein Kind aufwächst, hat einen Einfluss auf die Wertung des Judentums und somit auch auf das Pflichtbewusstsein, das Judentum der nächsten Generation weitervermitteln zu wollen. Diese religiöse, wie auch kulturelle oder soziale Identität führt jedoch nicht primär zu einer Verantwortung gegenüber der Geschichte, sondern gegenüber dem Judentum an sich. Zudem scheint sich ein Generationenwandel zu vollziehen. Während die Erste und Zweite Generation ein stärkeres Verantwortungsgefühl sowohl dem Holocaust wie auch dem Judentum gegenüber empfindet, fühlt sich die Dritte Generation freier in ihrem Handlungsraum und ist sich einer solchen Verantwortung weniger bewusst.

Die Eltern übernehmen eine wichtige Rolle in der Vermittlung dieses Gefühls der Verantwortung. Sie üben auch in diesem Bereich eine Vorbildfunktion aus, an der sich ihre Kinder orientieren können, sei dies in annehmender oder ablehnender Form. In der Untersuchung lassen sich die unterschiedlichen Haltungen der Eltern in 3 Gruppierungen einordnen, welche kurz beschrieben und durch Beispiele verdeutlicht werden.

1. Druck der Eltern, Judentum weiter tragen zu müssen

Die erste Kategorie umfasst Eltern, die selbst unter grossem Druck stehen, das Judentum weitertragen zu müssen. Sie sehen es als ihre Pflicht und als Pflicht der Juden im allgemeinen das Judentum, ihre Religion und Identität weitergeben zu müssen, sei dies aus geschichtlichen, familiären oder religiösen Gründen oder aus einer Angst heraus, das jüdische Volk könne ansonsten nicht überleben. Diesen Druck übertragen sie auf ihre Kinder, welche darauf in sehr unterschiedlicher Weise reagieren. Eine mögliche Form ist die Gegenreaktion, in welcher die Kinder eine Verantwortung völlig leugnen. Die Kluft zwischen der eigenen Sichtweise und derjenigen der Eltern beschreibt der 41-jährige Mann, dessen extreme Prägung durch die Geschehnisse des Nationalsozialismus im vorigen Kapitel

aufgezeichnet wurde. Für sich selber sieht er überhaupt keine Verpflichtung, das Judentum aufgrund der geschichtlichen Ereignisse weitergeben zu müssen, seine Eltern vertreten jedoch eine grundsätzlich andere Haltung:

„Also der Anspruch von meinen beiden Eltern war immer, dass sowohl mein Bruder als auch ich ‚gute Juden‘ werden. Was auch immer das ist, einfach ‚gute Juden‘. Und als unsere Eltern gesehen haben, dass weder er noch ich ‚gute Juden‘ werden, war das ein grosser Schmerz für sie, weil sie alles oder vieles getan haben, damit wir ‚gute Juden‘ werden. Das war von meinen Eltern aus.“

(Interview 15, S. 5)

Eine andere Form der Reaktion manifestiert sich im Versuch, sich aus gewissen Fesseln dieses Drucks zu lösen, und zu versuchen, seinen eigenen Weg zu gehen, trotzdem jedoch die Ansichten der Eltern teilweise zu übernehmen. Schuldgefühle und Leidensdruck sind in dieser Verhaltensweise oft wichtige Mitspieler. Diesen Leidensdruck, welcher aus dem Vermächtnis der Familie entsteht, beschreibt die elfte Interviewpartnerin, deren Grosseltern mütterlicherseits im Arbeits- und Konzentrationslager waren:

„Ja. Das höre ich eigentlich schon seit ich klein bin. Ich muss jüdisch heiraten. Ich muss einen jüdischen Mann haben. Vor allem mütterlicherseits wird das extrem vertreten. [...] Ja, von meiner Grossmutter sowieso, und meine Mutter auch. Sie ist extrem intolerant. Ich hatte einmal einen nichtjüdischen Freund, und da hatte sie wirklich starke Mühe, das grenzt dann auch wieder an Rassismus, diese Inakzeptanz anderen Menschengruppen gegenüber. Das ist schlimm. Da hatte ich sehr zu kämpfen damit. Obwohl für mich das Weitergeben des Judentums natürlich auch wichtig ist. Aber ich komme aus einer anderen Generation, für mich steht der Mensch und alles was damit verbunden ist im Vordergrund. Lieber einen guten Nichtjuden als einen schlechten Juden. Und das ist sicher ein Problem.“

(Interview 11, S. 4)

Wiederum andere haben die Einstellung der Eltern kritiklos übernommen, teilen ihre Ansichten und es kommt weder zu einem Generationen-Konflikt, noch zu grundsätzlichen Dilemmas innerhalb der eigenen Persönlichkeit. In diesen Familien spielt der religiöse Hintergrund oft eine wichtige Rolle. Als orthodoxer Jude ist die Weiterführung der Religion durch jüdische Heirat und jüdische Erziehung der Kinder ein Gebot, welches unantastbar ist.

2. Eltern lehnen Verantwortung gegenüber Judentum ab

Eine zweite Gruppe von Eltern empfindet keinerlei Verantwortungsgefühl gegenüber dem Judentum, fühlt sich nicht verpflichtet, das Judentum weitertragen zu müssen. Einige distanzieren sich vom Judentum, teilweise in neutraler und seltener in aggressiver Weise. Diese Gleichgültigkeit wird von der nächsten Generation häufig übernommen, da sie von zu Hause her nie ein solches Gefühl der Verpflichtung vorgelebt bekamen. Die junge Frau, welche im zwölften Interview berichtet, dass sie ohne jüdische Identität aufwuchs, ihr Vater ist nichtjüdisch, ihre Mutter hat sich von der Religion eher distanziert, schildert dies mit den Worten:

„Ich habe durch meine Mutter, die keine solche Verantwortung bewusst gehabt hat, auch keine solche bekommen. Ich habe mir einmal überlegt, wenn ich Kinder hätte, dann würde ich mit ihnen nicht hebräisch reden, denn mir ist schweizerdeutsch geläufiger. Und ich bin dann wie traurig darüber, dass sie dann nicht hebräisch reden würden. Das ist komisch.“
(Interview 12, S. 20)

Ein 35-jähriger Mann beschreibt, wie seine Eltern, seiner Ansicht nach, den Juden eine gewisse Schuld an den Geschehnissen zuschoben. Er teile die Ansicht der Eltern nicht, spüre jedoch ebenfalls der Geschichte gegenüber keine Verantwortung, das Judentum weiterführen zu müssen:

„Nein, das wurde mir weniger vermittelt. Eher umgekehrt, wenn wir damals nicht jüdisch gewesen wären, dann hätten wir diese ganzen Probleme nicht. Hätten die Juden Jesus damals als Prophet oder als Messias akzeptiert, dann gäbe es heute keine Juden, dann hätte Hitler nicht auf die Juden losgehen können. Wobei aus meinem heutigen Verständnis muss ich sagen, dass das gar nicht möglich gewesen wäre.“
(Interview 16, S. 7)

Es gibt auch Kinder, welche im Gegensatz zu den Eltern, sich bewusst mit dem Judentum auseinandersetzen und die jüdische Identität suchen, und versuchen diese auch zu leben.

3. Offene Haltung der Eltern

Diese Eltern vermitteln ihren Kindern eine offene, tolerante Haltung dem Judentum gegenüber. Viele fühlen sich in unterschiedlicher Weise dem Judentum nahe, und die meisten spüren für sich selber eine gewisse Verpflichtung, das Judentum weiterzutragen. Sie

vermitteln dies ihren Kindern jedoch ohne oder nur mit geringem Druck, so dass sich diese freier in ihrer Wahl, und sich nicht zu etwas gezwungen fühlen. Dies hat häufig zur Konsequenz, dass die Kinder, aus diesem freiem Willen heraus, ihren eigenen Weg zum Judentum suchen und eine gewisse Verantwortung spüren, das Judentum weiter zu leben und zu vermitteln.

Diese Haltung von jungen Erwachsenen soll im folgenden illustriert werden, wobei zuerst Beispiele von Befragten aufgeführt werden, deren Familien vom Nationalsozialismus direkt betroffen waren. Eine Verpflichtung, das Judentum an sich und nicht aus historischen Gründen, weiterzuführen, erklärt der zweite Gesprächspartner, dessen Familie väterlicherseits beinahe völlig im Holocaust ausgerottet wurde:

„Ich finde, das Judentum ist etwas schönes, ist eine Tradition, ist mehr als eine Religion, ist eine Kultur, eine Lebensauffassung,, auch wenn man nicht religiös ist – das ist es, was mir mitgegeben wurde – ist das etwas, das weitergehen sollte, dass man weitergeben sollte. Und ganz abgesehen davon: dadurch, dass du mit dem Judentum aufgewachsen bist, ist das ein so grosser Teil deiner Persönlichkeit, dass es dann, wenn deine Kinder das eben nicht sind, Probleme gibt. Man muss sich dann entweder sagen: gut dann stelle ich mich diesen Problemen und finde sonst eine Lösung, aber grundsätzlich ist es eben so, dass es schon besser wäre... Aber das würde weiter gehen. Aber das ist nicht unbedingt wegen dem Nationalsozialismus. Dies spielt auch eine Rolle, aber es ist nicht deswegen. Ich weiss, es gibt Leute, die extra viele Kinder auf die Welt setzen mit dieser Motivation, also nicht unbedingt mit religiöser Motivation. Das ist bei uns nicht so.“

(Interview 2, S. 4)

Ein 25-jähriger Mann, dessen Vater in Birkenau und Auschwitz war, betont, dass er es nicht als Pflicht empfinde, das Judentum weiterzutragen, sondern das dies sein Wille sei:

„Nicht verpflichtet, ich will das. Gewisse Überzeugungen oder Pauschalurteile, ein gewisser jüdischer Umgang mit dem Nationalsozialismus und Interpretationen darüber, was Rassismus und Antisemitismus ist, das ist mir fern. Aber eine gewisse Sensibilität weiterzugeben – nicht nur meinen Kindern – zu zeigen, das musst du rausfinden, schau das mal an. Das empfinde ich nicht als Druck, auch von meinen Eltern her nicht. Ich denke, meine Eltern sind weit davon entfernt, mir vorzuschreiben, dass ich jüdisch heiraten müsse. Meine Mutter ist ja selber konvertiert.“

(Interview 5, S. 15)

Gegen die Opferrolle der Juden wehrt sich ein anderer Befragter, dessen Familie mütterlicherseits in Ungarn beinahe vollständig ums Leben kam:

„Ich bin vehement dagegen, dass man aus Auschwitz einen zweiten Sinai macht. Das machen viele.[...] Dass man seine eigene jüdische Identität nur noch über den Holocaust definiert. Das brauche ich nicht. Das wäre für mich eine erniedrigende Definition. Tatsache ist jetzt aber natürlich schon, dass das mit eine Rolle spielt. Das macht ein Teilchen in der Definition von sich selber aus. Aber wenn ich jetzt vor der Frage einer Mischehe stehen würde, dann wäre das nicht das entscheidende Argument, dass schon sechs Millionen verloren gegangen sind.“

(Interview 7, S. 3)

Das Bewusstsein, Teil einer Kette zu sein, beschreibt eine Frau, dessen Grossmutter nahe Verwandte während des Nationalsozialismus verloren hat:

„Ja, es prägt natürlich einfach das Bewusstsein. Ich habe das Gefühl, dass es eine Kette ist, und ich ein Glied davon bin. Und irgendwo auch eine Verantwortung habe, das dann weiterzugeben. Aus dieser persönlichen Geschichte heraus. Also mir fährt das fast am meisten ein, wenn ich auf dem Friedhof in Düsseldorf bin. Ich sehe da ein paar natürlichen Todes, und ein paar halt anders.“

(Interview 6, S. 4)

Zum Schluss dieses Abschnitts wirft ein 21-jähriger Befragter, dessen Familie vom Nationalsozialismus nicht betroffen war, die Frage auf, was es eigentlich bedeute, das Judentum weiterzutragen:

„Ich denke, dass ich jüdisch leben muss. Aber das tue ich von mir aus. Was heisst, das Judentum weiterzutragen? Das ist sehr relativ. Der eine sieht das Judentum als dies, der andere als das. Ich kann nicht das Judentum weitertragen, ich kann einfach mein Judentum weitertragen. Und ein orthodoxer Jude kann sein Judentum weitertragen.“

(Interview 13, S. 4)

6 ISRAEL ALS TEIL DER JÜDISCHEN IDENTITÄT

6.1 Einführung

Die meisten Juden und Jüdinnen haben ein spezielles Verhältnis zu Israel. Israel ist das Land der Juden, nirgendwo sonst fühlen sie sich so frei und ohne Bedrohung bei der Offenbarung ihrer Religionszugehörigkeit und der Ausführung ihrer religiösen Vorschriften. Israel ist für viele Juden eine Art potentielles „Rettungsboot“. Das Bewusstsein, bei drohendem Antisemitismus nach Israel flüchten zu können, ist für viele Juden in der Diaspora essentiell. Israel hat sich dazu verpflichtet, jedem jüdischen Menschen auf dieser Welt die Staatsbürgerschaft zu verleihen, falls diese gefordert wird. Durch dieses Angebot fühlen sich viele Juden diesem Land gegenüber verpflichtet. Es ist das einzige Land, in dem die Juden keine Minderheit in der Bevölkerung darstellen, es ist das einzige Land, in denen sich Juden, bezüglich ihrer Religionszugehörigkeit, unter Gleichgesinnten fühlen können.

Trotzdem ist für die meisten Juden die Unterscheidung zwischen israelischer Staatsbürgerschaft und der jüdischen Religionszugehörigkeit von Bedeutung. Viele fühlen sich derjenigen Kultur des Landes, in welchem sie wohnen oder aufgewachsen sind, in gewisser Weise verbunden (auch wenn dies nicht immer realisiert oder zugegeben wird). Diese unterscheidet sich oft von der Israelischen Kultur. Die Gesellschaft setzt jedoch häufig den Begriff des Juden mit dem des Israelis gleich, viele kennen den Unterschied nicht, was u.a. dazu führt, dass man als Jude sehr oft für die Israelische Politik zur Verantwortung gezogen wird. Oft wird ein jüdischer Mensch unfreiwillig in die Rolle des „Israel-Anwaltes“ gedrängt.

Israel löst bei vielen Schweizer Juden zwiespältige Gefühle aus – es vereint gegensätzliche Emotionen wie das Gefühl der Heimat aber auch des Fremdseins, ein Empfinden von Sicherheit aber auch von Bedrohung und ein Gefühl der Anziehung wie auch der Ablehnung. Die Mehrheit fühlt sich dem Land verpflichtet, will jedoch seine Eigenständigkeit nicht verlieren. Diese scheinbar widersprechenden Gedanken und Emotionen können zu Konflikten führen, welche individuell ausgetragen werden müssen. Diese Spannungen innerhalb des Individuums scheinen vor allem in der späteren Jugendzeit und dem frühen Erwachsenenalter richtig auszubrechen – zuvor zeigen Kinder und Jugendliche mehr eindeutige Haltungen, zeigen entweder deutliche Sympathien oder Antipathien zum Staat Israel.

Dieses Kapitel konzentriert sich deshalb auf dieses Lebensalter und beruht auf einer Untersuchung, welche in vier Klassen der Jüdischen Primarschulen Basel und Zürich (Noam) durchgeführt wurde. Dabei wurden zwei vierte, und jeweils eine fünfte und sechste Klasse in Form eines Klassengesprächs über ihre jüdische Identität befragt. Die 46 untersuchten Schüler und Schülerinnen (20 Knaben, 26 Mädchen) waren im Alter zwischen 9 und 12 Jahren.

Interessant im Vergleich der beiden Untersuchungsgruppen ist der Prozess einer klaren, oft israelfreundlichen z.T. schwärmerischen Haltung in jüngeren Jahren, welche meistens weniger reflektiert und von der Haltung der Eltern beeinflusst wurde, zu quälenderen, konfliktreichen Auseinandersetzungen im Erwachsenenalter.

6.2 Israel als eigentliche Heimat?

6.2.1 Analyse der Interviews

Für die meisten Juden nimmt Israel, wie in der Einführung erwähnt, einen besonderen Stellenwert ein. Die Stärke dieser Bindung ist sehr unterschiedlich. Manche betrachten es als ihre eigentliche Heimat, in die sie eines Tages auswandern möchten, andere sehen Israel als eine oder als ihre zweite Heimat, neben dem Land, in dem sie leben und aufgewachsen sind. Wiederum andere verbinden keine heimatlichen Gefühle mit diesem Land, fühlen sich jedoch Israel verbunden, da es der Staat der Juden, also auch „ihr eigenes Land“ ist, sie dort Verwandte oder Freunde haben. Sie können sich nicht vorstellen, dort zu leben, da sie sich in demjenigen Land verwurzelt fühlen, in dem sie wohnen und aufgewachsen sind, oder weil sie mit der israelischen Lebensweise, Mentalität oder auch Politik Mühe haben. Für andere Juden ist Israel ein Land wie jedes andere auch und nimmt keine Sonderstellung ein, wenige haben eine feindliche Haltung zu diesem Land aufgebaut.

Die Mehrheit der befragten Kinder, wie beispielsweise ein Mädchen aus der 6. Klasse, zeigen ein positives Verhältnis zum Staat Israel, sie sind nicht kritiklos, sehen jedoch in Israel ihre Heimat:

„Wenn ich in Israel bin, habe ich einfach ein anderes Gefühl. In der Schweiz ist es nicht wie fremd, aber manchmal ist es ein bisschen komisch. Man reist durch, und eigentlich wohnt man jetzt schon so lange hier, und man fühlt sich trotzdem vielleicht ein bisschen fremd. Aber wenn ich in Israel bin, ich weiss auch nicht warum, dann habe ich einfach ein anderes Gefühl.“

(Transkript S. 55)

Ein Fünftklässler beschreibt sein Verhältnis zu Israel:

„In der Schweiz ist es weniger ein Problem zu sein. Es gibt keinen Krieg, es ist kein Kriegsland. Aber andererseits würde ich gerne in Israel wohnen, denn es ist doch unsere Heimat, und ich habe Israel sehr gerne, und ich habe dort viele Verwandte. Ich würde sehr, sehr gerne dort wohnen, und wenn ich erwachsen bin, möchte ich gerne nach Israel ziehen. Es ist zwar sehr schwer, weil es dort viel Kriege hat, und es ist sehr schwierig, dort Arbeit zu finden, aber ich finde Israel ist einfach unser Land.“

(Transkript S. 23)

Die Beziehung und Haltung zu Israel können auch innerhalb einer Familie unterschiedlich sein, dabei spielt die israelische Staatsbürgerschaft eines Elternteils oft eine wichtige Rolle:

„Meine Mutter ist Israelin und mein Vater ist Schweizer. Mein Vater möchte hier bleiben, und meine Mutter und ich möchten nach Israel gehen, und mein Bruder möchte hier bleiben, und alle wollen etwas anderes - und den Hund stört es zum Glück nicht. Ich wollte immer in Israel leben, weil ich habe dort - eigentlich meine ich, dass ich hier schon mehr Freunde habe, weil ich hier lebe. Aber wenn ich nach Israel hätte müssen, oder ich in Israel gelebt hätte, dann hätte ich dort viel mehr Freunde. Wenn ich dort auf Besuch bin, dann gehe ich manchmal mit meiner Freundin in ihre Klasse und schaue zu. Und mein Cousin, meine kleine Cousine, meine Tante, mein Onkel, meine Grosseltern leben alle auch in Israel.“

(Transkript S. 24)

Auf die Frage, warum sich die Kinder in Israel zu Hause fühlen, antworten diese, dass dort mehr Juden leben, dass die Juden dort mehr Rechte haben, und dass es einfach „ihr“ Land ist. Viele von ihnen verbinden heimatliche Gefühle mit Israel, sie fühlen sich in dort irgendwie zu Hause und äussern den Wunsch, eines Tages ihr Leben in diesem Land zu verbringen. Nicht alle Kinder haben jedoch eine positive Beziehung zu Israel, eine Minderheit, wie beispielsweise die im folgenden zitierte Fünftklässlerin, zeigt keinerlei Interesse für das Land:

„Ich finde Israel eigentlich ganz langweilig. Dort sind die Leute überhaupt nicht freundlich, die gehen einfach auf die Strasse und stossen einen auf die Seite und so. Ich finde es einfach ganz langweilig, und ich finde Langweiligkeit ist etwas Dummes, und deshalb möchte ich lieber nach Amerika ziehen, dort ist alles viel besser. Dort gibt es alle Arten von Menschen und so.“

(Transkript S. 26)

Die Einstellung gegenüber Israel kann sich im Laufe der Entwicklung verändern. Der Jugendliche und Erwachsene verliert möglicherweise durch genauere Betrachtungen des Landes, das idealisierte Bild, welches dieser als Kind hatte. Die Betrachtungsweise wird realistischer, die ausschliesslich positive Perspektive wird durch vorhandene Schwierigkeiten, mit denen das Land zu kämpfen hat, relativiert. Traum und Wirklichkeit, welche bisher ineinander übergingen, streben teilweise auseinander. Der „Schock“ durch die Konfrontation mit der eigentlichen Realität, welcher zum Verlust der aufgebauten Traumwelt führt, kann jedoch wiederum zu einer irrealen Sichtweise, dieses Mal in negativer Hinsicht, führen. Alles wird negativer, pessimistischer betrachtet, als es eigentlich ist. Es braucht Zeit und Reflexion um sich von diesen beiden Extremen zu lösen, und sich sowohl der positiven wie auch negativen Aspekte bewusst zu werden. Es zeigt sich erst dann, ob sich ein jüdischer Mensch wirklich entschliessen möchte, in Israel zu leben oder nicht, ob die bejahenden Betrachtungsweisen und Perspektiven überwiegen.

Die anschliessende Betrachtungsweise aus Sicht der erwachsenen Interviewpartner und Partnerinnen dokumentiert den Prozess, die differenzierte und z.T. auch konfliktreiche Auseinandersetzung mit dem Staat Israel. Die Befragten werden dabei fünf Untergruppen zugeordnet:

1. „Israel-Anhänger“
2. „Halb-Israelis“
3. „Israel-Verbundene“
4. „Israel-Rückkehrer“
5. „Israel-Kritischen“

Die „**Israel-Anhänger**“ identifizieren sich eindeutig mit Israel, sehen den Staat als ihre Heimat oder zumindest als ihre zweite Heimat. Die Auswanderung „Alija“ ist für sie ein wichtiges Thema. Als sogenannte „**Halb-Israelis**“ werden diejenigen Befragten bezeichnet, bei denen mindestens ein Elternteil aus Israel stammt. Sie haben eine besondere Beziehung zum Land, haben als Kind häufig ihre Ferien dort verbracht, sind selbst israelische Staatsbürger, haben dort eine grosse Verwandtschaft und fühlen eine besondere Nähe und emotionale Bindung zu Israel. Die dritte Gruppe, die „**Israel-Verbundenen**“, haben eine starke Bindung zu Israel – Israel ist für sie das Land der Juden, ein Zufluchtsort dem sie sich sehr verbunden fühlen. Sie assoziieren es teilweise mit gemischten heimatlichen Gefühlen, können sich jedoch nicht vorstellen, dort „freiwillig“ zu leben. Die vierte Gruppe wird als „**Israel-Rückkehrer**“ bezeichnet, sie hatten in ihrer Kindheit keinen Bezug zum Land, sondern konnten erst spät eine Beziehung dazu aufbauen. Die „**Israel-**

Kritischen“ haben oft eine umgekehrte Entwicklung durchgemacht, hatten in ihrer frühen Jugend ein schwärmerisches Verhältnis zum Land und distanzieren sich in späteren Jahren davon– andere hatten immer eine kritische Haltung zum „Judenstaat“.

Zur Gruppe der **„Israel-Anhänger“** gehört der erste Gesprächspartner, welcher Israel als seine zweite Heimat bezeichnet und sich gut vorstellen könnte, einmal dort zu leben:

„Gut, wir haben eine Wohnung in Israel und sind – aber man kann wohl nicht sagen, dass es dadurch eine zweite Heimat wird – mehr oder weniger jeden Sommer dort gewesen. Dadurch hatte ich bereits eine gewisse Vertrautheit, und ich bin seit meinem Zwischenjahr, in dem ich das erste Mal dort war, eigentlich jeden Sommer längere Zeit und auch auf eigene Faust dort gewesen und habe mich überall im Land bewegt.“

(Interview 1, S.16)

Die Unterschiede bezüglich der Mentalität zwischen den beiden Ländern stören ihn wenig:

„Erstaunlicherweise lässt mich das recht locker. Es ist nicht so, dass ich mich dauernd aufrege, dass dort nichts klappt. Ich war mit Schweizern dort, die dann die ganze Zeit geflucht haben. Aber ich kann damit eigentlich recht gut umgehen. Im Moment arbeiten wir auch mit Israel zusammen, und sogar das kriegen wir einigermaßen unter Kontrolle. Aber es ist schon eine andere Mentalität, es gibt Dinge, an die man sich gewöhnen muss. Man muss sich dem dann auch anpassen, man muss auch die Ellbögen etwas weiter rausstrecken, man muss mehr aufpassen, dass man nicht übers Ohr gehauen wird. Aber nicht, dass mich dies zu nervös machen würde.

(Interview 1, S. 16)

Der junge Mann betrachtet die Vielfalt und Grösse der jüdischen Gesellschaft ausserhalb der Schweiz als einen wichtigen Grund, weshalb er sich vorstellen könnte, nach Israel oder Amerika auszuwandern:

„Nach dem Gymnasium war ich in Amerika an der Yeshiva-University und anschliessend in Israel an der Hebrew-University, und ich war dort eigentlich mit einem lockeren, also nicht streng religiösen, aber ausschliesslich jüdischen Kreis zusammen Und ich muss sagen, das habe ich einfach genossen. Das hat mir so gut gefallen, dass ich das dann hier in einem verminderten, kleineren Rahmen beibehalten habe. Es hat mich bestimmt beeinflusst, dass ich mich dort so wohl gefühlt habe in diesen Kreisen. [...] Mein Freundeskreis ist aus diesem Grund nicht riesig-riesig. Aber das ist meine Entscheidung, und vielleicht trägt das auch dazu bei, dass

mein Frustrationspotential recht gross ist, was mich wohl eher dazu bringen wird, einmal von hier wegzugehen, was ich auch nichts Schlechtes finde. Ich denke, der Effekt ist schon, dass es mir hier nicht so gut gefällt, und dass ich mich dann eher zu einem anderen Ort hingezogen fühle, wo dann das soziale Umfeld auch wieder ganz anders ist.“ (Interview 1, S. 5/6)

Er sieht für sich selbst und für andere die Gefahr einer Senkung der Frustrationsschwelle, falls man als Jude zu lange in der Schweiz lebt – eine mögliche Lösung des Konflikts sieht er in der Auswanderung:

„Nachdem ich erlebt habe, dass das jüdische Leben nicht so sein muss wie hier in der Schweiz, dass es da andere Dimensionen gibt, ist es für mich klar, dass ich mich da nicht dem nichtjüdischen Kreis öffnen muss, damit ich hier das habe, sondern dass ich mich einfach geographisch verschieben muss. Vielleicht klappt es dann trotzdem nicht, mentalitätsmässig oder was auch immer. Und ich bin mit diesem kleineren Kreis in dem ich jetzt hier lebe auch zufrieden, da kann ich mich schon wohl fühlen. Man muss dann die Ansprüche dementsprechend redimensionieren.“

(Interview 1, S. 15)

Im fünften Interview sieht der Befragte seine spezielle Beziehung zu Israel nicht nur in der Tatsache, dass es das Land der Juden ist, sondern er beschreibt eine gewisse emotionale Berührung, welche er nur in Israel empfindet:

„Das ist eben das, dass ich eher dort sein könnte. Weil ich auch schon ein paar Mal dort war, kann ich es mir auch eher vorstellen, als an anderen Orten. Ich glaube, das ist dann eben die jüdische Identität. Jüdisch kann ich auch in New York sein. Ich würde gerne zwei Jahre in New York studieren, aber ich kann nicht sagen, dass ich dort leben wollen würde.“

(Interview 5, S. 18)

Eine sehr schwärmerischen Haltung zu Israel während der Jugendzeit wird von einer jungen Frau der Gruppe „**Halb-Israelis**“ berichtet. Ihre Mutter war bis zum Teenageralter in Israel aufgewachsen und Israel, als häufiges Ferienziel, hatte damals eine sehr spezielle Stellung in ihrem Leben. Damals wusste sie nicht wo ihr eigentliches zu Hause sei, und zwischen 15 und 20 Jahren überlegte sie sich konkret, ob sie nach Israel auswandern werde – erst später realisierte sie, dass die Schweiz ihr zu Hause ist:

„Durch die Israelreise hatte ich auf einmal das Gefühl, das könnte mein Zuhause sein. Aber um das wirklich herauszufinden, das ist natürlich schwierig. Und man ist ja auch so schwärmerisch

in diesem Alter. Ich hatte natürlich auch einen Typen dort, den ich toll fand. Aber ich war schon offen, dorthin zu gehen. [...] Vor drei Jahren waren S. und ich in Israel. Er ein halbes Jahr, und ich vier Monate. Und seither habe ich das Gefühl, dass mein Plätzchen hier ist. [...] Ich denke, ein grosser Teil ist die Familie, die ich hier habe. Ein grosser Teil ist mein Beruf, den ich hier habe. Und einfach zu merken, dass ich eigentlich doch recht schweizerisch bin und mich hier wohl fühle. Ich habe durch die Distanz dann gemerkt, dass es hier eigentlich doch recht gut ist.“
(Interview 6, S. 8)

Obwohl sie heute mehr Distanz zu Israel hat, spürt sie immer noch diese emotionale Berührung zum Land, auch wenn sie diese nicht rational begründen kann:

„Wenn ich mit dem Flugzeug nach Israel komme, und dann kommen diese kitschigen Musikliedchen, da fühle ich mich gleich so, ‚high‘. Das ist geblieben. Hast du diesen Film gesehen? Die Geschichte einer Truppe, die ein absolut extremes Theaterstück über den Holocaust aufführt. Und sie hat sich so abgemagert für das Stück. Und die haben so eine Analyse gemacht von der deutschen und der israelischen Musik. Das ist alles total gleich aufgebaut. Aber wenn du das dann hörst mit deutschem Text, dann läuft es dir kalt den Rücken runter, und wenn du es in Ivrit hörst, dann bist du ganz entzückt. Das ist ganz interessant. Also diesen Konflikt habe ich ganz stark.“
(Interview 6, S. 20)

Für eine 28-jährige Interviewpartnerin, deren Mutter ebenfalls Israelin ist und welche in ihrer Kindheit regelmässig die gesamten Sommerferien in Israel verbracht hat, war der Gedanke nach Israel auszuwandern sowohl als Jugendliche wie auch heute aktuell. Sie sieht Israel als ihre zweite Heimat, der Drang nach Israel zu gehen, ist jedoch nicht dominant. Praktische Gründe wie zusätzliche Universitätsprüfungen schrecken sie davon ab, sie lässt sich aber die Option offen. Für eine andere Befragte, deren Mutter auch aus Israel stammt, ist Israel ebenfalls eine zweite Heimat – auch wenn sie lange Zeit die Verbindung Israel und Judentum ausblendete:

„Ja, also als Kind habe ich gar nicht realisiert, dass Israel gleich jüdisch ist. Es war nie ein Thema. Meine Mutter kommt halt aus Israel. Wenn meine Mutter jetzt aus Spanien gewesen wäre, dann wären wir jedes Jahr drei Wochen nach Spanien gegangen. So sind wir einfach nach Israel geflogen. (lacht) Einfach in das Land, aus dem meine Mutter herkommt, und in der ich die Sprache mit ihr spreche, die dort auch gesprochen wird. Und wo auch meine Familie ist.“
(Interview 12, S. 7)

Erst als erwachsene Frau, nachdem sie vier Jahre in Israel lebte, konnte sie die beiden Aspekte verknüpfen und eine, wenn auch schwierige Beziehung zum Judentum aufbauen.

Eine orthodoxe, „Israel-verbundene“ Frau, identifiziert sich mit Israel, empfindet das Land jedoch nicht als ihre zweite Heimat und kann sich nicht vorstellen, dort zu leben. Obwohl sie in ihrer Jugend aktiv in einem zionistischen Jugendbund war, betrachtet sie sich selbst nicht als Zionistin:

„Bedingt loyal, weil ich nicht ein Fan war, so ein Hurra-Patriot, der Israel nur toll findet. Denn ich sehe Probleme, die es dort gibt, und ich sehe das sehr realistisch, ich sehe die Inflation, und ich sehe, wie schwer es ist, dort zu leben. [...] Das war schon früher so, schon als ich im Jugendbund war. Ich habe immer gesagt, ich bin nicht so eine Hurra-Zionistin, und ich gehe nicht eines Tages nach Israel. Ich habe diesen Zionismus nie so verbreitet, auch nicht als Jugendbund-Leiterin, und gesagt, dass es für Juden nur Israel gibt, und dass es das einzig richtige ist. Insofern bedingt loyal. [...] Israel ist für mich ein Zufluchtsort und insofern eine zweite Heimat. Aber von der Mentalität her fühle ich mich dort nicht wohl (lacht). Ich bin immer froh, wenn ich wieder nach Hause kann. Das nervt mich dermassen, dass der Taxifahrer und jene andere dich übers Ohr hauen. Und wenn du etwas haben musst, dann musst du erst mal zwei Wochen warten, bis überhaupt jemand kommt, und dann... Ich fühle mich dort wohl für Ferien, aber wirklich dort leben würde ich nur, wenn ich müsste, wenn es nicht anders gehen würde, als Zufluchtsort.“

(Interview 9, S. 19/20)

Eine andere, religiös liberal orientierte Frau kann sich von der Mentalität her ebenfalls nicht vorstellen, in Israel zu leben –Israel bedeutet für sie ein Zufluchtsort und das religiöse Zentrum:

„Es ist überhaupt nicht meine Mentalität. Ich glaube von der Mentalität her bin ich richtig Schweizerin. Eigentlich schade, aber ich bin hier aufgewachsen. [...] Die Mentalität ist nicht so warm, herzlich und spontan. Andererseits finde ich es schön, dass die Leute im Tram warten, bis die anderen ausgestiegen sind. Ich finde es auch angenehm, dass man auf der Bank nicht warten muss, und dass die Post funktioniert. Von daher nenne ich mich Schweizerin, weil ich sehr wütend reagiere, wenn etwas nicht nach diesen Regeln abläuft. Ich war jetzt gerade in Israel, und wenn du dort aus dem Tram oder aus dem Bus steigen willst, dann stürmen einfach alle rein, und dann „verjagt“ es mich. Es ist vielleicht Gewohnheitssache, aber es war nie ein Thema für mich, in Israel zu leben.“

(Interview 10, S. 16)

Israel muss nicht als Heimat definiert werden, ein junger Mann, welcher bisher nie in Israel war, beschreibt seine Verbindung zu diesem Land:

„Ich merke, dass sich dort das Judentum am stärksten äussert, am stärksten zu Hause ist, was für mich eine gewisse Anziehungskraft ausübt - eine nicht sehr klar zu beschreibende Bindung zu Israel. Es ist sicher nicht Heimat, auch nicht Wunschland oder Paradies. Aber es ist etwas da, so dass ich sagen muss, dass es ein Land ist, das mich natürlich weniger gleichgültig lässt, als andere Länder ausserhalb der Schweiz.“

(Interview 14, S. 17)

Die zionistischen Jugendbünde haben viele der Jugendlichen in ihrer Einstellung zu Israel geprägt, es wurde viel Wissen über das Land verbreitet, welches durch Reisen veranschaulicht und verstärkt wurde. Um eine schwärmerische von einer realen Haltung zu unterscheiden, wollen viele Jugendliche und junge Erwachsene zumindest für eine beschränkte Zeit in Israel leben, um sich vor Ort ein Bild zu machen:

„Ich will ein Jahr nach Israel. [...] Weil es mich interessiert, ich gespannt bin zu sehen, wie das Land ist. Und ich will die Sprache lernen. [...] Das wird sich dann herausstellen, inwiefern ich mich mit Israel wirklich identifizieren kann. Ich kann das jetzt tun, auf Distanz, aber kann ich es auch wirklich, wenn ich dort bin?“

(Interview 13, S. 11)

Interessanterweise schliesst er Israel als Zufluchtsort aus, an dessen Stelle setzt er Amerika:

„Ich meine, Amerika ist natürlich am einfachsten, dort gibt es alles. Aber Israel, da müssen wir halt noch schauen. Israel als Zufluchtsort, das ist eigentlich klar, dass das nicht geht, da ist Amerika eigentlich viel besser geeignet, auch sicherer. Da denken wohl alle Juden so.“

(Interview 13, S. 14)

Der Bezug zu Israel kann sich im Laufe der Jahre wandeln. In seiner Jugend empfand ein 28-jähriger Mann keinerlei heimatlichen Gefühle gegenüber dem Land, seit ca. vier Jahren fühlt er sich hingegen mit Israel sehr verbunden:

„Ich würde fast sagen gleichgültig, indifferent. Ein Land wie jedes andere auch, keine Sonderstellung. [...] Heute ist das anders, ganz klar. Israel hat für mich heute eine grosse

Bedeutung. Mich betrifft es gefühlsmässig viel mehr, was dort vorgeht, als wenn ich an den Zweiten Weltkrieg denke. Es liegt mir irgendwie näher, weil ich jetzt durch meine Entwicklung auch eine Beziehung aufbauen konnte zu diesem Staat.“

(Interview 3, S. 19)

Eine ähnliche Erfahrung beschreibt sein jüngerer Bruder, welcher ebenfalls zur Gruppe der „**Israel-Rückkehrer**“ zugeordnet werden kann:

„Wir hatten nur ein einziges Buch, „Zwanzig Jahre Israel“, das habe ich immer wieder angeschaut, aber ich fand das ziemlich eigenartig, diese Leute mit ihren ‚Kibbutz-Hütchen‘. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, das dieses Land besonders wichtig sein sollte für mich. Obwohl Israel immer wieder vorkam im ‚Kiddusch‘ und so, das zeigt auch, wie oberflächlich das ablief. Mit der Israelreise hat sich das sehr verändert, da hat sich eine sehr starke Verbundenheit mit Israel eingestellt.“

(Interview 7, S. 18)

Er sieht Israel nicht als zweite Heimat, aber als Ort, in welchem er sich vorstellen könnte zu leben, zu welchem er eine besondere Beziehung hat:

„Eine Verbundenheit, aber kein Zufluchtsort. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, dass es einmal soweit kommen könnte, dass ich von hier weggehen müsste. Israel als zweite Heimat auch nicht, aber ich könnte mir schon vorstellen dort zu leben. [...] Nicht mehr als in der Schweiz, aber mehr als in einem dritten Land. Aber ich könnte auch in vielen dritten Ländern leben. Mein persönliches Ideal ist nicht Israel - weil mir eben gerade diese Ebene fehlen würde. Ich habe das Gefühl, dass das nicht gut ist für das Judentum. Mein Zionismus ist sehr gemässigt.“

(Interview 7, S. 19)

In der Entwicklung, durch die Erweiterung des Wissens über politische Verhältnisse und Hintergründe, verändert sich bei einem Teil der Befragten die Loyalität gegenüber dem Staat Israel. Die Konfrontation mit der israelischen Gesellschaft und Mentalität kann zu Zweifeln am vorher bestehendem, z.T. idealisierten Bild des Landes führen. Diese Wandlung kann zu Konflikten in der Loyalität, Identität und Zugehörigkeit führen, aber auch Schuldgefühle auslösen. Die Gruppe der „**Israel-Kritischen**“ kommt im folgenden zu Wort:

„Es gab Zeiten, in denen ich loyaler war, als ich weniger hinter die politischen Verhältnisse sehen konnte. Da war es halt immer das Israel, wohin ich immer in die Ferien gefahren bin. [...] So mit 15 Jahren etwa. Und später habe ich dann mehr dahinter gesehen. Ich bin auch eher politisch links erzogen worden. Und diese ganze rechte Bewegung in Israel ist etwas, mit dem ich mich weniger identifizieren kann, wie auch nicht mit der Siedlerpolitik, dem Umgang mit den Palästinensern, den Einstellungen. Wobei ich auch Verständnis für Israelis habe, wenn sie sagen, dass sie die alle hassen, weil sie Freunde und Familie verloren haben. Bis zu einem gewissen Punkt kann ich das verstehen. In diesem Sinne ist das immer eine bedingte Loyalität. Womit ich auch Mühe habe, ist die israelische Mentalität, damit kann ich mich auch nicht identifizieren. Da habe ich etwas Mühe. Ich bin gerne in Israel, ich fühle mich auch total wohl dort, aber so manchmal dieses ‚chuzpedige‘ Getue... Vielleicht merke ich dann, dass ich Schweizerin bin?! Oder auch in Südamerika, da hatte ich viel mehr Mühe mit all diesen jungen Leuten aus der israelischen Armee, die dann das Gefühl haben, sie seien Götter und müssten auf überhaupt niemanden Rücksicht nehmen.“

(Interview 11, S. 14/15)

Ein Student, dessen Mutter Amerikanerin ist, fühlte sich in seiner Jugend verpflichtet, für eine gewisse Zeit in Israel zu leben. Im Moment hat er jedoch entschieden, sein Glück in Amerika zu suchen – Israel bleibt trotzdem ein wichtiger Bezugspunkt in seinem Leben. Diese innere Zerrissenheit nach Israel gehen zu müssen, um sich und seinem Jüdischsein treu zu bleiben und dem Wunsch, einen anderen Weg einzuschlagen, wird in dieser Aussage verdeutlicht:

„Ich hatte eigentlich vor, nach dem Studium nach Israel zu gehen. Ich wollte versuchen, dort zu wohnen. Ich war nach der Matur gesamthaft ein halbes Jahr in Israel und habe mich sehr wohl gefühlt dort und gesagt, ich will das versuchen, das schulde ich irgendwie auch meiner ‚Schomer‘-Zeit, denn ich war ja ein flammender ‚Schomer‘. Ich dachte, ich müsse irgendwie nach Israel, denn sonst wäre es hohles Gerede, was ich damals gesagt habe. Ich habe nicht gedacht, dass ich in einen Kibbuz gehen müsste, sondern einfach nach Israel. Und je länger ich nicht mehr in Israel war, desto mehr wurde mir klar, dass mein Verhältnis zu Israel ein sehr emotionales ist, das auch erkaltet, wenn du nicht mehr im ‚Schomer‘ bist, wenn du nicht mehr in Israel bist. Du empfindest es nicht mehr so intensiv, wenn du zwei, drei Jahre nicht mehr dort warst. Bis im 93 hatte ich das Gefühl, ich gehe nach Israel. Und dann im 93 bin ich nach Amerika. Und das war das erste Mal, dass ich ohne die Familie in Amerika war. Ich war sonst immer bei meinen Grosseltern, mit meiner Familie. Nachdem meine Grosseltern Mitte, Ende Achtziger Jahre gestorben sind, sind wir nicht mehr so oft gegangen, und dann bin ich das erste Mal wieder dort gewesen, und das erste Mal allein. Und das war ein komplett neuer Zugang zu diesem Land. Und Amerika ist westlicher, obwohl Israel auch sehr westlich ist, vor allem Tel

Aviv, ist es grundsätzlich eine ganz andere Kultur als hier die schweizerische. Und da ich bereits als Kind sehr viel – dafür dass ich hier aufgewachsen bin – mit Amerika zu tun hatte, amerikanischer Kindergarten und amerikanische Leute, ist es sehr vertraut für mich, das amerikanische Leben. Und natürlich, das muss man auch sehen, du gehst in ein Land, in dem alle die Sprache sprechen, die du normalerweise nur zu Hause im intimsten Kreis sprichst. Obwohl Englisch eine Weltsprache ist, ist das als Kind für dich einfach die Sprache, die du zu Hause mit deiner Mutter sprichst. Das ist eine sehr persönliche Sprache für mich. Das sind natürlich auch sehr naive Reaktionen oder emotionelle, aber da fühlst du dich natürlich verbunden. Also, kurz und gut: Mein Verhältnis zu Israel ist dann ein bisschen erkaltet. Ich werde jetzt sehen. Gewisse Träume oder Klischees, die ich über Amerika habe, werden sicher auch zerstört werden, und ich werde dann sehen, wie viele den Alltag überleben. Ich sehe das ja dann. Gerade in der letzten Zeit, mit all diesen Anschlägen, da sage ich mir auch manchmal, mein Gott, gut, ich bin jüdisch, Israel war ein sehr zentraler Teil meiner Jugend und ist es eigentlich noch immer. Aber habe ich das nötig? Ich bin dort nicht aufgewachsen. Diese kriegerischen Auseinandersetzungen, dieses Bangen, Terroranschläge, das will ich gar nicht. Meine Solidarität war grundsätzlich bei Israel, auch wenn ich viele Dinge eine Schweinerei finde, nicht gut finde, grundsätzlich bin ich Israel gegenüber immer sehr solidarisch gewesen. Aber deswegen muss ich nicht nach Israel gehen. Ich hatte das Gefühl, ich müsste es wenigstens versuchen, aber dieses Gefühl habe ich im Moment nicht. Ich kann mir durchaus vorstellen, es trotzdem einmal zu versuchen, aber im Moment ist es für mich klar, ich gehe nach Amerika mit der Idee, dass ich versuche, dort zu leben. Weil ich einfach Lust auf einen Tapetenwechsel habe. Das hat nichts damit zu tun, dass ich mich in der Schweiz nicht wohl fühle.

(Interview 17, S. 19-20)

Auf die Frage, für welche Mannschaft er in einem Fussballspiel Israel-Schweiz wäre, meint er:

„Ich war einmal an so einem Spiel. Damals war ich für Israel. Heute wäre mir das völlig egal. Das war 1987, da wurde ich eingeladen vom Vater meines Freundes, mit dem ich nach Israel gegangen bin. Ich fand das spannend und habe gemerkt, dass ich eigentlich will, dass Israel gewinnt. Aber ich weiss noch, dass ich das schon damals komisch gefunden habe. Wieso bin ich jetzt für diese Jungs in blau-weiss, nur weil es Juden sind, obwohl ich sie genauso wenig kenne, wie die Jungs in rot-weiss? Aber ich weiss noch genau, dass ich damals für Israel gewesen bin. Und heute wäre mir das so lang wie breit.“

(Interview 17, S. 20)

Ein junger, areligiöser Mann definiert Israel als „Land wie jedes andere auch“. Dieses Bild war jedoch, geprägt durch den Jugendbund, in seiner Jugend noch ganz anders:

„Das war damals ein bisschen weniger, Israel war damals wichtiger. Ich hatte meine ‚Bar-Mitzwa‘ 1973, während dem Libanon-Krieg. Für mich war damals dieses Heroische der israelischen Soldaten sehr wichtig. Sie konnten sich verteidigen, und sie konnten auch schon 1948 diese Übermacht zurückschlagen. Das war für mich damals ein grossartiges Land. Als Zufluchtsort hat mir Israel weniger bedeutet, aber es war eine Bindung da. Man hat auch viel mehr über Israel geredet. Es gab Israel-Tage hier in Basel, das habe ich schon damals als Kind mitbekommen.“

(Interview 16, S. 12)

Heute ist er Israel gegenüber sehr kritisch und baut eine grosse Distanz dazu auf – er fühlt sich in der Schweiz viel verwurzelter:

„Ich kann mich sicher viel mehr identifizieren mit der Schweiz als mit Israel, wenn man es so ansieht. Ich kenne Israel nicht, und das Land gefällt mir auch nicht wahnsinnig gut. Da ist mir die Schweiz näher. Aber ich bin überzeugt, dass ich so quasi in jedem Land leben könnte.“

(Interview 16, S. 9)

Abschliessend, als extremes Beispiel eines „Israel-Kritikers“, wird der Befragte aus dem fünfzehnten Interview zitiert, welcher seine Lebensgeschichte durch den Filter des Nationalsozialismus wahrnimmt und durch extreme antijüdische Haltungen auffällt. Er überträgt diese Wahrnehmung auch auf Israel:

„Ein Land wie jedes andere auf keinen Fall. Israel war natürlich gleichzeitig mit diesem Filter des Nationalsozialismus auch da. Israel, dieses Wort Israel an sich, einfach Israel. Auch ganz ambivalent, dass man da eigentlich hin sollte oder gehörte, dass das unser Land sei, das wir jetzt irgendwie doch jemand sind. Wir sind zwar nichts, auf der einen Seite sind wir Läuse, die schauen müssen, dass man uns auch heute nicht wieder vergast. Und auf der anderen Seite aber ist irgendwie Israel da, deshalb müssen wir uns nichts mehr gefallen lassen, sondern wir sind „Siebensiechen“. Dass wir dieses Land unterstützen müssen. So ganz komische, ambivalente Gefühle, bis heute.“

(Interview 15, S. 18/19)

In seiner Jugend, ebenfalls geprägt vom zionistischen Jugendbund, idealisierte er das Land in unkritischer Weise:

„Dort habe ich es natürlich total geil gefunden, wenn die Israelis den Arabern aufs Dach gegeben haben, das habe ich geil gefunden. Bomben, zusammenschiessen, kaputtmachen, erobern, abstürzende Migs - das war toll. In der Pause schnell aufs WC gerannt, den kleinen Radio hervorgezogen und die letzten News gehört, mitgefiebert wie bei einem Fussballmatch. Dass die Israelis gewonnen haben, fand ich toll. Ich habe gespürt, dass wenn es nicht so gewesen wäre, dass das irgendwie Scheisse gewesen wäre. Schon gut, dass sie dort gewonnen haben, das hat mich irgendwie entlastet. Und die Israelis waren natürlich gut und im Recht – und die Araber haben alle angelogen und mussten kaputt gemacht werden. Das war klar, damals.“

(Interview 15, S. 19)

Heute betrachtet er Israel als Tragik der jüdischen Geschichte:

„Die Politiker, die heute Politik machen? Für mich zum Teil ein distanziertes Mitgefühl für die Tragik der Geschichte, der jüdischen Geschichte, der Geschichte des jüdischen Volkes überhaupt. Das ist eine tragische Geschichte. Tragisch, blind, was passiert, gefangen in Traumata, in Wiederholungszwang, tragisch.“

(Interview 15, S. 19)

Die sechs beschriebenen Gruppierungen unterscheiden sich in ihrer emotionalen Nähe, in ihrer Loyalität, in den heimatlichen Gefühlen, ihrem Wunsch in Israel zu leben und in der Beziehung zu diesem Land. Allen gemeinsam ist jedoch, dass Israel in irgendeiner Form ein wichtiges Thema in ihrer Jugend oder im Erwachsenenalter war und ist. Fragen der eigenen jüdischen Identität werden mit dem Land verknüpft, alle fühlten sich zumindest in einer bestimmten Zeit ihres Lebens auf spezielle Weise mit dem Staat Israel verbunden. Viele suchten in Israel ein Stück Heimat und Sicherheit, welches sie in der Schweiz vermissen. Häufig finden Schweizer Juden jedoch keine wirkliche Heimat in Israel, sie sind auch dort Fremde und unterscheiden sich gerade in ihrer Mentalität sehr von den Israelis. So muss die Suche nach einer geographischen Heimat aufgegeben und das Ziel verfolgt werden, eine soziale Heimat zu schaffen.

6.2.2 Analyse der Fragebogen

Die 70 Männer und Frauen, welche die Fragebogen ausfüllten, wurden mit der Frage der Bedeutung Israels während ihrer Jugendzeit konfrontiert. Es gab fünf vorgegebene Antwortmöglichkeiten und zusätzlichen Raum für persönliche Stellungnahmen – die Befragten konnten auch mehrere Antworten ankreuzen. Die 5 Kategorien waren:

1. Israel als eigentliche Heimat
2. Israel als zweite Heimat
3. Israel als Zufluchtsort
4. Israel als religiöses Zentrum
5. Israel wie jedes andere Land – keine Sonderstellung

Die Auswertung der Untersuchung (siehe Abbildung 11: Bedeutung Israels, S. 294) zeigt, dass für die Mehrheit der Befragten (35 Personen) Israel eine zweite Heimat und ein Zufluchtsort ist, falls sich der Antisemitismus und somit die Bedrohung für die Juden in der Schweiz verschlimmern sollte. Beinahe ein Viertel der Befragten (23 Personen) sehen in Israel das religiöse Zentrum des Judentums. Interessant dabei ist, dass dies beinahe ausgeglichen von orthodoxen, konservativen aber auch liberalen Juden genannt wurde. Nur 11% (8 Personen) sehen in Israel ihre eigentliche Heimat, wobei diese Ansicht vor allen von orthodoxen und konservativen und weniger von liberalen Juden und Jüdinnen vertreten wurde. Zudem sind etwa ein Drittel der Befragten, welche diese Antwort markiert haben „Halb-Israelis“, d.h. sie haben einen israelischen Elternteil. Israel als Land wie jedes andere auch, ohne Sonderstellung in ihrem Leben, wird von den Befragten nur selten genannt (5 Personen), die wenigen sind liberal oder überhaupt nicht praktizierend.

Viele äussern eine Gefühls-Mischung zwischen Anziehung und Ablehnung und vermitteln ein kontroverses Gefühl des Vertraut- und zugleich Fremdseins. Oft wird von einer speziellen Beziehung, einer emotionalen Bindung zu diesem Land berichtet. Gleichzeitig findet eine Distanzierung statt. Die Befragten sind froh, nicht dort leben zu müssen und betonen, dass Israel nicht Heimat sein kann, da es nicht das Land ist, indem sie aufgewachsen sind, und dessen Sprache und Mentalität sie verinnerlicht haben. Eine Frau beschreibt, dass sie Israel zu ihrer Heimat machen wollte – sie kommuniziert dabei ihre Sehnsucht nach einer jüdischen Heimat, welche jedoch sehr komplex ist und sich nicht immer verwirklichen lässt. Als Zeichen völliger Ablehnung umschreibt einer der Befragten Israel als „einer der grössten Fehler der jüdischen Geschichte“.

Die Auswertungen der Fragebogenuntersuchung verdeutlichen, dass Israel für die überwiegende Mehrheit der Befragten eine wichtige Stellung einnimmt. Israel ist jedoch nur für eine kleine Anzahl Juden und Jüdinnen in der Schweiz die eigentliche Heimat – ob die anderen eine solche in der Schweiz finden oder in einem Gefühl der „Heimatlosigkeit“ leben, wird im nächsten Kapitel diskutiert. Israel als zweite Heimat beschreibt dieses Gefühl der Zugehörigkeit, des Vertrautseins, ein Ort, in welchem Ferien gemacht wird, Teile der Familie und Freunde leben. Vor allem ist es das

Land der Juden, in welchem sie sich ihrer Religionszugehörigkeit nicht schämen müssen, und das jüdische Leben ohne Einschränkungen praktiziert werden kann. Obwohl in Israel die Bedrohung der Existenz in vielfacher Weise Realität ist, kann man auf diese als Teil der Mehrheit reagieren. Das Gefühl des macht- und hilflosen Juden, des „Opfers“ kann abgelegt werden, durch die Identifizierung mit Staat und Militär kann ein Gefühl der Sicherheit und Stärke und eine neue jüdische Rolle angenommen werden. Inwiefern diese Vorstellung einer Sehnsucht oder der Realität entspricht, muss offen gelassen werden. Israel als zweite Heimat bezeichnet auch das Gefühl des Fremdsein, das Gefühl der Distanz. Es ist die Heimat des jüdischen Volkes und somit auch Heimat der Juden in der Schweiz. Eine individuelle Identifizierung fällt jedoch oft schwer.

Israel als Zufluchtsort ist für Schweizer Juden und Jüdinnen sehr wichtig. Dieses Bedürfnis nach einer „Quelle der Sicherheit“ kann unterschiedliche Ursachen haben –oft ist es ein Zusammenspiel vieler Faktoren. Es kann Folge der Geschichte sein, welche zu einer tiefen Verunsicherung führte und impliziert, dass das jüdische Volk in der Diaspora nie sicher sein kann. Der zunehmende Antisemitismus in Europa allgemein, aber auch konkret in der Schweiz, bestärken dieses Gefühl einer möglichen Bedrohung. Als letztes löst der Minderheitenstatus an sich allgemeine Ängste und die Sehnsucht nach einem Platz des Schutzes, des Aufgehoben- und Zuhause-seins aus.

Die Analyse der Antworten in den Fragebogen beziehen sich retrospektiv auf die Jugendzeit. Die Interviews veranschaulichen, dass in der Beziehung zu Israel, im Laufe der Entwicklung eines Individuums, oft ein Prozess stattfindet, in welchem unterschiedliche Phasen durchlebt werden.

6.3 Die Juden als „unfreiwillige“ Vertreter Israels - Fragen der Loyalität

6.3.1 Analyse der Interviews

Bisher wurde die Frage der emotionalen Beziehung zu Israel diskutiert. In diesem Unterkapitel soll eine andere Perspektive in den Vordergrund rücken, die Konfrontation mit der nichtjüdischen Aussenwelt. Viele der befragten Frauen und Männer fühlen sich von der Gesellschaft in die Rolle des Vertreters Israels oder als dessen Experte gedrängt. Diese oft unfreiwillige Position kann zu Loyalitätskonflikten führen. Obwohl sich die Mehrheit der Befragten Israel sehr verbunden fühlt, sehen sie keinerlei Gründe, die Verantwortung der israelischen Politik tragen zu müssen, zudem sie als Schweizer in diesem Land politisch aktiv sind. Andererseits fühlen sie sich gegenüber dem Staat Israel in verschiedener Weise verpflichtet und nehmen, teilweise gegen ihre eigene Überzeugung,

eine verteidigende Position gegenüber israelkritischen Äusserungen ein. Speziell in der heutigen Zeit, in welcher immer häufiger vor dem Aufkommen einer neuen Form des Antisemitismus, dem „Anti-Israelismus“, gewarnt wird, ist diese Vermischung Jude-Israeli besonders problematisch. Die Kritik an der Politik Israels soll dabei weder tabuisiert noch verboten werden. Die Form dieser Kritik, eine teilweise undifferenzierte, aggressive Art, in welcher verschiedene antisemitische Stereotypen ihren Platz finden, ist jedoch sehr gefährlich. Intrapsychische Loyalitätskonflikte, welche unabhängig von der Gesellschaft sind, aber auch solche, welche durch diese verursacht werden, sollen im folgenden näher untersucht werden.

Das Gefühl der Loyalität gegenüber Israel ist bei den Befragten unterschiedlich, ein Teil empfindet diese als selbstverständlich, andere sehen sich in ihrer persönlichen Haltung nur als bedingt loyal. Gegen aussen „verleugnen“ sie dies jedoch bis zu einem gewissen Grad und verteidigen Israel gegenüber der nichtjüdischen Umwelt. Für den ersten Gesprächspartner ist die uneingeschränkte Loyalität gegenüber Israel nicht nur Pflicht, sondern Selbstverständlichkeit:

„Absolut klar, wobei mich diese Vermischung immer genervt hat, weil ich ja überhaupt nichts dafür kann, was die israelische Regierung tut. Aber eigentlich war ich immer loyal. [...] Aber es war für mich nach aussen hin klar, dass es keine Kritik gibt an der Regierung.“
(Interview 1, S. 12)

Die Solidarisierung mit Israel ist für eine andere Interviewteilnehmerin unabhängig von Politik. Israel nimmt eine besondere Stellung in ihrem Leben ein, welche auch durch politische Missstände nicht tangiert wird:

„Meinst du politisch? An und für sich schon, denn Politiker wechseln schnell. Und wenn die jetzt halt einen Präsidenten haben, der mir nicht passt, dann ja nu. Wenn der Mist baut, dann bin ich deswegen nicht weniger loyal. Israel bedeutet mehr, das ist einfach Geschichte.“
(Interview 8, S. 12)

Den Konflikt zwischen bedingter Loyalität gegenüber dem Staat Israel und dem Druck, Israel gegen aussen verteidigen zu müssen, beschreibt ein junger Mann:

„Gegenüber nichtjüdischen Leuten muss man es oft verteidigen, obwohl es dann gar nicht unbedingt meine Meinung ist. Und gegenüber jüdischen Leuten muss ich dies überhaupt nicht. Das ist schon ein Unterschied.“

(Interview 2, S. 7)

Der Befragte im dritten Interview, welcher in seiner Jugend keinerlei Bezug zu Israel hatte, erklärt ebenfalls diesen Unterschied in der Kommunikation zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen bezüglich der Thematik Israel:

„Sicher, das ist immer ein Unterschied. Das geht wohl jedem so, denke ich. Wenn ich mit nichtjüdischen Leuten rede, dann – klar, das ist der Klassiker – bin ich immer bedingungslos für Israel, auch wenn ich immer sage, dass ich auch selber vieles kritisiere. Und im jüdischen Kreis ist halt auch eine ganz andere Position möglich, weil der Druck weg ist. Nein, es ist zwar nicht Druck, irgendwie möchtest du das ja auch so machen.“

(Interview 3, S. 19)

Eine 32-jährige Befragte sieht sich gegenüber Israel nur als bedingt loyal – im Gespräch mit nichtjüdischen Menschen nimmt sie jedoch eine eindeutig verteidigende Haltung ein:

„Ja. Ich habe da wie zwei paar Schuhe. Gegenüber einem Nichtjuden kann ich nicht sagen, was ich wirklich über Israel denke, denn ich möchte dass sie ein gutes Bild haben von Israel. Es reicht, wenn wir das schon nicht haben. Gegenüber einem Juden rede ich ganz anders, da sage ich auch mal „Hurenisraeli“, das würde ich einem Nichtjüdischen nicht sagen, denn sie sind schon von den Medien so falsch orientiert, zum Teil wirklich antisemitisch ausgerichtet, dass ich das nicht noch schüren muss.“

(Interview 9, S. 19)

Ihr Umgang mit der Tatsache, dass ihr Umfeld oft nicht zwischen Jude und Israeli unterscheiden kann, ist sehr gelassen:

„Das nervt mich nicht, das erkläre ich dann auch, denn die meisten wissen das ja nicht. Sie denken, jeder der jüdisch ist, ist auch ein Israeli. Sie kennen den Unterschied nicht. Dann heisst es, ihr habt wieder gemacht, und ich muss dann den Kopf hinhalten. Dann sage ich, das sind nicht wir, die das machen, das ist Israel. Dass das zwei total verschiedene Sachen sind. Das regt mich aber nicht auf.“

(Interview 9, S. 19)

Die fehlende Differenzierung zwischen Israelis und Juden wird von der Schweizer Gesellschaft, aber auch teilweise von jüdischer Seite praktiziert:

„Es gibt zwar viele Leute, die langsam differenzierter denken und sogar betonen, dass sie wissen, dass das Judentum und Israel nicht dasselbe sind, aber sie verfallen dann doch häufig in diese Gemeinsamkeiten, was ich nicht gut finde, aber auch aus meiner Haltung heraus manchmal so erscheint. Es kann auch sein, dass ich das in einer Diskussion selber gleichsetze, das hängt manchmal auch damit zusammen - aber eigentlich ist das nicht mein normaler Standpunkt. Aber bei nichtjüdischen Leuten kommt das natürlich häufiger vor.“
(Interview 14, S. 16)

Dieses Rollenspiel, das Ungleichgewicht zwischen Gedanken und Geäußertem kann zu inneren Konflikten führen und ist für manche eine Belastung. Als Selbstschutz verurteilt ein junger Mann sein „unkritisches“ Auftreten bezüglich Israel gegenüber der nichtjüdischen Gesellschaft:

„Häufig, ja, in kritischen Sachen schon. Jetzt bei diesem ‚Libanon-Rush‘ zum Beispiel, da würde ich das nicht vollständig verteidigen im jüdischen Kreis. Im nichtjüdischen Kreis da verteidige ich es, aber auch das ist eigentlich idiotisch. Das ist ein automatischer Schutz. [...] Ich finde Kritik sehr wichtig, weil die sehr oft ein sehr blauäugiges Bild von Israel haben. Ich habe viel mit Deutschen zu tun, gerade an der Uni, dort verteidige ich konsequent Israel, wenn sie konsequent Israel angreifen. Das sind vor allem die linken deutschen Studenten.“
(Interview 7, S. 18/19)

Diese zwiespältige Haltung ist für ihn selbst problematisch, er vergleicht diesen Konflikt mit seiner Einstellung gegenüber Philosemiten und Antisemiten – nirgends kann er sich selbst sein:

„Ich habe sehr viel mit Philosemitismus zu tun, insofern als dass ich mich lange im jüdisch-christlichen Dialog engagiert habe, hier an der Uni Basel und auch in Frankreich. Und dort wimmelt es zum Teil von Philosemiten, die dich bewundern. Dort habe ich manchmal das Gefühl, ich kann es niemanden recht machen. Auf der einen Seite hast du Philosemiten und auf der anderen Antisemiten, und diejenigen, die ein entmythologisiertes Verständnis vom Judentum haben, sind dann noch eine sehr kleine Gruppe. Das sind dann Momente, in denen ich das Gefühl habe, deine eigenen Freunde können fast nur im Judentum selber sein. Es gehen so beide Gruppen weg.“
(Interview 7, S. 12)

Ein junger Mann sieht sich oft fälschlicherweise zur Verantwortung für die Taten Israels gezogen. Er empfindet dies als unfair, schämt sich jedoch auch teilweise für die Politik Israels, weil er sich dem Land verbunden fühlt, dessen Politik jedoch sehr kritisiert. Durch die Zunahme israelkritischer

bis israelfeindlicher Argumentationen wurde die Notwendigkeit der jüdischen Verteidigungsposition verstärkt – die nichtjüdische Gesellschaft trägt demnach eine wichtige Mitverantwortung für die teilweise undifferenzierte Haltung jüdischer Mitbürger gegenüber Israel:

„Ja ich denke, ich bin gegenüber Juden kritischer bezüglich der israelischen Politik und gegenüber Nicht-Juden nehme ich eher eine verteidigende Haltung ein. In Bezug auf die israelische Politik habe ich ohnehin eine sehr kritische Haltung, und lege vielleicht in nichtjüdischen Kreisen, vor allem wenn Israel sehr angegriffen wird, ein Gegensteuer ein. Das ist tatsächlich der Fall. [...] Das war vermutlich schon früher so, aber seltener der Fall. In den 70er Jahren, in denen ich aufgewachsen bin, war der antijüdische Reflex viel geringer. Dadurch war das vielleicht eher geringer, aber an das eine oder andere Mal kann ich mich erinnern. Auch beim ‚Yom-Kippur-Krieg‘ kam es zu hitzigen Diskussionen, wenn jemand pointiert eine andere Meinung vertreten hat, und ich Israel vielleicht stärker verteidigt habe, als ich es sonst tue.“

(Interview 14, S. 16)

Die Mehrheit der Interviewten beschreiben ihre gesplante Haltung gegenüber Israel in Abhängigkeit ob sie mit jüdischen oder nichtjüdischen Menschen über diese Thematik diskutieren. Andere differenzieren zwischen guten nichtjüdischen Freunden, bei denen sie sich offen, ehrlich und kritisch zu Israel äussern können, und Menschen, welche ihnen weniger nahe sind, und sie deshalb in vorsichtiger, abwehrender Weise die Verteidigungsposition einnehmen müssen:

„Nein, ich bin da eigentlich gleich kritisch. Bei gewissen Leuten, die sehr rechts sind, da muss ich einfach ziemlich schnell sagen: „Hey, vergiss es...“. Bei Leuten, die sehr links stehen, die sagen: „Hey hör mal, wie Israel jetzt wieder reagiert hat. Die PLO diskutiert jetzt, ob sie möchten, dass die Existenz von Israel auch in ihrer Karte festgesetzt wird. Vor zwei Monaten ist Arafat immer über Israel hergezogen in geschlossenen Sitzungen. Er hat gesagt, Israel müsse zerstört werden und und und . Und die russische Immigration ist jetzt fertig, und jetzt kommt die palästinensische Immigration“. Da muss ich sagen, wenn Israel mit solchen Ideen zu kämpfen hat, dann führen sie noch immer einen Krieg. Da kannst du nicht einfach sagen: „Ja, kommt doch, ist gut, und Hamas, es freut uns, sitzt mit uns an den Tisch“. Da kommt halt immer diese Angst, die ich noch habe, dass noch immer ein Potential da ist von ein paar Leuten, die sich in die Luft jagen. Da reagierst du anders, als wenn du einem Freund gegenüber sitzt. Es kommt also immer darauf an, mit wem ich darüber diskutiere. Ich denke, ich bin einfach kritisch, egal was wie wo. Ich weiss selber auch nicht, was für eine Lösung ich dort unten machen würde. Und je nach dem, mit welchen Leuten ich zusammen bin, kommt mir ein anderer Aspekt in den

Sinn. Ist die PLO eine Terroristenorganisation? Ist Arafat eine Pfeife? Ich denke schon, aber was heisst das dann? Wenn er eine Pfeife ist, kann man dann trotzdem mit ihm einen Konflikt lösen, so pfeifig wie der halt ist, und das Beste daraus machen? Oder heisst das, man muss warten, trotz allem. Ich muss ihn ja nicht umarmen, denn er ist eine Pfeife, er ist ein „schlaffer Siech“ und er ist ein Opportunist. Also, es kommt immer darauf an, mit wem ich darüber rede.
(Interview 5, S. 17)

Diese Ansicht wird auch im achten Interview ausgesprochen:

„Es kommt darauf an mit wem. Mit meinen nächsten Freunden, die nicht jüdisch sind, rede ich gleich wie mit jüdischen Leuten. Aber mit den Leuten bei der Arbeit schaue ich, dass ich mich möglichst positiv über Israel äussern kann.“
(Interview 8, S. 11)

Viele suchen nach einer Möglichkeit, kritisch und loyal zugleich zu sein. Eine Interviewteilnehmerin, deren Mutter Israelin ist, sieht in der kritischer Haltung keinen Widerspruch zur Loyalität:

„Nein. Ich denke, man kann Israel gegenüber loyal sein und trotzdem eine gewisse politische Ansicht vertreten. [...] Es gibt viele Dinge in Israel, über die ich mich aufrege, das kann ich auch mit der Schweiz so machen. Gewisse Dinge stören mich hier, aber ich würde sagen, grosso modo bin ich loyal.“
(Interview 12, S. 7)

Sie beschreibt die Probleme, welche diese Thematik für sie mit nichtjüdischen Freunden auslöst:

„Also im Moment ist einfach dazugekommen, dass ich bei meinen jüdischen Freunden Sympathien gegenüber Israel erlebe. Das ist mit meinen nichtjüdischen Freunden zum Teil schwierig. Auf dieser Ebene fühle ich mich angezogen von jüdischen Leuten hier. [...] Ja, also wenn ich dich zum Beispiel das erste Mal sehe in Basel, und wenn ich merke, dass dich das auch bewegt, und meine beste Freundin dabei ist, aber nicht mal mit der Wimper zuckt und auch nachher nicht darauf zurück kommt, dann ist das ein Problem für mich.“
(Interview 12, S. 6)

Als grösste Gefahr in diesem Konflikt betrachtet sie die bewusste Vermeidung der Auseinandersetzung mit der Problematik - im Schweigen sieht sie ein entscheidendes Potential für Feindbilder und Antisemitismus. Im zehnten Interview wird erklärt, wie sich die Loyalität zu Israel

im Laufe der Jahre, als Folge des Entwicklungsprozesses, verändern kann. Die Einschätzung und Beurteilung wird zunehmend kritischer – die Grundloyalität bleibt jedoch unantastbar:

„Früher schon. Früher bin ich mehr hinter Israel gestanden, aber das war auch zu einer Zeit, in der man allgemein –die Weltmeinung – mehr hinter Israel gestanden hat. Aber ich war nicht sehr politisch in meiner Jugend, von daher war das nicht ein wichtiges Thema. Es interessierte mich, aber es gab nicht viele Diskussionen darüber. Aber wenn wir davon geredet haben, dann war ich loyal. [...] Ja, die Loyalität war sicher absoluter und vehementer. Aber das ist eben dieses Phänomen, dass man sich im nichtjüdischen Kreis engagiert und im jüdischen Kreis vielleicht auch etwas gegen Israel sagt. Das spielt immer mit.“

(Interview 10, S. 15/16)

Heute ist die Betrachtungsweise der jungen Frau differenzierter als im Jugendalter:

„Aber es ist auch ein bisschen ein Luxus, dass Israel es so weit gebracht hat, dass man auch kritisch sein kann. Das finde ich eigentlich gut. Ich bin sicher kritischer geworden. Israel verhält sich auch so, dass man kritisch sein muss. Aber ich stehe immer noch zu Israel und bin immer noch loyal.“

(Interview 9, S. 16)

Die Stellung des „unfreiwilligen Verteidigers“ wurde bereits erwähnt – einige Befragte sehen sich zusätzlich in die Position eines Israel-Experten gedrängt:

„Ich bin in nichtjüdischen Kreisen vielleicht mehr Kennerin, und in jüdischen Kreisen vielleicht weniger Kennerin.“

(Interview 11, S. 8)

Die Verteidigung Israels zu übernehmen, empfindet sie als anstrengend, und sie fühlt sich dabei häufig unverstanden:

„Nicht-Juden können es viel weniger verstehen, wenn man versucht, die israelische Politik zu erklären, oder bis zu einem gewissen Punkt zu rechtfertigen. [...] Ich bin in nichtjüdischen Kreisen schon eher Verteidigerin, aber trotzdem ein bisschen kritisch. Ich sage nicht einfach, ich stehe dahinter. Ich sage schon, was mir passt und was nicht.“

(Interview 11, S. 8)

Sie erklärt, dass ihre partnerschaftliche Beziehung u.a. an ihrer Verbundenheit und Loyalität zu Israel gescheitert ist:

„Daran ist vor allem meine Beziehung gescheitert. Obwohl er eigentlich Verständnis und Kenntnis über das Judentum und Israel hatte, konnte er nicht verstehen, wieso ich mich so stark mit Israel verbunden fühle. Daran ist es dann auch zerbrochen.“

(Interview 11, S. 18)

Während ein 35-jähriger Interviewpartner in seiner Jugend gegenüber Israel loyal und schwärmerisch war, ist er dies heute nur bedingt:

„Ja, gegenüber nichtjüdischen Leuten war ich loyaler als gegenüber jüdischen Leuten. Ich glaube, das war auch eine Erziehungssache. Bedingt loyal, weil ich mich in der letzten Zeit auch ein bisschen mit der Politik und der Geschichte Israels auseinandergesetzt habe, und von daher gemerkt habe, dass das nicht das heilige Land ist, wie ich das in meiner Kindheit gesehen habe.“

(Interview 16, S. 12)

Im siebzehnten Interview wird nochmals der Prozess von der emotionalen Bindung und der loyalen Haltung gegenüber Israel, zur kritischeren Sichtweise in späteren Jahren beschrieben. Gefühle wie Verrat und Schuld, sich Israel abzuwenden, werden eindrücklich artikuliert:

„Ja, schon. Ganz am Anfang war es mit jüdischen Leuten ganz loyal, vielleicht mit nichtjüdischen Leuten noch loyaler. Und mit der Intifada wurde es langsam anders. Es ist klar, mit Gleichgesinnten kannst du dich eher einmal auf die Äste rauslassen, auch wenn du dich noch nicht so sicher fühlst. Da kannst du auch eher einmal ein bisschen provozieren und so. Ich habe es sehr lange – auch nachdem ich nicht mehr hundertprozentige Loyalität gegenüber Israel empfunden habe – nicht gewagt, auch gegenüber nichtjüdischen Leuten, mir einzugestehen, dass ich das und das eine Schweinerei finde. Ich hatte implizit das Gefühl, ein Verräter zu sein, wenn ich das eingestehe. Es sind irgendwie verständliche Gefühle, wenn ich das im nachhinein objektiv betrachte. Aber ich konnte das lange nicht zugeben. Das war auch eine komische Situation, als ich mich mit dem Geschichtslehrer auf eine Diskussion eingelassen habe, in der ich nicht sehr überzeugend gewirkt habe. Wahrscheinlich weil ich etwas verteidigt habe, das ich selber nicht mehr ganz ernst nehmen konnte oder nicht mehr ganz korrekt fand. Aber mittlerweile ...- es kommt sehr darauf an. Wenn ich Leuten gegenüberstehe, die ein undifferenziertes, antijüdisches, antiisraelisches Bild haben, dann gehe ich natürlich nicht hin, und sage: ja, du hast recht, was dort und dort gelaufen ist, das war nicht richtig. Ich finde das

auch rein rational betrachtet in Ordnung, wenn ich das nicht unterstütze, sondern dann finde: hey, was soll das? Aber wenn ich mit Leuten zusammen bin, die wirklich argumentativ finden: schau, das finde ich eine Schweinerei, was in Israel passiert, dann gebe ich ihnen recht, das finde ich auch. Ich habe keine Probleme, dass das meinem Jüdischsein Abbruch tun könnte oder dem Judentum schadet. Ich denke, eher das Gegenteil. Wenn ich mir das umgekehrt überlege, wenn ich jemanden aus einem Land kennenlerne, in dem eine Diktatur ist, und er sagt, die Diktatur ist Scheisse – als Extrembeispiel, ich vergleiche das nicht mit Israel –, dann finde ich es sympathisch, dass er das sagen kann. Meine jüdische Identität und meine Gefühle gegenüber Israel sind losgelöst von der politischen Situation. Ich kann die politische Situation absolut schlimm finden, was meinem Verhältnis Israel gegenüber keinen Abbruch tut.“

(Interview 17, S. 18)

Die Frage, weshalb sich viele jüdische Menschen in der Schweiz freiwillig oder erzwungenerweise in die Rolle des Israelverteidigers gedrängt fühlen, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Wahrscheinlich spielen sowohl „innere“ wie auch „äussere“ Faktoren eine Rolle. Viele jüdische Schweizerinnen und Schweizer fühlen eine starke Bindung zu Israel, sei dies aus religiösen, familiären oder geschichtlichen Motiven. Israel ist für manche eine zweite Heimat und für die meisten ein Ort der Sicherheit, ein potentieller Zufluchtsort, falls die antisemitische Bedrohung im eigenen Land wachsen sollte. Sie bleiben trotzdem in der sicheren und wirtschaftlich besser gestellten Schweiz, in dem Land, in welchem sie die Sprache beherrschen und die Mentalität kennen. Sie stehen dem Überlebenskampf der Israelis nur von weitem bei – diese Faktoren zusammengenommen führen bei der Mehrheit zu einem Gefühl der Verpflichtung, und teilweise lösen sie auch Schuldgefühle gegenüber der fernen „Heimat“ aus. Zudem ist die jüdische Bevölkerung in der Schweiz sehr klein, das Gefühl der Minderheit führt zu einer engeren Abgeschlossenheit, und Israel wird somit als Identifikationspunkt sehr wichtig. Die Loyalität zu Israel der meisten Juden und Jüdinnen in der Schweiz lässt sich durch diese Fakten verdeutlichen. Gleichzeitig setzen viele nichtjüdische Menschen die jüdische Bevölkerung mit Israelischen Staatsbürgern gleich, verbinden mit ihnen weniger die Zugehörigkeit zum eigenen Land, als zu diesem fernen Staat. Zudem steigt der Antisemitismus, die zunehmend aggressive Haltung gegenüber Israel in der Schweiz und in ganz Europa, welche nichts mehr mit objektiver Kritik zu tun hat. Dieser Druck von aussen drängt viele Juden und Jüdinnen in der Schweiz zur Gegenposition, sie vertreten gegenüber ihrer Umwelt eine Haltung, welche sie nicht immer innerlich vertreten. Diese Angst hat auch zur Folge, dass jegliche Kritik an Israel abgewehrt wird, und manche Nichtjuden sich widerwillig in der Rolle des Antisemiten sehen, was eine offene Diskussion verhindert. Diese Entwicklung ist sehr gefährlich. Die ehrliche Kommunikation

zwischen der jüdischen und der restlichen Bevölkerung wird immer schwieriger, sowohl das Vermeiden der Thematik wie die starre Haltung beider Parteien lösen Ängste, Unverständnis und Wut aus. Nur das offene Miteinanderreden, bei welchem beide Seiten angehört werden, Kritik erlaubt sein darf, aber Objektivität gewährleistet ist, kann diesen Teufelskreis durchbrechen und gegenseitiges Verständnis fördern.

6.3.2 Analyse der Fragebogen

Die 70 Fragebogenteilnehmer und –teilnehmerinnen wurden gefragt, ob sie während ihrer Jugendzeit Israel gegenüber loyal waren. Die Befragten konnten zwischen 4 Antwortmöglichkeiten wählen, zudem gab es noch eine freie Kategorie, um weitere Kommentare hinzufügen zu können:

1. ablehnend gegenüber Israel
2. kritisch gegenüber Israel
3. bedingt loyal gegenüber Israel
4. loyal gegenüber Israel

Die Ergebnisse der Fragestellung (siehe Abbildung 12: Loyalität zu Israel, S. 294) demonstrieren, dass sich die überwiegende Mehrheit, knapp 60% der Befragten (41 Personen), gegenüber Israel absolut und 30% (21 Personen) bedingt loyal verhielt. 10% der Frauen und Männer (7 Personen) bezeichneten sich als israelskritisch, und nur einer der Befragten war Israel gegenüber ablehnend.

Die meisten jüdischen Jugendlichen in der Schweiz zeigen demnach eine starke Loyalität und Verbundenheit zu Israel. Während dieser Zeit ist der Einfluss des Jugendbundes auf die jungen Menschen ziemlich stark, die jüdischen Jugendbünde in der Schweiz sind zionistisch eingestellt, und diese Haltung wirkt sich direkt auf die Beziehung der Teenager zu Israel aus. Wie im vorherigen Kapitel angesprochen wurde, kann sich diese vorwiegend loyale Haltung im Laufe der Entwicklung jedoch ändern – durch Ablösung von Elternhaus und Jugendbund, durch die persönliche Entfaltung und eine eventuelle direkte Erfahrung mit Israel kann sich die Sichtweise verschieben.

6.4 Israel im Vergleich zur Schweiz

6.4.1 Sicherheit und Ängste

Im folgenden werden 3 Aspekte, Sicherheit und Ängste, die wirtschaftliche Situation und der jüdische Alltag, im Vergleich Schweiz-Israel betrachtet. Die Kinder aus den Primarschulen drücken ihre Gedanken und Gefühle in direkter, unverdeckter Form aus, während die jungen Erwachsenen etwas distanzierter, jedoch auch differenzierter argumentieren.

„Wenn es keinen Krieg in Israel geben würde, dann würde ich gerne in Israel leben, aber wenn ich jetzt denke, was mit Rabin passiert ist, und was sonst noch dort geschieht, wenn etwas passiert, dann ist es immer in Israel, nicht immer, aber meistens. Wenn ich mit meinen Eltern dorthin ziehen würde, und meine Eltern dort bleiben möchten, dann würde ich wieder weggehen, weil ich ‘total Schiss’ habe, dort zu wohnen. Ich finde es einfach brutal, was dort geschieht.“

(Transkript S. 24)

Viele der Kinder äussern, dass sie im Erwachsenenalter gerne nach Israel auswandern möchten. Der Vorteil in der Schweiz zu leben, besteht jedoch vor allem in der Tatsache, dass es ein sicheres Land ist, in dem kein Krieg herrscht. Eine Schülerin der 5. Klasse beschreibt dies wie folgt:

„Ich wohne gerne in der Schweiz, weil die Schweiz ein friedliches Land ist. Ich möchte gerne in Israel wohnen, aber nicht, wenn es so Krieg hat und man Angst haben muss, erstochen zu werden.“

(Transkript S. 24)

Die Kinder nehmen auf die aktuellen Ereignisse in Israel Stellung, eine Sechstklässlerin bemerkt dazu:

„Also ich fühle mich hier auch sicher. Wenn ich in Israel bin, habe ich Angst alleine durch die Strasse zu gehen, oder in den Bus zu steigen, aus Angst dass dann irgendwie der Bus gesprengt wird oder so.“

(Transkript S. 53)

Die Vielzahl der befragten Schüler und Schülerinnen fühlt sich in der Schweiz sicherer als in Israel. Einige beurteilen die Situation jedoch umgekehrt, sie empfinden mehr Ängste in der Schweiz als in Israel, was beispielsweise die Aussage eines Fünftklässlers veranschaulicht:

„Ich weiss nicht, wenn ich in der Schweiz bin, mache ich mir Sorgen, aber wenn ich in Israel bin, mache ich mir keine Sorgen. Ich finde, dass es in der Schweiz genauso gefährlich ist, für mich ist es genauso gefährlich hier wie in Israel. Wenn z.B. meine Eltern sagen würden, dass wir nach Israel gehen, dann wäre ich zwar schon traurig, weil ich hier mehr Freunde habe, aber wegen der Angst wäre ich nach Israel gegangen.“

(Transkript S. 25)

Das Thema der Sicherheit und die damit verbundenen Ängste sind, sowohl in Verbindung mit Israel als auch mit der Schweiz, in den Gesprächen der Kinder zentral. Es handelt sich dabei um zwei unterschiedliche Formen der Angst. In der Schweiz geht es weniger um existentielle Ängste, die Kinder fürchten sich davor, verbal verletzt oder physisch bedroht zu werden, dahinter steht jedoch keine Todesangst. In Israel hingegen existiert eine Bedrohung durch Krieg und terroristische Angriffe, welche den Menschen das Leben kosten können. Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist, dass sich in der Schweiz die Aggressionen nicht gegen eine Masse, sondern gegen eine bestimmte jüdische Person richten, auch wenn die Wahl rein zufällig ist. Als Angehöriger einer Minderheit fühlt sich die Person einsam in der Bedrohung, diese wird viel persönlicher wahrgenommen. Zudem ist das Individuum der Gefahr häufig hilflos ausgesetzt. Im Unterschied dazu wird in Israel das Volk als Ganzes bedroht, alle sind gleich betroffen, was die Gefahr nicht mindert, aber möglicherweise ein Gefühl der Stärke auslösen kann. Als letzter Punkt soll die reale von der möglichen Gefahr unterschieden werden. In Israel ist die reale Gefahr viel grösser als in der Schweiz, die tatsächlichen Bedrohungen viel fassbarer. In der Schweiz hingegen ist die reale Bedrohung jüdischen Menschen gegenüber heutzutage noch relativ gering. Wesentlich ist jedoch das Bewusstsein einer möglichen Gefahr und die Angst davor. Ob ein jüdischer Mensch in der Schweiz von Gefühlen der Bedrohung dominiert wird, hängt demnach u.a. davon ab, inwiefern er auch mit dieser potentiellen Gefahr umgehen kann.

Für eine 29-jährige Frau ist Israel zweite Heimat und vor allem ein Ort der Sicherheit:

„Eine zweite Heimat und ein Zufluchtsort, wenn etwas passieren sollte. Dieses Land gibt mir ein Sicherheitsgefühl. [...] Es ist ein junges Land, ein lebensfrohes Land, trotz allem, was dort passiert ist. Und eben, diese Sicherheit, die du dort hast als Jude.“

(Interview 4, S. 17)

Eine orthodoxe Frau, welche seit Kindheit Angst hatte, dass sich die schrecklichen Ereignisse der Geschichte wiederholen könnten, bezeichnet Israel als Quelle der Sicherheit, obwohl sie sich unter „normalen“ Umständen nicht vorstellen könnte, dort zu leben:

„Ja, also ich habe mir einfach überlegt, was ich machen würde. Israel hat dabei für mich eine grosse Rolle gespielt, weil ich mir dann gesagt habe, zum Glück gibt es Israel, und das ist auch heute noch für mich eine Sicherheit, dass ich weiss, wenn etwas passiert, dann ist das da, dann gehe ich nach Israel. Das ist wie eine Versicherung, für die ich auch Geld bezahle, damit ich weiss, dass ich da hingehen könnte. Ohne das wäre ich halb so ruhig in der Schweiz. Trotz der schönen tollen Schweiz, die wir hier haben, wäre mir halb so wohl.“

(Interview 9, S. 4)

Die Erwachsenen äussern ähnliche Gedanken und Gefühle wie die Kinder, ihre Wahrnehmung ist jedoch differenzierter, und sie unterscheiden bewusster zwischen den verschiedenen Formen der Bedrohung. Die Mehrheit beider Gruppierungen fühlt sich in gleicher Weise sicherer in der Schweiz, sie stufen die Bedrohung und die damit verbundenen Ängste geringer ein als in Israel. Die erwachsenen Befragten vollziehen zusätzlich eine Trennung zwischen Gegenwart und Zukunft. Im Moment fühlen sich die meisten Juden und Jüdinnen in der Schweiz, zumindest nicht existentiell, bedroht – dies ermöglicht ihnen, ihr Leben an diesem Ort aufzubauen. Für die Zukunft, für eine mögliche schwere Bedrohung, lassen sie sich jedoch die Option offen, nach Israel auszuwandern.

6.4.2 Wirtschaftliche Situation

In der sechsten Klasse der Noam Schule in Zürich entbrannte eine Diskussion über Vor- und Nachteile des materiellen Wohlstandes in der Schweiz. Während die einen den Wohlstand zu schätzen wissen und sich auch im Klaren darüber sind, dass das Leben, vom materiellen Standpunkt aus gesehen, in Israel sicherlich schwieriger ist, beklagen sich andere, dass alles in der Schweiz zu teuer sei, und dass es deshalb von Vorteil ist, im finanziell billigeren Israel zu leben. Diese interessante Diskussion, in der auch ersichtlich ist, dass die Vielzahl der Kinder aus einer gutsituierten Familie, aus der Mittelschicht stammen, wird im folgenden aufgeführt. Das Gespräch wird hier etwas gekürzt wiedergegeben:

K: „Vorteile und Nachteile. Der Vorteil ist, wenn man in der Schweiz anfängt zu leben, dann ist es einfacher. In den anderen Länder ist alles viel billiger, und die Schweiz ist eigentlich ein

teures Land. Und das ist eigentlich gut, weil wir hier auch mehr verdienen, und wenn wir in ein anderes Land auswandern würden, wäre es einfacher, als wenn jemand in die Schweiz hinein kommen würde.“

K: „Wenn ich später z.B. einmal nach Israel auswandere, hätte ich wahrscheinlich Mühe, einen Beruf zu bekommen, und man verdient dort ziemlich weniger als hier, das ist natürlich schon ein Vorteil, dass man da besser verdient.“

K: „Die Schweiz ist für mich wirtschaftlich wirklich ein gutes Land. Und wenn man vergleicht z.B. mit Russland oder so, dann ist das Himmel und Erde.“

M: „Also ich finde das an der Schweiz, wenn man so sagen kann, ein bisschen blöd, weil da ist wirklich alles sehr teuer. Aber wenn man hingegen z.B. in Israel schaut, ich habe auch schon in Amerika ein paar Sachen gesehen, es ist alles viel, viel billiger. O.k. man verdient vielleicht ein bisschen weniger. Die Schweiz ist relativ teuer, und für uns ist es noch schwerer, weil wir koscheres Fleisch essen. Es gibt hier vielleicht drei Metzgereien, wenn nicht weniger. Und für uns ist es recht teuer, denn das Fleisch ist teurer, als wenn man es z.B. sonst irgendwo kauft.“

K: „Ich finde es hier in der Schweiz eigentlich gut. Also das mit der Wirtschaft, dass man sagt, alles sei teuer, das gleicht sich ja dann alles mit den Löhnen wieder aus.“

(Transkript S. 51-54)

In dieser Diskussion zeigen die Kinder Schwierigkeiten, den materiellen Wohlstand der Schweiz einerseits, und den hohen Preisstand andererseits auseinander zu halten. Sie wissen nicht wirklich, ob man in der Schweiz in finanzieller Hinsicht gut lebt, oder ob man durch die hohen Preise gewisse Einschränkungen machen muss. Bei dem Vergleich Schweiz-Israel spielt der Unterschied in materieller Hinsicht eine wesentliche Rolle. Der Lebensstandard ist in der Schweiz natürlich um ein vielfaches höher. Die Kinder hören dies von den Eltern, es wird gesagt, dass „man es finanziell einfacher hat, als die Verwandten und Bekannten in Israel“.

In den Interviews mit den jüdischen Erwachsenen wurden die wirtschaftlichen Vorteile der Schweiz gegenüber Israel ebenfalls verdeutlicht. In jungen Jahren scheint dieser Faktor weniger Einfluss auf das eigene Bild von Israel zu haben – Ideale, Abenteuerlust, Ablösung vom Elternhaus und die Suche nach Identität, welche nicht finanziell geprägt sind, stehen im Vordergrund. Erst durch die Notwendigkeit den eigenen Lebensunterhalt verdienen und Verantwortung für die Familie übernehmen zu müssen und in der direkten Konfrontation mit Israel, durch einen längeren

Aufenthalt im Lande, werden finanzielle Werte nicht allein ausschlaggebend aber wichtiger. Gerade wenn man aus einem Wohlstandsland wie der Schweiz stammt und ein wirtschaftlich gutes Leben bereits zur Gewohnheit bis Selbstverständlichkeit wurde, braucht es viel Idealismus, religiöse oder identitätsstiftende Motivation, innere Kraft oder den Druck der äusseren Verhältnisse, um sich von diesen Vorstellungen zu lösen, und ein Leben in Israel aufzubauen.

6.4.3 Der jüdische Alltag

Für einen religiösen Juden ist das Leben in Israel in vieler Hinsicht leichter als in der Schweiz. Kinder und Erwachsene, welche sich beispielsweise nach religiösen Kleidungs Vorschriften richten oder die Feiertage einhalten, laufen nicht Gefahr, beschimpft oder angestarrt zu werden. In Israel ist es möglich die Religion ohne Angst oder Scham in einer Selbstverständlichkeit zu leben. Man fühlt sich in dieser Hinsicht in die Gesellschaft eingebettet und nicht als Aussenseiter. Für die Kinder aus den jüdischen Primarschulen ist das Koscheressen das zentrale Thema. Sie betonen, dass es in Israel viel leichter sei, sich so zu ernähren, wie es auch andere Kinder tun. Im folgenden werden zwei Mädchen und ein Knabe aus der sechsten Klasse ihre Meinung zu diesem Thema äussern:

M: „Es ist schon gut hier, aber wegen dem Koscheressen ist es in Israel viel besser. Hier sieht man manchmal einen Hot-Dog-Shop, und da kann ich nicht davon essen, und in Israel kann ich normal davon essen.“

M: „Also ich finde es in Israel auch viel besser. Die Schweiz ist einfach nicht fortschrittlich genug, ich meine, wenn es jetzt da viel mehr koschere Restaurants hätte, in England, in Amerika - o.k. das ist grösser. Sagen wir, es würde hier ein wenig mehr Restaurants geben, z.B. in London gibt es ein Burgerland, wo einfach koschere Burger verkauft werden. Das finde ich schon gut, weil dann haben die Juden auch einen Ort, den sie einfach für sich haben. Z.B. wir haben hier schon zwei koschere Restaurants in Zürich, aber ich fände es besser, wenn es ein wenig mehr hätte.“

K: „Also auch wegen dem koscheren Essen, was ich hier z.B. vermisse, in Israel weiss man wenigstens, ob es einen koscheren Stempel darauf hat, dann weiss man wenigstens was man essen kann und was nicht. Und in der Schweiz, da weiss man nie, was darin ist, weil es einfach nicht darauf steht, man muss immer genau schauen, und erst dann kann man es essen.“
(Transkript S. 55/56)

Diese Aussagen veranschaulichen die Schwierigkeiten, welche diese Kinder mit dem Koscheressen in der Schweiz verbinden. Es werden Burgerland, Hot-Dog-Shops erwähnt, also Orte, die nicht nur

dem Nahrungsmittelgeschmack der Kinder entsprechen, sondern auch soziale Treffpunkte für diese sind, und die sie in dieser Form in der Schweiz nicht vorfinden. Zu Hause stellt es für die Kinder kein Problem dar, dass sie nur koscheres Essen zu sich nehmen dürfen. Die Eltern kochen nach dem Geschmack der Kinder, so dass sie sich gegenüber anderen Kinder nicht benachteiligt fühlen. Wenn es hingegen um das gemeinsame Essen oder Naschen mit Freunden geht, werden die koscheren Regeln zum Problem, sie können nicht überallhin mit ihren Freunden mitgehen, sie müssen den (zumindest in der Phantasie) heissgeliebten Fast-Food von McDonalds meiden und müssen bei jeder anderen Speise, z.B. bei Süssigkeiten, zuerst die Zusammensetzung lesen, bevor sie es kaufen können. Diese Problematik stellt sich offensichtlich nur für Kinder, welche aus einem religiösen Elternhaus stammen und welche die „Kaschrut-Regeln“ einhalten – dies betrifft demnach nur eine Minderheit der jüdischen Kinder und Jugendlichen.

Eine ganz andere Dimension des Alltags erwähnt eine Schülerin und stellt somit die Unterschiede der Ereignisse in Israel und der Schweiz plastisch dar:

„Ich habe einmal eine Zeitung von der Schweiz und eine von Israel gehabt. In Israel ist zuvorverst gross gestanden, dass im Bus eine Bombe explodiert ist, und in der Zürcher Zeitung stand, dass ein Polizeihund gestorben ist, und jetzt trauert man. Da sieht man schon, dass Israel die grösseren Probleme als die Schweiz hat.“

(Transkript S. 57/58)

Die Schüler und Schülerinnen stellen in aller Deutlichkeit fest, dass Israel mit viel grösseren Alltagsschwierigkeiten zu kämpfen hat als die Schweiz. Die Dimension der Probleme unterscheidet sich grundsätzlich. In Israel geht es um Fragen von Krieg und Frieden, während in der Schweiz politische Debatten um vergleichbar unwichtige Kleinigkeiten geführt werden. Sicherlich widerspiegeln sich in den Aussagen der Kinder die Meinungen und Ansichten der Eltern. Nichts desto trotz ist festzustellen, dass die meisten Kinder sich mit dem Staat Israel sehr verbunden fühlen. Hinter dieser Verbundenheit stehen, wie bereits erwähnt, verschiedene Ursachen: zum einen betrachten sie Israel als „ihren eigenen Staat“, als „Land der Juden“, in dem viele Verwandte und Bekannte leben. Zum anderen idealisieren sie dieses Land, verbinden mit Israel unerfüllte Träume, haben das Gefühl nirgendwo anders als Juden wirklich „frei“ und „unbeschwert“ leben zu können und projizieren kindliche Wünsche auf dieses Land. Diese Phantasien wachsen, solange keine wirkliche Begegnung mit Land und Leuten stattfindet und sich alles auf einer imaginären Ebene abspielt. Dies kann dazu führen, dass das Kind später, wenn es das Land kennen lernt, etwas desillusioniert wird und einen neuen Zugang zu diesem Land finden muss. Es wird auch erst dann erkennen, dass sich die Mentalität sehr von der schweizerischen unterscheidet, und dass ihm

vielleicht auch gewisse schweizerische Eigenschaften dort fehlen werden. Es realisiert, dass jüdische Identität allein nicht genügt, um Teil dieser Gesellschaft zu sein. Das Schwarz-Weiss-Denken wird durch eine differenziertere Betrachtungsweise ersetzt, indem der Jugendliche, und später der Erwachsene, abwägen muss, in welchem Land er seine Existenz aufbauen kann und möchte. Dennoch ist es eine Tatsache, dass viele junge jüdische, vor allem religiöse Erwachsene nach Israel auswandern. Die meisten sehen in der Schweiz keine Zukunft für sich, da die jüdische Gemeinschaft in der Schweiz, vor allem der altersmässig junge Anteil, sehr klein ist, und sich somit z.B. Probleme der jüdischen Partnerwahl stellen. Sie scheinen in Israel eher ihre Heimat zu sehen als in der Schweiz. Sie suchen einen Ort, in der sie ihre jüdische Identität in einem grossen jüdischen Umfeld ausleben, in der sie sich mit der Mehrheit der Bevölkerung identifizieren können. Dies führt dazu, dass der junge Anteil der jüdischen Gemeinden in der Schweiz sinkt, was wiederum zur Folge hat, dass das jüdische Leben in der Schweiz für viele junge jüdische Erwachsene immer schwieriger und somit reizloser wird.

In den Interviews wurde diese Selbstverständlichkeit des jüdischen Seins in Israel ebenfalls diskutiert. Viele vor allem religiösere Menschen fühlen sich in ihrem Handlungsraum in der Schweiz eingeengt, sei dies in praktischen Dingen, wie dem koscheren Essen oder der Bedrohung des immer stärker aufkommenden Antisemitismus. Der Wunsch „dazuzugehören“ und sein Judentum offen leben zu können, fördert gewisse Phantasien der Auswanderung. Die Realität in Israel bringt jedoch teilweise eine neue Art des Fremdseins, nicht in religiöser, aber kultureller und sprachlicher Hinsicht und bezüglich der Mentalität. Trotz aller Schwierigkeiten und Konflikte in Israel spüren viele den „jüdischen Geist“, welcher besondere Emotionen auslöst und eine grosse Anziehungskraft ausübt. Ein wichtiger Punkt im Vergleich Schweiz –Israel ist die Vielfalt der jüdischen Religionsgemeinschaften wie auch die Grösse der jüdischen Bevölkerung. Viele der Erwachsenen finden in der anzahlmässig winzigen jüdischen Welt der Schweiz nicht ihre Gemeinschaft, in welcher sie ihre Form des jüdischen Lebens ausüben können. Zudem fühlen sie sich durch die „Dorfmentalität“ der Juden, in welcher jeder jeden kennt, sehr eingeengt. Vor allem bei der Suche nach einem jüdischen Freundeskreis und im speziellen bei der Partnersuche stellt dies ein ernsthaftes Problem dar. Es führt dazu, dass viele junge jüdische Schweizer und Schweizerinnen ihr Glück im Ausland, vor allem in Israel und Amerika, suchen.

Abschliessend zu diesem Kapitel soll auf die Frage eingegangen werden, was die jüdische Identität in der Diaspora von derjenigen in Israel unterscheidet? Dabei werden drei Gruppen unterschieden, die „Sabres“, diejenigen Juden und Jüdinnen welche in Israel geboren und dort aufgewachsen sind,

die „Einwanderer“, welche meistens als junge Erwachsene nach Israel ausgewandert sind und die „Diaspora-Juden“, welche ausserhalb des Staates Israel leben.

Die „**Sabres**“ kennen die Situation einer doppelten Identität weniger. Durch die Eltern vereinen sie zwar eventuell verschiedene Herkunft und Kulturen in sich, sie selbst wachsen jedoch in einer Umgebung auf, in welcher Juden die Mehrheit darstellen und Judentum Selbstverständlichkeit ist. Sicherlich sehen sie sich, ähnlich wie die Jugend in der Diaspora, vielen Konflikten gegenüber, sei es innerhalb der jüdischen Strömungen oder durch Bedrohung der arabischen Nachbarn. Sie vereinen jedoch jüdische und israelische Identität. Ihre Heimat, so komplex die Situation auch sein mag, ist jedoch für die Mehrheit eindeutig bestimmbar– ihre inneren Kämpfe finden eher auf einer politischen oder religiösen Ebene statt.

Die „**Einwanderer**“ tragen ihre ausländische Identität mit sich, nicht selten findet eine innere Konfrontation der Mentalitäten statt. Sie identifizieren sich stark mit der jüdischen Identität des Landes, geniessen die Freiheit des religiösen oder jüdischen Seins und sind erleichtert, nicht mehr eine Minderheit zu sein. Die Begegnung mit der israelischen Identität hingegen kann sehr unterschiedliche Folgen haben, manche fühlen sich dieser Mentalität und Kultur direkt verbunden, andere brauchen Zeit, und einige gewöhnen sich nie richtig daran und haben das Bedürfnis, ihre ursprüngliche Mentalität zu betonen. Die allermeisten leben in Israel ihre doppelte Identität, auch in Bezug auf die Sprache. Sie werden zu „Doppel-Bürgern“, was als Gewinn aber auch als konfliktreich betrachtet werden kann. Obwohl Israel ein Land der Einwanderer ist, gibt es auch dort gewisse Hierarchien entsprechend dem Land aus dem man stammt, an deren Spitze stehen die „echten“ Israelis. Zudem kann sich die Selbstverständlichkeit des jüdischen Seins sehr unterschiedlich auf die religiöse Entwicklung auswirken, einige können ihre Religiosität vertiefter verwirklichen, andere verlieren eher ihren Bezug zur Religion, da ihre jüdische Identität nicht mehr erkämpft werden muss. Es besteht keine Gefahr mehr der nichtjüdischen Assimilation, die Abgrenzung zur nichtjüdischen Umwelt, beispielsweise durch das Ausführen bestimmter Rituale, ist nicht mehr notwendig.

Die „**Diaspora-Juden**“ leben mit der ständigen Konfrontation ihrer doppelten Identität – je nach Land in welchem sie leben, ist es leichter oder schwieriger, ihre jüdische Identität zu leben. Die Schweizer Juden und Jüdinnen sind eine kleine Minderheit in ihrem Land, das jüdische Leben zu praktizieren ist politisch gesehen unproblematisch. Die geringe Anzahl jüdischer Menschen und somit auch die begrenzte Anzahl der jüdischen Institutionen führt jedoch zu Einschränkungen. Es

braucht überall persönlichen Einsatz und Aufwand, sei es in der Wahl des Wohnortes oder in der Initiative ein jüdisches Umfeld aufzubauen, um das Judentum in der Gemeinschaft ausüben zu können. Zu welchen Konflikten und Bereicherungen dies konkret führen kann, wird im folgenden Kapitel erläutert. Der zunehmende Antisemitismus erschwert das freie Leben vor allem für praktizierende Juden immer mehr, und es braucht Mut, die Religionszugehörigkeit heutzutage auch äusserlich in aller Form zu demonstrieren. Die Angst der Minderheit ist in der jüdischen Gesellschaft deutlich spürbar. Trotzdem machen viele Juden und Jüdinnen positive Erfahrungen innerhalb ihres nichtjüdischen Umfelds und finden einen Weg, fremd und zugleich zugehörig zu sein, und integrieren diese beiden unterschiedlichen Ebenen mit einer persönlichen Bereicherung in ihre Identität.

7 JÜDISCHE IDENTITÄT IN DER SCHWEIZ

7.1 Literatur

7.1.1 Geschichtlicher Rückblick zum Verhältnis der Schweiz gegenüber den Juden

Bevor die Situation und Identität der Schweizer Juden und Jüdinnen in der heutigen Zeit betrachtet wird, soll das Verhältnis der Schweiz zur jüdischen Bevölkerung in der Vergangenheit und speziell während des 2. Weltkrieges beschrieben werden. Dieser Blick auf die Vergangenheit ist wichtig, um das Gedankengut, durch welches dieses Land seit Jahrhunderten geprägt wird, zu verstehen. Auch wenn sich die geistige Haltung eines Landes im Laufe der Zeit verändern kann, prägt diese, sei sie nun tolerant, ausgrenzend oder fremdenfeindlich, den Geist des einzelnen Bürgers. Dieser Zusammenhang ermöglicht ein besseres Verständnis der heutigen Situation.

Die geschichtliche Betrachtungsweise zeigt, dass die Schweiz eine sehr ausgrenzende um nicht zu sagen judenfeindliche Haltung pflegte, obwohl die Juden immer eine geringfügige Minorität darstellten. Die Juden des Landes wurden in ihrer Anzahl bewusst sehr gering gehalten, und sie wurden, auch im Vergleich zum restlichen Europa, sehr lange Zeit als minderwertige Bürger mit weniger Rechten behandelt.

Häsler (1997) beschreibt in seinem Buch „Wahrheit verjährt nicht: Eine Orientierung in schwieriger Zeit“ wie die Eidgenossenschaft über Jahrhunderte hinweg eine judenfeindliche und antisemitische Politik betrieb. Seit der Pestseuche im Jahre 1347, für welche den Juden die Schuld zugeschoben wurde, war die jüdische Bevölkerung ständig Vertreibung, Verfolgung und Pogromen ausgesetzt. In vielen Gebieten der Eidgenossenschaft war es Christen unter Drohung harter Strafen untersagt, Juden zu beherbergen. Bei Verweigerung der Anordnung wurden sie als „unnutze, gottlose Gesindel“ beschimpft, Häsler (1997) beschreibt dies in seinen Worten.

„Artvergessenen Zürcherinnen, die sich mit Juden eingelassen hatten, wurde ein „Judenhütlein“ aufgesetzt, auf einem Karren fuhr man sie durch die Strassen der Stadt. Juden, die sich einer Zürcherin näherten, wurden schwer bestraft, ausgewiesen und, falls sie sich wieder blicken liessen, geblendet. In Bern und anderen Kantonen schnitt man Juden und Fahrennden, die

verbotenerweise ihr Gebiet betraten, ein Ohr ab, kamen sie erneut, erwarteten sie schwere Strafen.“

(S. 64)

Juden wurde die Aufnahme in Zünfte verweigert, weshalb sie kein Handwerk ausüben konnten. Auch in der Landwirtschaft durften sie nicht arbeiten, da der Grundbesitz für Juden nicht erlaubt war. Bis zum Jahre 1862, mehr als siebenzig Jahre nach der französischen Revolution, waren sie in der Schweiz Menschen minderen Rechts. Erst dann erhielten die Juden die Niederlassungsfreiheit, darauffolgend im Jahre 1866 die politische Gleichberechtigung und 1874 die Kultusfreiheit. Alle diese Reformen kamen nur Dank dem Druck Frankreichs, Hollands und der USA zustande, welche Handelsverträge mit der Eidgenossenschaft ablehnten, solange eine rechtliche und politische Diskriminierung der Juden existierte.

Die judenfeindliche Tradition blieb jedoch im Staat und in der Gesellschaft weiterhin lebendig und ist auch verantwortlich dafür, dass der Bevölkerungsanteil der Juden in der Schweiz niemals mehr als 0.2 bis 0.5% betrug.

Sibold (2002) dokumentiert in ihrem Werk, dass die Schweiz eines der letzten Länder Europas war, welches der jüdischen Bevölkerung die Gleichberechtigung zusprach. Ausschliesslich Schweizern mit christlicher Religionszugehörigkeit wurde 1948 von der Bundesverfassung (welche ansonsten sehr fortschrittlich war) die rechtliche Gleichstellung, die Niederlassungsfreiheit wie auch die Kultusfreiheit gewährt. Auf kantonaler Ebene hatten die Juden teilweise bereits früher politische Rechte, ihre Rechte auf eidgenössischer Ebene kamen jedoch nur, wie bereits beschrieben, durch den Druck Frankreichs und anderer Länder zustande. Während im Jahre 1866 endlich die Gleichstellung sowie die Niederlassungsfreiheit der Juden rechtlich verankert wurde, kam es zur rechtlichen Grundlage der Glaubensfreiheit für Juden erst im Jahre 1874. Trotz verfassungsmässiger Gleichberechtigung fehlte es bei der Schweizer Bevölkerung an gesellschaftlicher Toleranz und Integration gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern. In der Presse wurden die Juden vor dem Ersten Weltkrieg für wirtschaftliche Krisen zur Verantwortung gezogen oder verspottet. Ihre berufliche Laufbahn in öffentlichen Ämtern, als Beamte in der Politik und Armee wurde deutlich eingeschränkt. Seit der Emanzipation fand eine schnelle Urbanisierung der Schweizer Juden statt – mehr als die Hälfte zogen in die Grosstädte Zürich, Basel und Genf.

In der Zeit der Abstimmung über das Schächtverbot im Jahre 1893 fand in den Medien eine bisher in diesem Ausmass nicht vorhandene Judenhetze statt. Unter dem Deckmantel des Tierschutzes

wurden antisemitische Parolen verbreitet. Dahinter stand vor allem das Ziel, die zunehmende Einwanderung von Juden aus Osteuropa zu verhindern. Bis dahin lebten vor allem Juden aus Westeuropa in der Schweiz, welche sich weitgehend assimiliert hatten und selbst die Ostjuden häufig ablehnten. Um sich vor antisemitischen Übergriffen und vor dem Schächtverbot zu schützen, schlossen sich 1904 dreizehn jüdische Gemeinden zum SIG (Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund) zusammen. Bis heute ist ihr Ziel, die Interessen der jüdischen Bevölkerung der Schweiz zu wahren und zu vertreten.

Die Einwanderung osteuropäischer Juden, die Migration der jüdischen Bevölkerung in die Städte und die allgemein zunehmende Fremdenfeindlichkeit führten zu einer verbreiteten antisemitischen Stimmung. Tatsache war jedoch, dass der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung zwischen den Jahren 1900 bis 1950 nie mehr als ein halbes Prozent betrug.

Im nächsten Kapitel wird die Rolle der Schweiz im 2. Weltkrieg, vor allem deren Flüchtlingspolitik besprochen. Dabei geht es nicht um eine Schuldzuweisung an bestimmte Gruppen, sondern um einen Teil der neueren Geschichte des Landes, die für ein besseres Verständnis der Gegenwart unumgänglich ist. Zudem sorgte diese schwierige Thematik auch in jüngster Zeit für viel Aufregung und zu erneutem Zorn gegen die jüdische Bevölkerung.

7.1.2 Schweizer Flüchtlingspolitik im 2. Weltkrieg

Der folgende Literaturüberblick soll die Vergangenheit aus drei unterschiedlichen Perspektiven heraus untersuchen. Als erstes wird die Handlungsweise der Schweizer Politiker betrachtet und danach die Einstellung der Schweizer Bevölkerung und die Situation der Schweizer Juden ins Visier genommen.

Die Politik der Regierung

Sibold (2002) beschreibt die jüdenfeindliche Situation in der Schweiz bereits vor Ausbruch des Krieges, welche sowohl in der Bevölkerung wie auch bei einflussreichen Persönlichkeiten ein nie geahntes Ausmass angenommen hatte. Eine antisemitische Grundhaltung war deutlich zu spüren, auch wenn die Politik vor dem Hintergrund der „Überfremdungsangst“ und der Wirtschaftskrise betrachtet werden muss. Seit kurz vor dem Ersten Weltkrieg die „Ausländerfrage“ erstmals in die schweizerische Politik Eingang fand, wurde der Begriff der „Überfremdung“ immer dominanter. Sie schürte bei der Bevölkerung Ängste, dass die Schweiz von Ausländern überschwemmt werden könnte. Die Realität zeigte jedoch andere Zahlen: Seit 1910 war der Ausländeranteil fast um die Hälfte gesunken. Die Bevölkerung war jedoch aufgrund der Wirtschaftskrise und der damit

verbundenen steigenden Arbeitslosenzahl sehr verunsichert und somit leichte Beute für nationalistische Kreise und deren fremdenfeindliche Haltung.

Die meisten europäischen Länder hatten ihre Grenzen gegenüber Flüchtlingen geschlossen und strengere Einwanderungskontrollen verordnet. Auch Frankreich, Grossbritannien und die USA waren nicht oder nur sehr beschränkt bereit, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen. Deshalb befürchtete die Schweiz, die Flüchtlinge nicht mehr in andere Länder weiterschicken zu können und warnte wörtlich vor einer „Verjudung der Schweiz“, welche auf jeden Fall verhindert werden musste. (Wacker 1992)

Die Schweizer Regierung führte eine restriktive Aufnahmepraxis gegenüber jüdischen Flüchtlingen und hielt daran bis kurz vor Ende des 2. Weltkrieges fest. Die wenigen, welche trotzdem in die Schweiz flüchten konnten, sogenannte offiziell benannte „Emigranten“, waren nur vorübergehend geduldet. Die Ankömmlinge wurden in Massenzentren untergebracht und mussten Arbeitsdienst verrichten. Erst die Juden, welche nach August 1942 in die Schweiz gelangten, wurden offiziell als Flüchtlinge anerkannt und interniert.

Flüchtlinge galten in der Schweiz weniger als schutzbedürftige Menschen, sondern wurden meistens als unerwünschte Fremde betrachtet. Bereits einige Wochen nach der Machtübernahme Hitlers im Jahre 1933 reagierte die Bundesregierung rasch und mahnte die Kantone, der „Zuwanderung“ der „Israeliten...grösste Aufmerksamkeit zu schenken“ (Wacker 1992).

Sibold (2002) berichtet, wie das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) die Kantone anwies, „in bezug auf die Überfremdung“ der „Festsetzung wesensfremder Elemente“ entgegenzuwirken. Die Juden sollten die Zulassung für eine vorübergehende Aufnahme erhalten, der permanente Aufenthalt musste aber mit „allen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln“ verhindert werden. Der Bundesrat begründete dies damit, dass die Flüchtlinge „später nur schwer oder gar nicht mehr wegzubringen sind“, weshalb sie keinesfalls eine Arbeitsbewilligung erhalten durften (Wacker 1992). Es galt demnach gesamtschweizerisch ein absolutes Arbeitsverbot für alle Flüchtlinge. Je nach Kanton waren ihnen Ausgangsbeschränkungen verordnet sowie der Aufenthalt in Bars mit Alkoholausschank und Kabaretts verboten, zusätzlich wurden ganze Stadtquartiere für Flüchtlinge gesperrt etc.. Diese Wesensdiskriminierung, welche früher vor allem in Zusammenhang mit den Kommunisten gebraucht wurde, verschob sich in den 30er Jahren auf die Juden, vor allem

auf die Ostjuden (insbesondere auf polnische Juden), welche in weiten Kreisen der Bevölkerung als schwer assimilierbar galten.

Im März 1940 beschloss der Bundesrat die Einrichtung von Arbeitslagern für Flüchtlinge (Picard 1994). Der Staat brauchte als Folge der Kriegsmobilmachung immer mehr Hilfskräfte, um Bauunternehmungen der Landwirtschaft und Armee zu verwirklichen. Die Ausreise in ein anderes Land wurde für die Flüchtlinge immer schwieriger. Die eidgenössische Polizei hatte das Recht, die Flüchtlinge, ohne Rücksicht auf berufliche Qualifikationen, in die Arbeitslager abzukommandieren. Somit hatte der Bund zwei Probleme auf einmal gelöst. Durch die Flüchtlinge hatten sie billige Arbeitskräfte gefunden, welche jedoch keine Konkurrenz für den schweizerischen Arbeitsmarkt darstellten (Berufsverbände und Behörden konnten diese Angst jedoch nie ganz ablegen). Zudem erreichte der Bundesrat, viele der Flüchtlinge aus den Städten zu verpflanzen.

Das Leben in den Lagern war oft durch autoritären und militärischen Führungsstil der Lagerleitung geprägt. Der Tagesablauf war teilweise penibel geregelt, es wurde zum Appell gerufen, und Verfehlungen wurden bestraft. Das Gemeinschaftsleben forderte von den Flüchtlingen grosse Anpassungsfähigkeit und Disziplin, und die erzwungene Kollektivität führte bei manchen Insassen zur Vereinsamung. Teilweise wurden Familien auseinandergerissen, was angesichts der Schwere der Zeiten absolut unverständlich ist. Viele Männer wurden zu schwerer landwirtschaftlicher Tätigkeit gezwungen, in welcher die Bedingungen meistens sehr schwierig waren, sowohl hinsichtlich der Ernährung, wie auch der Behandlung der Flüchtlinge. Sie wurden auch zu anderen, oft niederen Arbeiten unter zum Teil sehr schlechten Bedingungen beordert. Obwohl der Arbeitsdienst auch eine Ablenkung von den schweren Sorgen der Flüchtlinge und in Einzelfällen bei der Vorbereitung zur Weiterwanderung hilfreich sein konnte, darf nach Sibold der Zwangscharakter dieser Arbeitslager nicht verschönert werden. Er diene vor allem den Interessen der Schweiz und hatte keinesfalls das Ziel einer ernsthaften Umschulung.

Um die Einreise der deutschen Juden unbedingt zu verhindern, aber nicht generell eine Visumpflicht für deutsche Staatsbürger einzuführen und somit das Verhältnis zu NS-Deutschland zu gefährden, führten die Deutschen auf Anregung der Schweiz den „J-Stempel“ in den Pässen der reichsangehörigen Juden ein. Durch diese beschämende Tat der Schweizer war die Visumspraxis der Behörden sodann geprägt von den rassistischen Kategorien „arisch“ und „nichtarisch“ (Wacker 1992). Nicht genug dieser Bestimmungen, der Bundesrat gab auch der Forderung der deutschen Regierung nach, dass diese bei Notwendigkeit auch von den Schweizer Juden ein Visum verlangen

dürfe. Somit wurde nach Sibold die rassistische Gesetzgebung der Nationalsozialisten auch in die Schweizer Rechtsordnung übernommen.

Trotz grossem Grenzschutz gelang es Juden und Jüdinnen in die Schweiz zu flüchten. Ausschaffungen konnten jedoch schon bei geringsten Verfehlungen veranlasst werden, was auf heftige Kritik verschiedener Hilfsorganisationen stiess. Nach Kriegsausbruch, am 1. September 1939, reagierte die Bundesregierung vorerst mit verschärften Grenzkontrollen. Die Weisungen der Bundesbehörden wurden je nach Grenzabschnitt unterschiedlich streng befolgt und so gab es Orte, in welchen sehr viele Menschen zurückbeordert wurden und andere, welche eine liberalere Praxis handhabten. Diejenigen Emigranten, welchen die Flucht in die Schweiz gelang, wurden ausschliesslich von privaten Hilfsorganisationen, wie beispielsweise der jüdischen Flüchtlingshilfe, unterstützt. Schweizer und amerikanische Juden mussten für alle jüdischen Flüchtlinge, welche ins Land gelangten, vollkommen aufkommen – der Staat verweigerte jegliche Hilfe. Für die nichtjüdischen Flüchtlinge bezahlte der Bund die Kosten.

Nach den grossen Flüchtlingswellen 1938 und 1939 und der darauf folgenden Grenzverschärfung wurde der Strom der Flüchtlinge geringer. Bis zum Jahre 1942, als die Juden systematisch von den Nationalsozialisten in Konzentrationslager verschleppt und umgebracht wurden, gelang es nur wenigen Flüchtlingen in die Schweiz zu kommen – wem jedoch die Flucht gelang, wurde trotz widersprechender behördlichen Anweisungen meist toleriert. Nach der Verschärfung der antijüdischen Massnahmen im Frühling 1942 in den besetzten Ländern Frankreich, Belgien und Holland, suchten Juden ihre Rettung in der Schweiz. Obwohl sich die Regierung der Lebensbedrohung der Juden und anderer Flüchtlinge bewusst war, reagierte der Bund mit restriktiven Massnahmen. Am 13. August 1942 verhängte die Schweiz eine totale Grenzsperr. Dies bedeutete, dass jüdische Flüchtlinge ausnahmslos zurückgewiesen werden sollten, denn Flüchtlinge, welche „nur aus Rassengründen“ flüchteten, galten nicht als politische Flüchtlinge und somit nicht als Menschen, denen Schutz gewährt werden musste.

Unter dem Druck der Bevölkerung und verschiedener Hilfsorganisationen kam es später zu einer gewissen Lockerung dieser Weisungen, diese wurde jedoch bereits nach einem Monat wieder rückgängig gemacht. Vor allem in Basel wurde die Praxis weniger hartherzig gehandhabt als die Anweisungen es forderten – die Existenzmittel für Flüchtlinge mussten jedoch durch private Mittel aufgebracht werden. Durch den innenpolitischen Druck ausgelöst, bat die Bundesregierung die Kantone um die Aufnahme zusätzlicher Flüchtlinge – nur Basel und Zürich stimmten zu. Die

fehlende Aufnahmenbereitschaft der Kantone hatte zur Folge, dass die Flüchtlinge, welche nach dem 1. August 1942 in die Schweiz geflohen waren, vom Bund interniert und in militärisch wie auch zivil geführte Lager gebracht wurden. Der Präsident der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich, Saly Braunschweig, versuchte unter vielen anderen vergebens den Eidgenössischen Polizeichef, Heinrich Rothmund, zur Einsicht zu bringen (Sibold 2002):

„Es fehlt nicht an Gerüchten, die so grauenhaft sind, dass man ihnen nicht Glauben schenken kann. Wir sind jedoch bald daran gewöhnt, selbst das Unmögliche als geschehen feststellen zu müssen, so dass wir selbst das Grauenhafteste nicht mehr als unmöglich bezeichnen können. [...] Die Fama behauptet, dass die Alten und Kranken vergast und ihre Leichen für die chemische Verwendung benützt werden. [...] Für das, was jenseits unserer Grenze geschieht, können wir nicht zur Verantwortung gezogen werden. [...] Für das, was innerhalb unserer Landesgrenzen geschieht, dafür sind wir auf alle Fälle mitverantwortlich. [...] Darum kommen wir heute zu Ihnen, um Sie mit der ganzen Kraft unseres Herzens zu bitten und zu ersuchen, diesen Menschen das Asylrecht zu gewähren.“

(S. 115)

An den Schweizer Grenzen wurden zwischen Januar 1940 und Mai 1945 aktenkundig 24398 Menschen abgewiesen. Wie viele nicht gemeldete Abweisungen es zusätzlich gab, ist nicht bekannt (Koller 1996). Während der gesamten Zeit des Nationalsozialismus wurden nach Sibold (2002) nur 644 Personen in der Schweiz als politische Flüchtlinge anerkannt. Der jüdischen Bevölkerung wurde dieses Anrecht auf politisches Asyl explizit verwehrt. Wacker (1992) schreibt, wie Rothmund, Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, dies in einem Memorandum vom 4. April 1933 begründete:

„Wer ist politischer Flüchtling? Der Jude, der infolge der Boykottmassnahmen geflüchtet ist? Nein, wenigstens heute noch nicht; die Massnahmen, die gegen die Juden ergriffen worden sind, liegen auf wirtschaftlichem Gebiet.“

(S. 71)

Erst gegen Ende des Krieges wurde dieser enge Flüchtlingsbegriff der Juden aufgehoben, im Juli 1944, als die Alliierten bereits in der Normandie gelandet waren, hob der Bundesrat die antisemitische Unterscheidung zwischen „rassistischen“ und politischen Flüchtlingen auf.

Trotz heftiger Kritik an der restriktiven und unmenschlichen Flüchtlingspolitik der Schweizer Regierung muss erwähnt werden, dass die Schweiz eines der wenigen Länder Europas war, in

welcher die eigene jüdische Bevölkerung vor dem Treiben des nationalsozialistischen Wahnsinns verschont wurde. Für die Unabhängigkeit der Schweiz von Deutschland gibt es sicherlich viele politische und wirtschaftliche Erklärungen, welche nicht auf die ruhmreiche Haltung der Schweiz hinweisen. Trotzdem hätte die Schweiz, wie viele andere Regierungen auch, gegen die eigene Bevölkerung vorgehen können – das Leben und Überleben der Schweizer Juden verdanken sie dem Handeln ihrer Regierung.

Die Haltung der Bevölkerung

Durch die Entstehung und Verbreitung der rechtsgerichteten „Frontbewegung“ in den 30er Jahren erhielt der Antisemitismus in der Schweiz eine neue Dimension. Die Juden erlebten zur Zeit des sogenannten offenen und aggressiv geführten „Radau-Antisemitismus“ nie da gewesene Beschimpfungen und Schmähungen. In verschiedenen Schweizer Städten propagierten die Sturmtrupps der „Nationalen Front“ ihren Judenhass. Mit dem Ruf „Juda verrecke“ hetzten sie gegen die jüdische Bevölkerung auf, es kam zu Krawallen und Beschädigungen von Synagogen und jüdischen Friedhöfen. Das antisemitische Gedankengut war jedoch nicht nur in diesen vaterländischen Organisationen, sondern auch in anderen bürgerlich-konservativen Kreisen stark verbreitet (Sibold 2002).

Picard (1994) bezeichnet diese Haltung in den 30er und 40er Jahren als „Verschweizerung des Antisemitismus“. Er zeichnet dabei zwei Grundtendenzen auf, zum einen das Übernehmen rassistischer Mythen, wie rassenmässige Fremdartigkeit oder die Weltherrschaft der Juden. Zum anderen wurden judenfeindliche Regelungen in Angesicht der Bedrohung durch das Ausland in gemilderter, sozusagen in neutraler Form verfasst. Die Schweiz konnte sich somit gegen aussen von Nazideutschland abgrenzen, aber weiterhin als gesellschaftlich intakt präsentieren. Picard beschreibt die „Tabuisierung des Antisemitismus“ nicht nur in der Verleugnung ihrer Existenz. Die Schweiz begründete ihre judenfeindliche Politik zusätzlich als scheinbare Abwehr des Antisemitismus in der Schweiz.

Sigi Feigel, Schweizer Jude und ehemaliger Präsident der Israelitischen Cultusgemeinde in Zürich, berichtet im Gespräch mit Klara Obermüller (1998) wie er als Zeitzeuge die Schweiz und ihre Bevölkerung während des 2. Weltkrieges erlebte. Er berichtet, dass relativ bald nach der Machtübernahme der Nazis eine gewisse Deutschfreundlichkeit in der Schweiz spürbar wurde. Die Deutschen wurden für Ihre Leistungen in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und für ihre Kriegserfolge bewundert. Die Mehrheit der jüdischen Bürger in der Schweiz verdrängte eine gewisse Angst über ihr zukünftiges Schicksal. Seine Familie hatte während dieser Zeit jüdische

Flüchtlinge aufgenommen, versteckt oder ihnen bei der weiteren Flucht geholfen. In dieser Zeit hat er viel antisemitische aber auch solidarische Begebenheiten erlebt. Er antwortete auf die Frage, ob er sich damals als Schweizer fühlte:

„Ja sicher. Ich fühlte mich als Schweizer, soweit die Schweizer dies zuließen. Natürlich waren wir teilweise ausgegrenzt und wurden von gewissen Leuten diskriminiert. Aber das änderte nichts daran, dass ich mich als freier Bürger dieses Landes fühlte. Ich hatte meine Rechte, und ich wäre für die Schweiz auf die Barrikaden gegangen, wenn es nötig gewesen wäre.

Vergessen wir nie: Bei allem was geschah, uns wurde kein Haar gekrümmt, und verglichen mit dem Ausland lebten wir hier als freie, gleichberechtigte Bürger. Das habe ich nicht vergessen und werde es auch nie vergessen. Es gab Leute, die uns mochten, es gab Leute die uns hassten; aber es gab Gesetze, die uns schützten. Dafür müsse ich doch nicht dankbar sein, sagte neulich eine Politikerin zu mir, das sei doch selbstverständlich, ein verfassungsmässig garantiertes Recht. ‚Meine Liebe‘, antwortete ich, ‚du magst ja Recht haben, aber im Leben ist oft nichts weniger selbstverständlich als das Selbstverständliche.‘“

(S. 35)

Feigel schildert seine Zeit im Militärdienst der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkrieges. Er hatte sich verpflichtet gefühlt, trotz Krankheit Aktivdienst zu leisten, um den anderen zu beweisen, dass ein Jude genauso hart arbeiten kann wie alle anderen. Im Militär waren die Juden nicht beliebt, der Hass gegen „die Schwaben“ war jedoch stärker. Demgegenüber gab es aber auch die deutschfreundlich und deutlich antijüdisch Gesinnten, welche hauptsächlich in Offizierskreisen zu finden waren. Es herrschte einerseits die Angst, dass die Deutschen auch in die Schweiz einmarschieren könnten, andererseits dominierte der eiserne Glaube an die Schlagkraft der Schweizer Armee. Die Mitbürger zweifelten zwar an den soldatischen Qualitäten der jüdischen Soldaten, aber nicht an deren Loyalität. Feigel unterstreicht die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen der Einstellung der Schweizer Bevölkerung und der zweideutigen Politik des Bundesrates, welcher das Volk verraten hatte. Der Bundesrat wusste bereits Ende 1941 von den grausamen Taten der Nationalsozialisten und verschwieg es dem Volk. Die nichtjüdische Bevölkerung verschloss sich den schrecklichen Tatsachen, sie wollte diese nicht glauben, nicht wahrhaben. Die Greuelthaten gelangten nur nach und nach in das Bewusstsein der Menschen – doch die Öffentlichkeit verschloss ihre Augen, obwohl sie viele Leben hätte retten können. Das Wissen darüber änderte auch wenig in der Haltung gegenüber den Juden. Die Angst vor den Deutschen verringerte sich, die Sympathie für Juden wuchs hingegen nicht.

Eine ganz andere Perspektive beschreibt Wagner (1999) in seinem Buch, welches diejenigen Schweizer Bürger ehrt, die durch ihr heldenhaftes Verhalten während des 2. Weltkrieges jüdischen Menschen das Leben retteten. Diesen Menschen wurde in „Yad Vashem“ die Medaille der „Gerechten unter den Nationen“ verliehen. Herbert Hertz, Delegierter von „Yad Vashem“ unterstreicht, dass es neben den „Gerechten“ weitere Schweizer in nicht geringer Anzahl gab, welche grosse Taten begangen hatten und dafür anerkannt werden sollten. Zwei der bekanntesten Helden waren der St. Galler Polizeikommandant Paul Grüninger und Carl Lutz, schweizerischer Vizekonsul in Budapest. Grüninger erleichterte 1938-1939 tausenden jüdischen Flüchtlingen aus Österreich die Flucht in die Schweiz und half ihnen bei deren Aufenthalt in der Schweiz. Lutz rettete im Jahre 1944 etwa 62'000 ungarischen Juden das Leben.

Häsler (1997), selbst Schweizer Soldat während des Zweiten Weltkrieges, unterstreicht in seinem Werk, dass die Anklage an die Schweiz nicht der Aktivdienstgeneration gelten darf, sondern den Herrschenden des Landes:

„Die Schweizer waren kein einzig Volk von Brüdern, die Schweiz nicht einfach ein Hort reaktionärer Finsterlinge, Geschäftemacher und Anpasser. [...] Es gab eine vernehmbare, spürbare politische und kulturelle demokratische und soziale Schweiz.“

(S. 38)

Häsler erwähnt als Zeugnis der humanen Schweiz, dass die Schweizer Bevölkerung 1,5 Millionen (heutiger Wert ca. 15 bis 20 Millionen) Franken für die Flüchtlinge spendete, obwohl die wirtschaftliche Situation schlecht, Esswaren rationiert und das politische Schicksal ungewiss waren. Die Bevölkerung wusste durch rigorose Geheimhaltung weder über die Vereinbarung des „J-Stempels“ noch über die Bankgeschäfte mit den Nationalsozialisten Bescheid. Häsler (1997) beschreibt in seinem Buch ebenfalls die Helden der Schweiz, welche offen und in aller Deutlichkeit die Schweizer Politik anprangerten und sich unter Lebensgefahr für Verfolgte einsetzten und Leben retteten. Darunter waren auch viele Christen und Christinnen, welche die Kirche repräsentierten, auch wenn sie aus eigenem Antrieb und nicht im Auftrag der offiziellen Kirchenbehörden handelten. Einer von ihnen war Leonhard Ragaz, welcher sich intensiv für ein brüderliches Verhältnis zwischen Christentum und Judentum einsetzte. Er äusserte auch nach Kriegsende seine Kritik in aller Deutlichkeit:

„...noch auf eine andere Art haben wir den Sieg, den wir jetzt feierten, nicht nur nicht gefördert, sondern, soweit es an uns lag, direkt verhindert: dadurch, dass wir die Wahrheit unterdrückt

haben. Wir haben die Wahrheit gewusst, aber wehe dem, der darüber etwas Konkretes, und wenn es auch nur eine Nebensache war, zu sagen wagte! Man schloss ihm unter Umständen für Jahre den Mund. ‚Man dient jetzt dem Vaterland am besten durch Schweigen‘ – so ungefähr lautete die von ‚oben‘ kommende Losung. Und wir schwiegen! Das war ein Hauptbeitrag zu dem Sieg, den wir jetzt feierten. Damit aber sind wir ganz besonders auch an dem Entsetzlichen, das nun endlich ans Licht gekommen ist, mitschuldig geworden. Das ist unzweideutig klar. Begreiflicherweise möchte man jetzt all das vergessen, möchte den Schleier verlogener Redensarten, in denen wir so grosse Meister geworden sind, darüber breiten, aber, wenn wir es vergessen, dann vergisst die Geschichte es nicht – dann wird, falls es noch eine neue Schweiz geben sollte, eine später wieder ehrlich gewordene Generation in der Darstellung dieser traurigsten Episode der Schweizer Geschichte es nicht vergessen – dann vergisst Gott es nicht.“
(S. 50)

Diese Schweizer Helden gehörten einer Minderheit der Schweizer Bevölkerung an, sie sind nicht deren Vertreter, sondern bewundernswerte Ausnahmen. Trotzdem gab es in einigen Kantonen breitere Kreise, welche sich gegen die Schweizer Politik der Restriktion und Unmenschlichkeit einsetzten. Wie gross dieser Anteil war, kann nachträglich nicht berechnet werden. In einer rückwirkenden Betrachtungsweise ist es wichtig, Kritik zu üben, Verantwortungen nicht zu verleugnen, aber auch an verdienter Stelle Achtung zu schenken, und keine Schwarz-Weiss Bilder zu produzieren.

Die Haltung der Schweizer Juden

Sibold (2002) beschreibt das Dilemma der Schweizer Juden in der Verknüpfung der Solidarität sowohl gegenüber der Schweiz wie auch gegenüber den jüdischen Flüchtlingen. Dieses Vorhaben erwies sich durch die judenfeindliche Politik der Schweiz als sehr schwierig und stellte eine Mehrheit der Schweizer Juden vor Identitäts- und Loyalitätskonflikte und wurde teilweise zur moralischen Zerreissprobe. Die Schweiz liess die jüdischen Staatsbürger mit dem Problem der jüdischen Flüchtlinge alleine, was diese zu finanziellen Opfern nötigte, aber auch einen grossen Einsatz ihrer Kräfte forderte. Die Anweisungen des Bundes zur Selbstfinanzierung des jüdischen Flüchtlingswerkes führten zu einer engen Bindung an die Emigranten, während die offizielle Schweiz diese als nicht erwünschte Fremde degradierte. Dadurch wurde der fremde Status der Juden im eigenen Land zusätzlich vertieft. Die scheinbare Lösung dieses Konflikts lag in der trügerischen Zuversicht, dass die erbrachte „Mehrleistung“ endlich die ersehnte Anerkennung der Behörden und der nichtjüdischen Bevölkerung bringen würde.

Die zu Beginn selbstbewusste Abwehr der Schweizer Juden gegenüber dem Antisemitismus wurde mit der Zeit immer vorsichtiger und ängstlicher. Es wurde immer noch viel Geld für die Flüchtlinge zusammengetragen, aber aus Angst vor kontraproduktiven Reaktionen wurde jegliches Aufsehen vermieden. Diese vorsichtige Haltung bezeichnet Picard (1994) als das „jüdische Niedrigprofil“. Die Faktoren, welche zu dieser jüdischen „Vermeidungsstrategie“ führten, erläutert Sibold am Beispiel der restriktiven Haltung der jüdischen Flüchtlingshilfe Basel gegenüber ihren Schützlingen.

Die wichtigsten Erklärungsansätze sind im folgenden zusammengefasst:

- Schwaches Selbstvertrauen gegenüber den Behörden
- Bewusstsein, dass verfolgte Menschen in der Schweiz nicht willkommen sind
- Angst vor zunehmendem Antisemitismus, ausgelöst durch Neid und Missgunst der Bevölkerung den Flüchtlingen gegenüber
- Fremdenangst auch innerhalb der jüdischen Bevölkerung

Die Haltung der jüdischen Bevölkerung muss selbstverständlich im Kontext der Zeit betrachtet werden. Die Schweizer Juden und andere verfolgte Gruppierungen fürchteten den Einmarsch der Nationalsozialisten in die Schweiz, welcher für sie Deportation und Tod bedeutet hätte. Zudem hatten viele selbst Verwandte oder Freunde im Ausland, um deren Leben sie fürchteten und denen sie zu helfen versuchten.

Um sich die Situation der Schweizer Juden während des 2. Weltkrieges besser vorstellen zu können, werden abschliessend die damaligen Gefühle der Loyalität gegenüber der Schweiz, aber auch die Zweifel der Zugehörigkeit vom Zeitzeugen Feigel (Obermüller 1998) beschrieben:

„Ein Jude, der wie ich diese Zeit miterlebt hatte, brauchte schon eine Weile, bis er sich wieder als hundertprozentiger Schweizer fühlen konnte. Das hat mit mangelnder Loyalität nichts zu tun. Man hätte seine Verpflichtungen immer erfüllt. Aber man war doch ein wenig angeschlagen und fragte sich manchmal: Gehörst du überhaupt hierher oder gehörst du nicht hierher? Schliesslich hat man sich entschieden, dass man trotz allem hierher gehört, und ist geblieben. Drum sind wir eigentlich doppelt loyal: Wir sind nicht nur Schweizer von Geburt, sondern zusätzlich noch durch freie Wahl.“

(S. 51)

Der Umgang mit der Geschichte in der Gegenwart

Der Schweizer Regierung und ihrer Bevölkerung fällt es sehr schwer, sich mit der eigenen Geschichte auseinander zu setzen. Nur schrittweise wird Verantwortung übernommen, Kritik und das Gespräch generell zugelassen und nicht aus einer defensiven Position agiert.

Gross, Lenzi und Richter (1999) beschreiben, wie erst in den letzten Jahren die Bereitschaft langsam wuchs, sich in der Schweiz mit den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges, mit dem Antisemitismus im eigenen Lande, mit Kollaboration und den genutzten Profitmöglichkeiten auseinander zu setzen. Eine wachsende innenpolitische Sensibilität, aber auch aussenpolitischer Druck führten trotz bleibender Abwehrhaltung zu kritischen Stellungnahmen und politischen Konsequenzen. Im Zentrum standen dabei Themen wie schweizerische Flüchtlingspolitik, Handel mit geraubten Kunstgegenständen, Übernahme von geraubtem Gold durch die Schweizer Nationalbank, Beschäftigung von Zwangsarbeitern in Schweizer Unternehmen innerhalb des Reichsgebiets, Einflussnahme nationalistischen Gedankengutes auf politische und kulturelle Führungskräfte in der Schweiz und Umgang mit „Nachrichtenlosen Vermögen“ in Schweizer Banken nach Ende des Krieges.

In ihrem Buch dokumentieren Gross, Lenzi und Richter (1999) die Geschichte von Juden, welche die nationalsozialistische Verfolgung überlebt haben und heute in der Schweiz wohnen. In elf Interviews werden erschütternde Zeitdokumente aufgezeigt. Die Herausgeber weisen in ihrem Vorwort darauf hin, dass das Leben der Flüchtlinge nicht ausschliesslich von den Erlebnissen der Verfolgung geprägt ist, sondern auch von der Umgebung, in welche sie danach gelangt sind. Anders als in den meisten europäischen Ländern trafen die Überlebenden in der Schweiz auf eine intakte Gemeinde, deren Mitglieder meistens nicht direkt Opfer der Verfolgung waren. Die nichtjüdische Bevölkerung zeigte wenig Interesse an dem Schicksal dieser Menschen, und selbst innerhalb der jüdischen Gemeinschaft war der Austausch zwischen den Schweizer Juden und den Neuankommenden nicht immer einfach. Die Autoren betonen, dass die Integration der Überlebenden in eine neue Gesellschaft auch davon abhängig ist, wie die Gesellschaft mit ihrer eigenen Vergangenheit umgeht. Solange die Verantwortung für die damaligen Geschehnisse verleugnet wird, ist eine wahrhafte Auseinandersetzung mit dieser Problematik unmöglich. Dieser Prozess der Aufarbeitung kann sehr schmerzhaft sein und verlangt die Aufgabe von lieb gewonnenen Mythen. Sie ist jedoch auch Chance für ein neues Selbstverständnis eines Landes.

Der Begriff der „Wiedergutmachung“ ist ein sehr umstrittenes und in der Schweiz erst in jüngster Zeit aktuell gewordenes Thema. Jede Form einer sogenannten „Wiedergutmachung“ kann nur symbolisch sein – das Unrecht an den Zurückgewiesenen kann nicht rückgängig gemacht und die Ermordeten nicht wieder auferweckt werden. Trotzdem ist diese symbolische Anerkennung, sei dies in finanzieller oder juristischer Form, sowohl für die Überlebenden wie auch für die schweizerische Gesellschaft von Bedeutung. Sie beinhaltet die Erkenntnis und die Verurteilung des historischen Unrechts das begangen wurde. Zudem ist sie nach Gross, Lenzi und Richter (1999) die einzige Möglichkeit, wie Politik und Gesellschaft der Gegenwart reagieren können, um vergangene Misstaten aufarbeiten zu können.

Zur Aufdeckung der Vergangenheit wurden historische Untersuchungen lanciert und eine „Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg“ gegründet, welche den wichtigen Bericht „Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus“ im Jahre 1999 herausgab. Darin wurde bestätigt, dass mindestens 30'000 Juden während des Zweiten Weltkrieges von der Schweiz an den Grenzen zurückgewiesen und somit in den sicheren Tod geschickt wurden. Am Kriegsende hielten sich etwa 115'000 Flüchtlinge in der Schweiz auf, davon war nur ein geringer Anteil „rassisch“ verfolgt. Die Schweiz war für etwa 300'000 Menschen aus verschiedenen Fluchtgründen zeitweise Zufluchtsort. Offiziell wurden 19'395 Zivilflüchtlinge jüdischer Religionszugehörigkeit und 1'809 Personen von ursprünglich jüdischer Herkunft registriert. Viele der jüdischen Flüchtlinge waren Kinder, die illegal oder legal durch Fluchthelferorganisationen in die Schweiz gebracht oder in Heimen und Gastfamilien aufgenommen wurden. Nach dem Krieg wurden fast alle jüdischen Flüchtlinge aus der Schweiz ausgewiesen, doch war die Schweiz als Zufluchtsort ihre Rettung vor dem Tode gewesen. Es blieben nur etwa 1'600 jüdische Flüchtlinge langfristig in der Schweiz.

Als Beispiel für die Schwierigkeiten der Schweiz, ihre Vergangenheit zu bearbeiten und ihre Verfehlungen einzugestehen, soll im folgenden das Schicksal des damaligen St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüninger dienen. Grüninger, der entgegen „höherer Anweisung“ mehrere hundert Flüchtlinge „illegal“ in die Schweiz hineinliess und sie dadurch vor dem sicheren Tod rettete, wurde von der Schweiz wegen „Amtspflichtverletzung“ verurteilt. Er konnte danach lange nicht arbeiten und geriet zeitweise in finanzielle Not. Erst 1968 wurde „die Affäre Grüninger“ vom Kantonsrat neu überprüft und durch den Ständerat Willi Rohner und dessen Gattin die Rehabilitation Grüningers auch in der Presse gefordert. Viele Menschen kämpften seit dann für dessen Rehabilitierung, es wurde u.a. der Verein „Gerechtigkeit für Paul Grüninger“ gegründet, in

welchem über Grüninger recherchiert, und Anträge an unterschiedliche Gremien eingereicht wurden. 2'500 Personen unterzeichneten eine Petition an den St. Galler Regierungsrat, in welcher Grüningers Rehabilitation gefordert wurde. Im Jahre 1993, 54 Jahre nach Grüningers heldenhaften Taten und 21 Jahre nach seinem Tod, erhielt Grüninger durch den St. Galler Regierungsrat eine Würdigung für sein Handeln, was einer politischen Rehabilitierung gleichkam. 1994 schloss sich auch der Bundesrat dem an und verkündigte seine politische Rehabilitation, äusserte aber zugleich, dass eine rechtliche Rehabilitierung auf Bundesebene nicht durchführbar sei. Im Mai 1995, am 50. Jahrestag vom Ende des Zweiten Weltkrieges, entschuldigte sich der Bundespräsident für Taten, welche während des Kriegs geschehen waren und gab zu, dass die Schweiz mehr für die Juden hätte machen können. Der St. Galler Regierungsrat erklärte ebenfalls, dass die Motive von Hauptmann Grüninger gerecht und rein waren, und dass er mit Recht Anordnungen übergangen habe.

Der Publizist Alfred A. Häsler (1997) beschäftigt sich ebenfalls mit den Schwierigkeiten der Vergangenheitsbewältigung der Schweiz. Er fordert die Schweiz, ihre Regierung und Bevölkerung auf, sich den Fakten zu stellen, sich mit der eigenen Politik auseinander zu setzen, und nicht in erneute Schuldzuweisungen zu verfallen:

„Geschichte heisst sich erinnern. Wer vergisst oder verdrängt, was geschehen ist, kann nichts aus der Geschichte lernen. Ausserdem: die Geschichte holt uns immer wieder ein. Archive bringen es an den Tag und kritische, wache Zeitzeugen verstummen nicht. Das erfahren wir Schweizerinnen und Schweizer zurzeit in schmerzlicher Weise.“

(S. 7)

Es hilft dabei nicht, andere demokratische Staaten ebenfalls auf ihre Untaten hinzuweisen, diese anzuklagen – die Aufarbeitung der dunkleren Kapitel der eigenen Geschichte ist ein Muss. Häsler (1997) setzt die Frage nach den „nachrichtenlosen“ jüdischen Vermögen und des Raubgoldes in Kontext zur jahrhundertlang praktizierten judenfeindlichen Tradition der Schweiz. Er reagiert auch auf die empörte Haltung vieler Schweizer, dass „Juden und Amerikaner“ es gewagt haben, die Schweiz anzuklagen und ihnen vorzuschreiben, was sie zu machen haben:

„Es geht auch nicht darum, ob zum Beispiel ein Herr D'Amato uns sympathisch ist oder nicht und ob der Ton einiger Sprecher jüdischer Organisationen etwas freundlicher erwünscht wäre. Trotzreaktionen aus Ärger über vermeintliche „Arroganz“ jüdischer Kritiker wäre eine kindische, politisch höchst unkluge Reaktion Berns. Das immer häufiger zu hörende „Argument“, die jüdischen Vorhaltungen an die Adresse Berns könnten antisemitischen

Tendenzen Auftrieb geben, lässt tief blicken: Schuld am Antisemitismus sind die Juden! Diese mit besorgter Miene vorgetragene Furcht ist ebenso unredlich wie die Behauptung, es würde die Schweiz auf die Anklagebank gesetzt. Wer solches erklärt, lenkt von den Tatsachen ab. Niemand setzt die Schweiz und die Aktivdienstgeneration auf die Anklagebank. Angesprochen ist die Forderung, es sei jetzt endlich rasch und gründlich aufzuklären und gutzumachen, was wir seit einem halben Jahrhundert beharrlich von uns schieben. Es ist schlimm, wenn eine Regierung vermeidbare Fehler begeht, schlimmer ist, wenn sie versucht, solche Fehler zu verdrängen, zu vertuschen, vergessen zu lassen. Unser Verhalten den jüdischen Opfern der Nazis gegenüber war zudem wohl mehr als ein Fehler. Es wird Zeit, nicht länger mit falschen Vorwänden erneut Zweifel an der Aufrichtigkeit der Aufarbeitung einer menschenverachtenden Politik zu nähren. Die Einrichtung eines Fonds zugunsten Überlebender der Shoah ist keine grossherzige Schenkung an fremde Bettler. Es ist eine Geste guten Willens, ein Akt des politischen Anstandes und der Wiedergutmachung begangenen Unrechts.“

(S. 13/14)

Das Schlimmste wäre nach Häsler (1997), wenn die Probleme der Nichtjuden wieder einmal auf die jüdischen Mitbürger abgewälzt würden. Die resistente Haltung der Regierung gegenüber der geschichtlichen Aufarbeitung zeigen sich beispielsweise in Aussagen des ehemaligen Bundesrates Jean-Pascal Delamuraz, welcher über eine „Lösegeld-Erpressung“ redet, und bei der Errichtung eines Fonds zugunsten Überlebender von einer voreiligen Schuldanerkennung spricht. Häsler unterstreicht, dass der Aktivgeneration keine Schuld zufalle, trotzdem dürfe sich die Schweiz nicht vor einer Verantwortung drücken, da sie bedrohte Menschen zurückgewiesen und die Juden wie Menschen zweiten oder dritten Ranges behandelte. Als Beispiel zitiert Häsler Altbundesrat Eduard Steiger, welcher in einer Nationalratsdebatte im Herbst 1942 für die Ausweisung der Juden plädierte, indem er erklärte, dass vielleicht eines Tages Flüchtlinge an die Schweizer Grenze gelangen könnten, die den Schweizern näher stünden als die Juden.

Häsler verdeutlicht, dass Schuldanerkennung keine Schande ist, sondern Mut und Anstand bedarf, und von der Erkenntnis zeugt, dass alle Menschen wie auch der Staat immer wieder schuldig werden und der Vergebung bedürfen. Entscheidend sei dabei, immer wieder aufzustehen und weiterzugehen. Antisemitische wie auch allgemein fremdenfeindliche Äusserungen sind in der Schweiz und in ganz Europa wieder salonfähig geworden, er spricht von der „neusten judenfeindlichen Flutwelle“. Häsler warnt vor der Gefahr der Unterscheidung zwischen guten (Schweizer) und bösen (amerikanischen) Juden und ruft dazu auf, den „zutiefst unmenschlichen und undemokratischen Charakter des Antisemitismus“ zu erkennen.

7.1.3 Konflikte von Schweizer Juden in der Gegenwart

Im Fokus der literarischen Betrachtungsweise stand bisher der Umgang der Schweiz mit der jüdischen Bevölkerung in der Vergangenheit. In diesem zweiten Teil interessieren gegenwärtige Spannungsfelder, in welcher sich jüdische Männer und Frauen in der Schweiz durch ihre Religionszugehörigkeit befinden. Fragen der Loyalität und Wertekonflikte stehen dabei im Zentrum. In der Analyse der Interviews und Fragebogen werden in einem späteren Kapitel konkrete Konflikte in der Schule, am Arbeitsplatz, in Familie und Freundeskreis und die Problematik des Antisemitismus dargelegt.

Doppelte Loyalität des Judentums

Harmat (1984) setzt sich mit den Identitätskonflikten im Diaspora-Judentum auseinander. Seiner Meinung nach fühlt sich ein Grossteil der Juden in der Diaspora sowohl dem Judentum, wie auch dem Volke seines Geburtslandes zugehörig. Die Stärke des Zugehörigkeitsgefühl variiert in den verschiedenen Ländern und ist individuell bedingt, das Grundproblem hingegen bleibt das Gleiche. Das Aufeinanderstossen und die Polarisierung zwischen jüdischen und anderen Identitäten werden zum einen dadurch verursacht, dass ein Grossteil der nichtjüdischen Umgebung nicht bereit ist, die nationale und doppelte Loyalität des Judentums zu akzeptieren. Viele denken unbewusst oder bewusst, dass ein Jude nicht oder nicht in gleicher Masse wie die restliche Bevölkerung ein Schweizer, Deutscher, Franzose usw. sein kann. Zum anderen wissen viele Juden selbst nicht, in welchem Verhältnis ihre jüdische zur nationalen Identität steht. Viele spüren diesen inneren Konflikt in Form von Verunsicherung und Spannung. Es besteht der Wunsch, ein wie auch immer definiertes jüdisches Leben zu führen, ebenso aber auch das Bedürfnis, sich zu assimilieren. Zusammenfassend stellt Harmat (1984) zwei Punkte ins Zentrum seiner Theorie über Identitätskonflikte beim Diaspora-Judentum. Der erste Konflikt entsteht durch die doppelte Loyalität der Diaspora-Juden gegenüber dem Judentum und dem Volk ihres Geburtslandes. Diese führt zu einer ausgeprägte Abgrenzung gegenüber dem "Gastvolk" und stärkt im Sinne einer äusseren destruktiven Grenze das jüdische Identitätsgefühl. Der zweite Konflikt kann durch eine Identitätsdiffusion ausgelöst werden. Eine mangelnde Abgrenzbarkeit der jüdischen Identität kann entstehen, da die Diaspora-Juden keine einheitliche Nation oder soziale Gruppierung bilden. Die Diaspora-Juden versuchen diese Identitätskonflikte entweder destruktiv durch Identifikation mit dem Aggressor oder konstruktiv durch Assimilation, Auswanderung oder philosophisch-wissenschaftlicher Reflexion der Problematik zu lösen.

Insbesondere im Zeitraum der Adoleszenz, einer Periode, welche generell durch Empfindlichkeit, Kritikbereitschaft, Polarisierungstendenz, Werte- und Identitätsfindung, und durch die Auseinandersetzung mit den Eltern und deren Geschichte charakterisiert ist, kann die Problematik der doppelten kulturellen Identität zu zusätzlichen Loyalitätskonflikten und Ablösungsschwierigkeiten führen.

Wertekonflikte: Tradition versus Moderne

Dieses Kapitel befasst sich mit den Konflikten, welche durch das Zusammentreffen von traditionellen jüdischen und modernen weltlichen Werten entstehen können. Die jüdische Religion ist durch strenge Regelungen des Alltags geprägt. Die Tagesstruktur ist bei orthodoxen Menschen streng gegliedert. Dadurch sind dem eigenen Handeln Grenzen gesetzt. In der modernen Welt wird das Wort „Freiheit“ gross geschrieben, und alles was diese Freiheit einschränkt, stösst auf Ablehnung – Fragen der Eigen- und Fremdbestimmung sind dabei zentral. Diese zwei entgegengesetzten Forderungen und Haltungen miteinander zu vereinbaren, ist nicht einfach. Dieser Konflikt betrifft hauptsächlich religiös praktizierende Juden. Sie selbst fühlen sich jedoch, im Gegensatz zur Gesellschaft, in ihrer Selbstbestimmung dadurch nicht eingeschränkt, da sie die Einhaltung der Gesetze als positive Tat und nicht als Zwang erleben.

Die Diskrepanz zwischen frühen Identifikationen in der Familie und den Vorstellungen und Normen der Gesellschaft ist nach Branik (1992) entscheidend für das Verständnis des Identitätskonfliktes zwischen dem Judentum und der modernen westlichen Gesellschaft. Psychoanalytisch ausgedrückt trifft das Über-Ich des jüdischen Kindes, welches durch Sanktionen, die es durch die Eltern als Teil der jüdischen traditionellen Gesellschaft vermittelt bekam, auf eine Gesellschaft, welche diese Sanktionen untergräbt. Das Resultat ist, dass sich der junge jüdische Erwachsene nicht orientieren kann. Er fühlt sich als "Waise", und es entstehen Spannungen durch die sich widersprechenden Werte und Normen. In der heutigen modernen Zeit wird die Übereinstimmung der Grundsätze der jüdischen Familie mit derjenigen der Gesellschaft zu einem Problem. Das Produkt ist die moderne jüdische Gesellschaft, in der interne Kontinuität in Konflikt mit Kräften ausserhalb der jüdischen Tradition steht.

Neben der Thematik der Selbstbestimmung, führt die moralisch-ethische Komponente, welche in der jüdischen Religion stark verankert ist, zu Konflikten mit modernen Werten. Viele Menschen in der heutigen Zeit können sich mit diesen hohen Moralvorstellungen wenig identifizieren, sie scheinen für sie veraltet. Dies soll nicht bedeuten, dass die heutige Welt unmoralisch ist, sondern dass gewisse Werte keine Bedeutung mehr haben und deshalb fast lächerlich erscheinen. Die

Zerrissenheit zwischen der eigenen Moral und der Lust auf Dinge, welche dieser Moral widersprechen, kann zu inneren Konflikten führen und religiöse Schuldgefühle hervorrufen.

Die Familie nimmt in der traditionellen jüdischen Welt eine wichtigere Stellung ein, als in der modernen westlichen Gesellschaft. Die Familienwerte sind in der jüdischen Religion sehr wichtig, die Achtung der Eltern ist von höchster Priorität, und die Kinder spielen eine zentrale Rolle im Leben der Eltern. Die Familienbande in jüdischen Familien ist oft sehr eng, Eltern und Kind sind stark miteinander verwurzelt, was die Ablösung nicht immer erleichtert. Von aussen her betrachtet erscheint diese starke Bindung zum Teil unverständlich und unnatürlich. Dementsprechend kann es zu Konflikten kommen: Einerseits verteidigt das jüdische Kind diese familiären Muster, andererseits wird es durch den Vergleich mit anderen in seinen Wertvorstellungen verunsichert. Es realisiert, dass es in anderen Familien unterschiedliche Wege der Kommunikation gibt, und dass die Beziehung weniger intensiv und symbiotisch verlaufen kann. Dadurch lernt das Kind die eigenen Familienverhältnisse in gewissen Dingen positiv, in anderen negativ zu bewerten.

Die erwähnten Thematiken dienen lediglich als Beispiele für die Auseinandersetzung zwischen traditioneller und moderner Welt. Wichtige Spannungsfelder, wie beispielsweise die Stellung der Frau im Judentum, können in diesem Rahmen jedoch nicht erörtert werden.

7.1.4 Vier Lösungsversuche zur Bewältigung des Identitätskonfliktes

Assimilation oder Absonderung

Nachdem zuvor auf die Problematik der bikulturellen Identität hingewiesen und dabei entstehende Konflikte aufgezeigt wurden, sollen in diesem Kapitel mögliche theoretische Lösungsstrategien zur Konfliktbewältigung diskutiert werden. Als erster Lösungsversuch werden die Assimilation und ihr Gegensatz, die Absonderung, untersucht.

Harmat (1984) sieht die Assimilation nicht als Identitätsverlust, sondern als Anpassung an die Gewohnheiten der Völker, in deren Reihen das Judentum nach der Verstreuung lebt. Harmat wertet diese Art der Assimilation als einen bedeutenden und positiven Schritt des Kontaktes zu den sogenannten Gastvölkern. Der Autor betont jedoch, dass die Assimilation durch den Antisemitismus erschwert wird, da dieser in der modernen westlichen Gesellschaft nicht religiös, sondern rassistisch ist. In den Augen eines Rassisten bleibt ein Jude ein Jude, unabhängig davon, ob dieser sich assimiliert hat oder nicht.

Durch die Assimilation findet eine Anpassung an die nichtjüdische Gesellschaft statt. Der Verlauf dieser Assimilation hängt davon ab, inwiefern dabei die eigene jüdische Identität gegenüber dem Fremden aufgegeben, verleugnet oder bewahrt wird. Die Verleugnung der einen, in diesem Fall der jüdischen Identität, ist ein Versuch zur Minderung des Spannungsfeldes zwischen den beiden Identitäten. Es ist jedoch zweifelhaft, inwiefern eine solche Loslösung eines Teils der eigenen Identität gelingen kann, und welchen Einfluss dieser zumindest im Unterbewussten auf die Person hat. Bei einer positiven Assimilation wird versucht, sich der Gesellschaft anzupassen und seinen Platz innerhalb der Mehrheit zu finden. Trotzdem wird auch die andere Identität gepflegt. Es wird ein Weg gesucht, um beide Identitäten nebeneinander leben zu können, ohne die eine auszuschliessen, und dabei einen Teil der eigenen Person aufgeben zu müssen.

Das gegenteilige Phänomen der Assimilation, die freiwillige Absonderung der Juden von der restlichen Gesellschaft, ist eine andere Form der teilweisen Identitätsverleugnung. Die Juden isolieren sich und gehen den Weg der ausschliesslich jüdischen Identität, obwohl sie als Minderheit in einer nichtjüdischen Gesellschaft leben. Identitätskonflikte werden umgangen, indem nur eine Identität, die jüdische, zugelassen wird. Sie bauen sich in ihrem Ghetto eine Art Scheinwelt auf, in der die nichtjüdische Welt nicht existiert. Diese starke Abgrenzung gegen aussen widerspiegelt auch die Angst vor einer Vermischung mit der nichtjüdischen Gesellschaft. Sie fürchten sich vor der Gefahr des Identitätsverlustes durch den Einfluss der Umwelt. Es stellt sich jedoch die Frage, ob eine gefestigte Identität nicht vor solchen „Gefahren“ gefeit sein sollte.

Negative Reaktionsbildung und Identifikation mit dem Aggressor (jüdischer Antisemitismus)

Der jüdische Selbsthass oder sogenannte jüdische Antisemitismus ist eine Form der Konfliktbewältigung, welche wenig verbreitet ist. Man versteht darunter das Phänomen, dass ein jüdischer Mensch eben solche antisemitische Vorurteile über Juden äusserst, wie die Antisemiten selbst. Durch die negative Reaktionsbildung wird die Abgrenzung von der jüdischen Identität in noch extremerer Weise vollzogen, als in den bisher aufgezeigten Beispielen. Es reicht der Person nicht, die eigene jüdische Identität von sich abzuspalten, und nur die andere Identität auszuleben. Die Person muss sich auch aktiv gegen die jüdische Identität wenden. Um sich von dieser Identität lösen zu können, entwickelt diese eine starke Antipathie, ja sogar Hass dagegen. Diese Reaktion verdeutlicht den Konflikt dieses Menschen, der es ihm nicht ermöglicht, sich in friedlicher Weise vom jüdischen Teil seines Selbst zu trennen. Erst durch den zerstörerische Akt gelingt es ihm, diesen von sich zu schieben. In Realität beschäftigt er sich jedoch intensiv mit dieser Identität, nicht indem er sich damit identifiziert, sondern indem er diese in destruktiver Weise verleumdet.

Auswanderung nach Israel

Ein weiterer Versuch den Konflikt der bikulturellen Identität zu lösen, ist die Auswanderung nach Israel. Mit diesem Entscheid kann sich ein jüdischer Mensch von seinen Identitätskonflikten, von seiner spannungsgeladenen jüdischen Identität lösen, indem er eine fest umschriebene israelische Identität annimmt. Durch die Einwanderung nach Israel ist eine künstliche Abgrenzung zur nichtjüdischen Gesellschaft nicht mehr notwendig. Der jüdische Mensch kann seine jüdische Identität in einer jüdischen Mehrheit ausleben. Es sei hier jedoch erwähnt, dass ein Jude, eine Jüdin, welche von der Diaspora nach Israel kommt, trotzdem diesen anderen Teil der Identität mit sich trägt. Ein Schweizer Jude ist, ob er es möchte oder nicht, auch sehr durch die schweizerische Kultur und Mentalität geprägt, die er durch die Einwanderung nach Israel nicht von sich schütteln kann. Dies bedeutet, dass für viele Einwanderer wiederum neue Identitätskonflikte entstehen, da die kulturellen Unterschiede innerhalb von Israel sehr gross sind.

Kognitive Lösung eines affektiven Problems

Die kognitive Lösung eines affektiven Problems hält Harman (1984) für einen typisch jüdischen Abwehrmechanismus. Es scheint, dass viele Juden sehr ausgeprägt rationalisieren und sublimieren. Durch diese Rationalisierung kommen Ich-kreative Kräfte an die Oberfläche. Harman (1984) sieht in dieser Erklärung einen Zusammenhang zu der scheinbar "philosophierenden Neigung des Judentums", und er erklärt sich damit die relativ grosse Zahl der jüdischen Philosophen und Denker. Einige von ihnen - von Spinoza bis Freud - arbeiten ihre affektiven, zum Teil mit ihrer jüdischen Identität zusammenhängenden Probleme, in ihrem Werk auf. Harman (1984) mahnt jedoch vor dieser Lösungsstrategie, da die kognitive Aufarbeitung eines emotionalen Problems nicht mit dessen Lösung gleichzusetzen ist. Eine eindeutige und widerspruchslöse Einschätzung vieler Ereignisse scheinen in der komplexen und häufig konfliktreichen jüdischen Existenz häufig unmöglich zu sein.

Die Konflikte lassen sich in rationeller Weise durchleuchten, und durch die kognitive Aufarbeitung kann ein Weg gefunden werden, um sich in diesen teilweise widersprüchlichen Identitäten zurecht zu finden. Trotzdem kann erst durch eine zusätzliche emotionale Auseinandersetzung dieser Problematik, durch die Akzeptanz der eigenen Gefühle, eine konstruktive Lösung stattfinden.

Diese vier vorgestellten Versuche, die innere Identitätssuche zu erleichtern und den eigenen Weg innerhalb verschiedener Spannungsfelder zu finden, sind nicht immer produktiv und stellen nur Beispiele von theoretischen Lösungsansätzen dar. Im folgenden wird am Beispiel der Dialogik ein

konstruktiver, wenn auch nicht einfach zu verwirklichender Weg zur Vereinigung beider Identitäten aufgezeigt.

7.1.5 Integration zweier Kulturen – ein dialogischer Ansatz

Bisher wurden verschiedene Lösungsversuche zur Bewältigung des Identitätskonfliktes, wie beispielsweise die Verdrängung des einen Identitätsanteiles durch Assimilation oder Absonderung, beschrieben. Die vorgestellten Konfliktbewältigungsstrategien verhindern jedoch in den meisten Fällen eine produktive Integration der verschiedenen Anteile. Im folgenden wird der theoretische Erklärungsansatz der Dialogik im Umgang mit widersprüchlicher Identität vorgestellt. Die Akzeptanz des Widerspruches als zentraler Grundsatz der Dialogik scheint einer der wenigen konstruktiven Ansätze zu sein, um diese sehr komplexe Problematik anzugehen, ohne dabei wesentliche Teile des Selbst und somit auch der Individualität aufzugeben.

Widersprüchliche Identität aus der Sicht der Dialogik

Der Begriff der Dialogik wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Hermann Levin Goldschmidt eingeführt. Die Dialogik ist eine Form des Denkens und Handelns, welche sich vom reduktionistischen „Entweder-oder-Ansatz“ und vom komplementären „sowohl-als-auch-Denken“ abgrenzt. Mehrere Erklärungsmöglichkeiten werden gleichzeitig betrachtet und das andere, das Gegenüber, wird ins System einbezogen. Dieses „Entweder-UND-oder-Denken“ und die Akzeptanz des Widerspruchs führen zu einer grösseren Vollständigkeit und zu einem umfassenderen Ganzen.

In der Dialogik wird der Widerspruch nicht als Bedrohung, sondern als fruchtbare Spannung des gegensätzlichen Miteinanders verstanden. Im Gegensatz zur Dialektik, welche die Dualität als These und Antithese und deren Verbindung in der Synthese definiert, bleibt der Ausgang der Auseinandersetzung in der Dialogik offen. Die beiden „Gegenüber“ bleiben gleichwertig und gleichzeitig bestehen, und somit entsteht ein Bereich des „Zwischen“, in welchem beide Teile einbezogen sind. Der Widerspruch ist demnach Notwendigkeit zur Entfaltung und Entwicklung und bildet für jedes Individuum eine grosse persönliche Aufgabe des Seins. Pally (1997) sieht im Widerspruch eine Herausforderung, an der die Menschen reifen können. Voraussetzung zum Gelingen des Prozesses sind ebenbürtige Gegner, die sich mit Hingabe aufeinander einlassen. Trotz mannigfacher Gegensätzlichkeiten braucht es jedoch auch deutliche und entschiedene Stellungnahmen. Die Beteiligten müssen als gleichwertig betrachtet werden und der Kampf ist dann am erfolgreichsten, wenn er gegen sich selbst gerichtet ist und somit dem ebenbürtigen Gegner das ganze eigene Wissen zur Verfügung gestellt wird.

Der Kinder- und Jugendpsychiater Heinz Stefan Herzka (1994) hat sich mit der Dialogik, ihrer Denkweise, Philosophie und Lebenshaltung intensiv auseinandergesetzt:

„Die Dialogik postuliert, dass zwei Gedanken, die niemand gleichzeitig denken kann, oder zwei Strebungen, die niemand gleichzeitig verwirklichen kann, oder zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschliessen und je einen Bereich für sich bezeichnen, gleichzeitig (d.h. nicht nacheinander) und gleichwertig (d.h. ohne Überlegenheitsanspruch und Unterordnung) gemeinsam ein Ganzes ausmachen.“

(S. 125/126)

Herzka (1999/2000) erklärt wie Identität in der Dialogik als anhaltender Prozess zwischen sich widersprechenden, sich gegenseitig ausschliessenden und gleichzeitig einander vervollständigenden Bereichen definiert wird. Der bestehende Widerspruch zwischen zwei gleichzeitig gültigen Bereichen muss im Sinne der Dialogik ausgehalten, reguliert und fruchtbar gemacht werden. Im Zentrum der Theorie stehen zwischenmenschliche Interaktionen und die Dynamik intersubjektiver Prozesse. Die Dialogik bezieht sich auf das konkrete menschliche Leben und Erleben, der Mensch als Subjekt wird grundsätzlich einbezogen.

Die Dialogik postuliert, dass es Widersprüche gibt, sowohl gegenüber anderen wie innerhalb der Person. Sie vertritt die Ansicht, dass die Andersartigkeit, auch innerhalb des Individuums, anerkannt und akzeptiert werden muss, eine Seite nicht vernachlässigt werden darf, und dass nur das Nebeneinander beider Komponenten zum Ganzheitlichen und Wahrhaftigen führt. Im Falle der biculturellen Identität bedeutet dies, dass beide sehr unterschiedlichen Teile der Identität, in diesem Fall die jüdische und schweizerische Identität, von der Person akzeptiert werden müssen. Nur wenn diese gleichwertig behandelt werden, können sie nebeneinander bestehen, nur durch die Akzeptanz der zum Teil widersprüchlichen Identitäten, kann die Person als Ganzes definiert und ihre gesamte Identität verwirklicht werden.

Multikulturalität im Sinne der Dialogik – am Beispiel des Judentums in der Diaspora

Nachfolgend wird die Anwendung der Dialogik zunächst allgemein auf die Thematik der multikulturellen Identität und darauffolgend speziell auf die jüdische Identität in der Diaspora beschrieben.

In seinem Vortrag “Dialogik als Praxis. Ein Arbeitsbericht“ zum 80. Geburtstag von Hermann Levin Goldschmidt sieht Heinz Stefan Herzka (1994) in der Gestaltung der Multikulturalität eine der Kernfragen der Dialogik:

„Für die eigene kulturelle Zugehörigkeit ist es notwendig, das Andersartige als fremd zu erleben, denn die Gegenüberstellung und Abgrenzung bestärkt die eigene kulturelle Zugehörigkeit. Gleichzeitig aber ist es möglich und erforderlich, sich mit dem gleichwertigen Anderen in seiner Andersartigkeit zu befreunden. Befremden und Befreunden können in widersprüchlicher Dialogik gemeinsam entwickelt werden. Multikulturelle Sozialisation bedeutet ferner ebenso Bejahung des Anderen und Nicht-Verwirklichten in mir selbst wie Bejahung der Andersartigkeit des Anderen im Gegenüber. Die Differenz stiftet Identität und Zusammengehörigkeit.“

(S. 131)

Er konkretisiert die dialogische Entwicklung anhand der zweisprachigen Kindheit. Beim Erlernen von zwei verschiedenen Sprachen entwickeln die Kinder in der Regel eine Haupt- und Nebensprache, und oftmals kommt es zu einer vorübergehenden Ablehnung einer der beiden Sprachen. Zu einem späteren Zeitpunkt finden sie jedoch wieder zur Zweisprachigkeit zurück, sofern „in ihrer Lebenswelt beide Sprachen bejaht werden“. Herzka zeigt auf, dass der Widerspruch und die Gegenüberstellung unterschiedlicher Kulturen, Traditionen und Normen zur Weiterentwicklung geführt haben. Die Kulturgeschichte braucht demnach das dialogische Gegenüber ungleicher Kulturen und deren gleichwertige Gegenseitigkeit.

Herzka (1994) beschreibt die Schweiz als Land, welches sich in mehrfacher Weise mit der Multikulturalität auseinandersetzen musste und muss:

„Die Schweiz mit der Doppelbürgerschaft ihrer Staatsbürger als Gemeinde- und Kantonsbürger, und dann erst Mitbürger der Eidgenossenschaft, mit ihrer Gegenüberstellung von romanischer und allemanischer Kultur, Protestantismus und Katholizismus, sowie von Mundart und Hochsprache, die Schweiz ist nicht zuletzt ein Beispiel für zweikulturelle und multikulturelle Erfahrungen in einem durchaus dialogischen Sinn. Ihre Geschichte verläuft zwischen einerseits dem fruchtbaren Dialog mit dem zunächst Fremdartigen und Ausländischen, handle es sich nun um das Verhältnis zu Europa oder zu ausländischen Asylsuchenden, und andererseits der dialektischen und destruktiven, rassistischen Ablehnung und Abkapselung. Das hat gerade die jüngste Geschichte dieses Landes, sowohl im Bereich der Europapolitik wie der Asylpraxis gezeigt. Wir stehen nicht nur am Anfang einer neuen Sicht der individuellen Identität, sondern auch eines neuen Kultur-, Politik-, und Geschichtsverständnisses. Es basiert dialogisch auf Verschiedenheit, Andersartigkeit und Differenz kultureller Gegenüber und schliesst Widerspruch und Auseinandersetzung ein.“

(S. 132)

David Suchoff (1994) überträgt das dialogische Verständnis der Multikulturalität auf das Problem der widersprüchlichen Identität der europäischen Juden in der heutigen Zeit (Vortrag „Widersprüchliche Identität: Judentum und Postmoderne im Denken Hermann Levin Goldschmidts“). Er erwähnt, dass Goldschmidt 1946 zum ersten Mal die Idee widersprüchlicher Identität - als Juden und Europäer - verteidigt. Diese Identität sollte den besonderen „jüdisch-geschichtlichen Zusammenhang“ bewahren und gleichzeitig die bedeutsame Nachkriegskultur als Ganzes erfassen. Goldschmidt forderte direkt nach dem Holocaust, dass die Juden zum einen das Recht darauf haben, vollkommen am Erbe der europäischen Aufklärung teilzuhaben, und gleichzeitig in der jüdischen Tradition leben zu können. Suchoff (1994) vertritt die Meinung, dass Goldschmidt damit wesentlich zur „neuen Kulturpolitik der Differenz“, wie sie auch in der heutigen Zeit im multikulturellen Denken zum Ausdruck kommt, beigetragen hat:

„Goldschmidts Werk schafft das, was andere postmoderne Denker wie Derrida nur implizit enthalten: eine Verbindung zwischen der vielfältig bestimmten, sich selbst entfremdeten Identität, und der konkreten widersprüchlichen Erfahrung jüdischer Kultur in Mitteleuropa. Die ‘Eigenart’ des deutschen Judentum, wie Goldschmidt treffend formuliert, ‘liegt in der diesem Volk eigentümlichen Verquickung einer entschiedenen Besonderheit mit der entschiedensten Allgemeinheit’. Diese Spannung zwischen universaler Anerkennung des Individuums und dem Recht, konkret und ethnisch verschieden zu sein, formt Goldschmidts Werk: er rettet dieses Vermächtnis deutschen Judentums zur Bestimmung einer interkulturellen Identität. Goldschmidt nimmt also für Juden das Recht in Anspruch, sowohl verschieden als auch identisch mit der Kultur der Aufklärung zu sein - dazu gehört auch das Recht auf eine in sich widersprüchliche Identität Sein Werk unterscheidet sich eben darin von der vorherrschenden Richtung zeitgenössischer jüdischer Intellektueller, die vor den Widersprüchen der Postmoderne zurückscheuen, indem sie eine einfache monologische Form des jüdischen Selbst zu bewahren suchen.“

(S. 112/113)

Suchoff (1994) begründet den Widerstand vieler jüdischer Autoren, die Integration widersprüchlicher Identitäten zu akzeptieren, u.a. mit der Angst zu vergessen. Der hohe Stellenwert, welche das Judentum auf die Erinnerung legt, macht den Begriff des Widerspruchs, mit seiner Konnotation von Unbeständigkeit, im postmodernen Denken verdächtig. Deshalb zögerten europäische Juden, eine Verbindung zwischen dem Vermächtnis europäisch-jüdischer Kultur und dem sich entfremdeten Selbst des Poststrukturalismus herzustellen.

Goldschmidt (1965) versuchte in den Philosophien von Hermann Cohen und Martin Buber eine Befreiung der Widersprüche jüdischer Identität zu finden. Er beschrieb, wie durch das Fortschreiten ethnischer Anpassung und durch den Widerstand gegen eine universale Kultur, eine ganz spezielle Form kulturellen Denkens entstanden ist. Er setzt sich mit der Problematik auseinander, sich in der Gesellschaft zu assimilieren, ohne dabei die kulturelle Besonderheit zu verlieren:

„Die Neuzeit trieb ... das Judentum in die Enge: Angleichung fordernd, statt Gleichberechtigung einzuräumen, oder diese Gleichberechtigung nur zum Preis der Angleichung zu gewähren bereit.“

(S. 51)

Goldschmidt hat mit seinem Begriff der jüdischen Identität eine allgemeine Betrachtungsweise für eine multikulturelle Identität beschrieben. Zum einen fordert er Respekt vor universalen Werten wie auch das Recht für kulturelle Besonderheit und für die Bewahrung von Tradition. Er sieht in der Assimilation keinen einseitigen, sondern dialektischen Aspekt des Universalismus. Bei den Nichtjuden führte die Assimilation zu Hass gegen die jüdische Besonderheit, hingegen löste sie bei den Juden eine neue Anerkennung jüdischer Verschiedenheit aus.

Nach Suchoff (1994) wird der Vergleich zwischen der jüdischen Minderheitsidentität und den Problemen einer postmodernen Ethnizität selten gezogen. In Goldschmidts Werk „Freiheit für den Widerspruch“ (1976) herrscht der Gedanke, dass das jüdische Volk seinen Anspruch auf widersprüchliche Identitäten geltend machen kann, um so seine Unabhängigkeit behaupten zu können. Sowohl Goldschmidt, wie auch Finkelkraut vertreten die Ansicht, dass die Kultur der Mehrheit die jüdische Minderheit wegen ihrem Recht auf diese widersprüchliche Identität verachtet. Finkelkraut (1985) erklärt, dass einige dem Volk Israel Ungenügen bei seinen Integrationsbemühungen vorwarfen, und andere dessen Anstrengungen übertrieben fanden und in der Anpassungsfähigkeit und Modernitätssuche der französischen Juden einen unbegrenzten Herrschaftswillen sahen. Er schreibt, dass die Juden, gleichzeitig nicht assimilierbar und zu sehr assimiliert, mit ein und demselben Tod für die beiden widersprüchlichen Delikte bezahlt haben.

Suchoff (1994) beschreibt das philosophische Hauptargument Goldschmidts als den Übergang vom Monolog zum Dialog. Er betrachtet es allgemein als wichtigen Beitrag zur Verteidigung von Minderheitskulturen und zum Problem von Europa mit ihren verschiedenen Minderheitsidentitäten. Goldschmidt (1948) beschreibt die Spannung zwischen „Jüdischkeit und Europäertum“, den Widerspruch zwischen jüdischer Identität und universaler Kultur:

„Der Jude kann ... weder als nur besonderes Wesen bestehen, noch ohne sein Besonderes der Allgemeinheit und Gemeinschaft fruchten.“
(S. 108)

Henry Louis Gates Jr. (1992), ein zeitgenössischer Theoretiker des Multikulturalismus, argumentiert auf ähnliche Weise wie Goldschmidt, indem er die Notwendigkeit einer „neuen bürgerlichen Kultur“ fordert, welche gleichzeitig den Respekt für ethnische Eigenheit zeigt. Franz Rosenzweig (1988) formuliert den Begriff jüdischer Besonderheit in dem Sichabscheiden des einzelnen Volkes von anderen Völkern, wodurch es wiederum mit ihnen zusammenhängt. Jede Grenze hat zwei Seiten – indem sich etwas abgrenzt, grenzt es sich an etwas anderes an.

Goldschmidts Modell des Widerspruchs steht für die Verteidigung eines universalen Rechts auf eine besondere Form kultureller Identität. Die Beanspruchung dieses Rechts, das Ausleben der kulturellen Eigenheit ohne Neigung zum Extremen, verlangt jedoch vom Individuum Mut, Kraft und ein gestärktes Selbstbewusstsein.

7.2 Untersuchungsbefunde

7.2.1 Analyse der Interviews

Die schweizerische Identität von Juden und Jüdinnen

Zuerst interessiert die Frage, ob und inwiefern die **Schweiz** für Schweizer Juden und Jüdinnen **als Heimat** verstanden wird. Zudem wird das Zugehörigkeitsgefühl zur Schweiz beschrieben. Die Einstellung und Gefühlswelt der Kinder unterscheidet sich diesbezüglich von derjenigen der Erwachsenen. Es schien deshalb sinnvoll, die Interviews der Erwachsenen mit denjenigen der Kinder aus den jüdischen Primarschulen als Vergleich ergänzend hinzuzuziehen..

Der Begriff Heimat ist vielfältig. Die nachstehend aufgeführte Definition aus dem Brockhaus (1999) stellt eine Möglichkeit dar, wobei der dort angesprochenen Subjektivität des Heimat-Begriffes in dieser Arbeit eine besondere Bedeutung zukommt.

Definition Heimat:

„Subjektiv von einzelnen Menschen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale Einheit, zu der ein Gefühl besonders enger Verbundenheit besteht. Im

allgemeinen Sprachgebrauch ist Heimat zunächst auf den Ort (auch als Landschaft verstanden) bezogen, in den der Mensch hineingeboren wird, wo die frühen Sozialisationserlebnisse stattfinden, die weithin Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und schliesslich auch Weltauffassungen prägen. Insoweit kommen dem Begriff grundlegend eine äussere, auf den Erfahrungsraum zielende, und eine auf die Modellierung der Gefühle und Einstellungen zielende innere Dimension zu, die (zumal der Begriff Heimat zunächst mit der Erfahrung der Kindheit verbunden ist) dem Begriff eine meist stark gefühlsbetonte, ästhetische, nicht zuletzt ideologische Komponente verleihen.“

(S. 108)

Der grösste Teil der Juden, welche in der Schweiz wohnen, sind Schweizer Bürger. Diese Tatsache unterscheidet die jüdische Gemeinschaft von den meisten anderen Minderheiten in der Schweiz, welche oft eine andere Nationalität haben. Trotzdem haben vor allem jüdisch-traditionell erzogene Kinder Schwierigkeiten, sich als Schweizer und Schweizerinnen zu definieren - sie fühlen sich in der Schweiz nicht wirklich zu Hause und distanzieren sich emotional davon. Viele der befragten jüdischen Kinder stehen der Schweiz sehr kritisch gegenüber, sie träumen von anderen Ländern und wollen auswandern, wenn sie erwachsen sind. Andererseits sind sie hier aufgewachsen und fühlen sich diesem Land verbunden. Dieser Zwiespalt zwischen Distanzierung und Verbundenheit gegenüber der Schweiz führt dazu, dass sich viele Kinder „fremd im eigenen Land“ fühlen. Es werden im folgenden **drei mögliche Begründungen für dieses gleichzeitige Gefühl des Fremd- und Zugehörigseins** aufgeführt.

1. Bikulturelle Identität

Das jüdische Kind in der Schweiz wird zumindest durch zwei sehr unterschiedliche Identitäten geprägt, durch die Jüdische und die Schweizerische. Ohne den wertenden Einfluss der Gesellschaft und des persönlichen Umfeldes sind Kinder durch ihr offenes und tolerantes Wesen viel eher in der Lage als Erwachsene, mehrere Identitäten auf natürliche Weise in ihre Person zu integrieren. Durch die Beeinflussung und Verunsicherung der Erwachsenen ist es jedoch vor allem im Kindes -und Jugendalter nötig, sich auf eine der beiden Identitäten zu konzentrieren, damit eine deutlichere Orientierung möglich wird. Dies hat zur Folge, dass das Kind einen Schwerpunkt der eigenen Identität setzt, da das Nebeneinander der beiden Richtungen zu grosse Verwirrung stiftet. Indem es sich auf die eine Identität besonders stark besinnt, schiebt es die andere von sich weg und wertet diese ab. Im Erwachsenenalter kann sich dies ändern. Durch die gefestigtere Identität kann der Versuch gewagt werden, die beiden Persönlichkeitsanteile zugleich zu leben, ein

Miteinander zu finden, statt diese gegeneinander auszuspielen. Die dominante, primäre Identität bei den befragten Kindern ist bei der Mehrheit die jüdische Identität, demnach wird die schweizerische Identität unterdrückt und verliert an Bedeutung. Diese Gewichtung kann sich jedoch im Laufe der Pubertät massiv und mehrmals ändern - der Jugendliche muss zuerst herausfinden, welche Richtung er einschlagen möchte.

2. Unterschiedliche Nationalitäten der Eltern

Die zweite Begründung für diesen inneren Zweispart entsteht durch die Tatsache, dass die meisten jüdischen Familien, oder zumindest ein Elternteil, erst seit relativ kurzer Zeit in der Schweiz leben. Die Mehrzahl der Kinder weisen nicht ausschliesslich durch die Religionszugehörigkeit eine mehrkulturelle Identität auf, sondern tragen auch von der Nationalität her verschiedene Teile in sich. Das nationale Gefühl wird zersplittert, sie fühlen sich ein bisschen schweizerisch, französisch, tschechisch usw..

„Ich hasse es, in der Schweiz zu wohnen. Ich habe ausser meinen Eltern und meiner Schwester niemanden hier von meiner Familie, alle wohnen in Österreich oder in England. In England fühle ich mich auch wohler, wir leben dort alle zusammen, wenn ich jemanden sehen möchte, kann ich einfach zwei Häuser weiter spazieren - das kann ich hier nicht, hier muss ich den Bus nehmen, um abzumachen. Zweitens fühle ich mich in der Schweiz einfach nicht sehr wohl, ich weiss auch nicht warum. Ich habe keine Erklärung dafür, es ist mir einfach nicht wohl.“

(Transkript S. 23)

Diese Aussage einer Fünftklässlerin verdeutlicht die Verteilung der Bezugsländer auf verschiedene geographische Gebiete. Viele der Kinder haben einen Teil ihrer Familie in einem anderen Land, welches sie oft besuchen. Viele von ihnen sind Doppelbürger und Doppelbürgerinnen. Insofern haben die Kinder, im Gegensatz zum Durchschnittsschweizer, die Möglichkeit des Vergleichs zwischen der Schweiz und ihren Bewohnern und einem anderen Land mit dessen Bevölkerung. Dieses andere Land wird zum Ferienland und nimmt eine besondere Stellung ein. Als Gast in einem anderen Land geniessen sie eine Sonderstellung, sie fühlen sich als etwas Besonderes. Die Familie unternimmt mehr aussergewöhnliche Dinge, und so wird das eigene Land, wo nur der übliche Alltag erlebt wird, gegenüber dem Ferienland abgewertet. Durch den Vergleich erfahren die Kinder, dass es in anderen Ländern andere Mentalitäten und Lebensweisen gibt. Dieser Vergleich zweier Länder hat zur Konsequenz, dass sie ein kritisches Auge auf das eigene Land werfen.

Zusätzlich sind manche der Kinder stolz darauf, nicht ein „durchschnittlicher“ Schweizer, eine „durchschnittliche“ Schweizerin zu sein, sondern dass ein Teil von ihnen etwas Spezielles, Fremdländisches ist. Durch diesen Stolz wachsen die Phantasien und Träume über dieses andere Land. In Gedanken wird es ein Traumland, wo alles viel besser ist. Dies hilft ihnen in schlechten Zeiten, in denen sie sich in der Schweiz nicht wohl fühlen, in ihren Phantasien zu diesem Traumort zu flüchten.

3. Vorurteile der schweizerischen Umwelt – Angst vor Ausgrenzung und Antisemitismus

Als dritte Begründung für dieses gleichzeitige Gefühl des Fremd- und Zugehörigseins seien Vorurteile und falsche Vorstellungen der Umwelt erwähnt. Manche Schweizer betrachten die Juden als Israelis, und vielen fällt die Vorstellung schwer, dass die jüdischen Bewohner der Schweiz genauso Schweizer Staatsbürger sind wie sie auch. Diese Betrachtungsweise kann ebenfalls zu einem geschwächten Identifikationsgefühl eines Juden zur Schweiz oder sogar zu einer Oppositionshaltung führen. Dieses Gefühl des Ausgegrenztseins kann sich durch die Angst vor Angriffen oder tatsächlichen antisemitischen Erlebnissen verstärken.

Diese drei Hypothesen beziehen sich auf die befragten Kinder und Jugendlichen von jüdischen Primarschulen, welche in einem traditionellen bis orthodoxen jüdischen Umfeld aufwachsen – Kinder aus jüdisch liberaleren Kreisen haben vielleicht eine stärkere Beziehung zur Schweiz, da sie im nichtjüdischen Umfeld besser eingebettet sind. Die bisher aufgeführten Argumente führen dazu, dass sich viele jüdische Kinder mit der Schweiz nicht völlig identifizieren können. Trotzdem ist die Schweiz derjenige Ort, in dem sie leben und ihre Freunde haben. Schlussendlich verbindet die Person auch einen Teil ihrer eigenen Mentalität mit der Schweiz. Diese beschriebenen „zwei Seelen in einer Brust“ können zu inneren und äusseren Konflikten, einer gewissen Heimatlosigkeit und zu grossen Orientierungsschwierigkeiten führen.

An dieser Stelle soll ein kurzer Ausschnitt aus der Klassendiskussion der sechsten Klasse aufgeführt werden, in dem vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben über die schweizerische Mentalität diskutieren:

K: „Also die Schweiz gefällt mir, aber ich finde die Leute, wie X gesagt hat, ein bisschen kalt oder so. Jeder macht, was er machen muss, und ja nicht mit dem anderen reden oder ihm helfen, etwas hinaus zu tragen, und deshalb möchte ich wahrscheinlich auch auswandern nach Israel.“

M: „Also was X gesagt hat. Sicher stimmt es, dass die Leute ein bisschen kalte Leute sind, aber es stimmt nicht für alle. Also es gibt sicher auch höfliche Leute.“

K: „Auf meinem ‚Nach-Hauseweg‘ treffe ich manchmal auf Leute, welche mir entgegen kommen, und ich bin manchmal der Einzige der manchmal ‘Grüezi’ sagt. Die Leute, sie schauen dich vielleicht nicht einmal an, sie gehen einfach an dir vorbei, es ist einfach ein wenig unfreundlich.“

M: „Also z.B. die Kellner im Restaurant, z.B. in Amerika, da ist es genau das Gegenteil, sie sind einfach viel freundlicher, sie reden und so - es ist einfach schon ein wenig anders.“

(Transkript S. 54)

In dieser Konversation ist ersichtlich, dass die Kinder sich selbst als Aussenstehende sehen - sie charakterisieren die Menschen in der Schweiz, als ob sie selbst nicht dazu gehören würden. Die Kritik fällt undifferenziert aus und kann nur selten begründet werden. Einige Schüler und Schülerinnen äussern sich jedoch positiv zur Schweiz, sie beschreiben, dass sie sich hier wohl fühlen, es fällt ihnen aber schwer konkrete Vorteile zu definieren:

„Ich finde, es stimmt überhaupt nicht, was gesagt wurde. Ich finde es in der Schweiz überhaupt nicht langweilig, man kann hier genauso viel machen, wie z.B. in England. Es gibt hier auch Sachen, die man machen kann z.B. - ich weiss es nicht. Ich finde es gut, dass ich in der Schweiz wohne, auch wenn ausser meinen Grosseltern und meinem Onkel niemand hier in Zürich wohnt. Sonst habe ich Tanten und Cousinen in Amerika und meine Cousins wohnen in Basel.“

(Transkript S. 23)

Ein Mädchen aus derselben Klasse zieht die Schweiz anderen Länder vor, obwohl sie ebenfalls mit der englischen Kultur verbunden ist:

„Ich finde es super in der Schweiz, und ich würde lieber da bleiben als wegzugehen. Ich finde, es gibt hier so schöne Landschaften und all das, ich finde es einfach schöner, weil ich immer in der Schweiz gewohnt habe.

England finde ich super, meine Mutter kommt von England, und wir haben Familie dort. Was ich dort gut finde, ist das: Also wenn man hier einkaufen geht, dann kauft man, zahlt man und tschüs. Wir waren in England am Meer, und am Schluss unseres Urlaubs haben wir fast alle, auch in allen Geschäften, gekannt, sie haben uns gefragt, ob wir neu sind, und wir konnten

plaudern, und es ist mehr familiär. Man ist nicht unter sich, unter Juden, aber man ist unter Freunden.“

(Transkript S. 25)

Der letzte Satz „Man ist nicht unter sich, unter Juden, aber man ist unter Freunden“ soll etwas genauer betrachtet werden. Zum einen definiert diese Schülerin dadurch sehr präzise ihre eigene Identität: „Unter sich sein“ bedeutet unter Juden und nicht unter Schweizern zu sein. Sie, wie auch die allermeisten anderen Schüler und Schülerinnen, sieht sich primär als Jüdin, sie definiert ihre Identität eindeutig durch ihre Religionszugehörigkeit und nicht durch ihre Nationalität. Zugleich beschreibt sie jedoch, welche Voraussetzung es braucht, um sich in einem Land wohl zu fühlen - man muss das Gefühl haben, „unter Freunden“ zu sein. Dies bedeutet, dass man von der restlichen Umwelt in freundlicher Weise aufgenommen, akzeptiert und respektiert wird, und insofern dann ein Teil ihrer Gemeinschaft werden kann.

Wenige der befragten Kinder äussern sich eindeutig positiv zur Schweiz, und nur ein einziger Junge spricht sich klar gegen eine zukünftige Auswanderung in ein anderes Land aus. Das materielle Wohlergehen und der Sicherheitsfaktor (in der Schweiz gibt es keinen Krieg) sind die meist erwähnten positiven Zuschreibungen zur Schweiz. Obwohl sich manche der Kinder in der Schweiz wohl fühlen, hegen viele von ihnen den Wunsch, eines Tages nach Israel oder Amerika auszuwandern.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich nur wenige der befragten Kinder mit der Schweiz zu identifizieren scheinen. Sie grenzen sich von den anderen Schweizern und Schweizerinnen ab, sie sprechen von ihnen, als ob sie nicht selbst dazu gehören. Sie ziehen eine deutliche Trennlinie zwischen sich und der restlichen Schweizer Bevölkerung. Viele träumen davon, eines Tages in ihrem Traumland, wo immer es auch sein mag, leben zu können. Es muss jedoch betont werden, dass diese Kinder in einem sehr jüdisch geprägten Umfeld aufwachsen. Jüdische Kinder, welche in die nichtjüdische Gesellschaft vermehrt integriert sind, identifizieren sich wahrscheinlich stärker mit der Schweiz. Sie definieren ihre eigene Identität vermutlich weniger durch die Abgrenzung zur Schweiz. Zudem scheint eine gewisse kritische Haltung gegenüber der Schweiz auch bei Kindern und Jugendlichen anderer Minderheiten vorhanden zu sein. So betont manches Kind, deren Eltern z.B. aus Italien, Spanien oder der Türkei sind, dass die Schweiz nicht viel Gutes hat, aber ihr „eigentliches Heimatland“ viel besser ist - es identifiziert sich also primär mit der „Minderheitenidentität“.

Während die Befragung in jüdischen Primarschulen das kritische und distanzierte Verhältnis der jüdischen Kinder zur Schweiz darlegte, zeigte sich in den Gesprächen mit jungen jüdischen Erwachsenen eine unterschiedliche Haltung gegenüber der Schweiz – wobei eine gewisse kritische Einstellung in den meisten Fällen auch hier vorhanden ist.

Im Erwachsenenalter findet eine Änderung der Einstellung gegenüber der Schweiz statt. Diejenigen jüdischen Menschen, welche sich entschlossen haben, ihr Leben in der Schweiz zu verbringen, legen zumeist ihre Abwehrhaltung bei Seite, da auch sie einen Ort brauchen, mit dem sie sich identifizieren können. Sie können es sich nicht mehr „leisten“, die Schweiz zu kritisieren, da die Aussicht auf eine mögliche Auswanderung mit steigendem Alter immer schwieriger wird. Sie müssen sich entscheiden, was sie wollen und wo sie leben möchten. Nach diesem Entschluss müssen sie versuchen, Wurzeln zu schlagen, und das Land in dem sie leben, als ihr eigenes zu betrachten. Zudem werden sie sich ihrer eigenen schweizerischen Identität und Mentalität mehr bewusst. Der Prozess des Eingestehens der eigenen schweizerischen Identität findet öfters erst im jungen Erwachsenenalter statt. Viele junge Menschen realisieren die Sinnlosigkeit des Bestrebens, den Schweizer Teil des Selbst verdrängen zu wollen. Sie erkennen, dass sie der Schweizer Mentalität in gewissen Aspekten näher stehen, als sie wahrhaben wollten. Dasselbe gilt ebenfalls für Personen die versuchten, ausschliesslich die schweizerische Identität zu leben, und den jüdischen Anteil der eigenen Person unterdrückten. Früher oder später werden sie bewusst oder unbewusst mit beiden Hälften ihrer Identität konfrontiert, und eine Flucht davor wird zur Illusion.

Der Begriff der Heimat wird von den Befragten unterschiedlich aufgefasst – auch deren heimatliche Gefühle zur Schweiz unterscheiden sich sehr voneinander. **Die Befragten lassen sich in drei Gruppen einordnen:** Zur ersten Gruppe gehören diejenigen welche die Schweiz uneingeschränkt als ihre Heimat betrachten. Die zweite Gruppe steht der Schweiz kritisch gegenüber, trotzdem betrachten sie die Schweiz als ihre Heimat. Eine Minderheit von Befragten, welche der dritten Gruppe zugeordnet werden kann, kann sich mit der Schweiz überhaupt nicht identifizieren.

1. Schweiz als unbestrittenes Heimatland

Zu dieser Gruppe gehören diejenigen Schweizer Juden und Jüdinnen, welche sich mit der Schweiz stark identifizieren können. Sie fühlen sich dem Land zugehörig, definieren sich selbst als „normale“ Schweizer und sind stolz auf ihre Heimat:

„Ja, ganz klar, hier bin ich daheim. [...] Ja, es ist einfach alles, dort bin ich geboren, dort habe ich Freunde, das Land finde ich schön, ich kenne das Land am besten, dort fühle ich mich zu Hause, das ist ganz einfach.“

(Interview 2, S: 9)

Eine kurze und präzise Definition der Schweiz als Heimatland wird im fünften Interview gegeben:

„Die Schweiz ist meine Heimat, ich rede Schweizerdeutsch, ich bin hier aufgewachsen, ich habe meine Freunde hier. Ich kenne nirgends so viele Menschen wie hier. [...] Das ist einfach die Umgebung, familiäre Motive, kulturelle Motive. Ich bin hier aufgewachsen. Ich bin gerne hier, oder anders formuliert: Es gibt momentan keine ‚Push-Faktoren‘, um nach Israel oder nach Amerika oder sonst irgendwohin zu gehen. Es gibt gewisse Orte, die mich anziehen, aber es gibt in der Schweiz nichts, was mich wegstösst.“

(Interview 5, S. 12/13)

Manchmal führt erst ein Aufenthalt im Ausland dazu, dass die eigentlichen Wurzeln in dem Land gefunden werden, in welchem man aufgewachsen ist. Eine junge Frau distanzierte sich in ihrer Jugend von ihrer schweizerischen Identität, fühlt sich jedoch heute als echte Schweizerin und sieht die Schweiz als ihre Heimat:

„Vor drei Jahren waren S. und ich in Israel. Er ein halbes Jahr, und ich vier Monate. Und seither habe ich das Gefühl, dass mein Plätzchen hier ist. [...] Ich denke, ein grosser Teil ist die Familie, die ich hier habe. Ein grosser Teil ist mein Beruf, den ich hier habe. Und einfach zu merken, dass ich eigentlich doch recht schweizerisch bin und mich hier wohl fühle. Ich habe durch die Distanz dann gemerkt, dass es hier eigentlich doch recht gut ist.“

(Interview 6, S. 8)

Es fällt ihr jedoch schwer, das Schweizerische in ihr zu definieren:

„Das ist schwierig. Zum Teil die Affinität zu Zürich. Ich bin gerne hier, ich mag die Stadt, ich habe meine Leute hier. Ich fühle mich hier daheim. Was ist schweizerisch an mir? Ja, also das Sicherheitsdenken. Damit hatte ich recht Mühe, mir vorzustellen, dass ich Familie in Israel hätte, und dass sie dann ins Militär müssten. Und dass ich dann immer wieder Angst haben müsste. Zu dieser Zeit war auch wieder etwas los im Norden von Israel. Und damit konnte ich ziemlich schlecht umgehen. Ich hatte solche Ängste. Und als ich zurückkam, habe ich gemerkt, dass ich es geniesse, in den Bus einsteigen zu können, ohne

mich umzusehen, oder auf der Strasse mich zu fragen, hat der jetzt ein Messer. Das habe ich ziemlich stark empfunden.“

(Interview 6, S. 8/9)

Die zwölfte Gesprächspartnerin berichtet ebenfalls, dass sie sich ihrer schweizerischen Identität vor allem im Ausland und danach bei ihrer Rückkehr bewusst wurde. Sie antwortet auf die Frage, ob sie sich dem Schweizer oder dem jüdischen Teil in ihr stärker verbunden fühlt:

„Das kann ich nicht so beantworten. Das bin ich. Und ich kann nicht sagen, dass ich bei diesem Teil mehr mich bin, und beim anderen Teil weniger. Ich habe in Israel gemerkt, dass ich mich sehr mit der Schweiz verbunden fühle. [...] Ja, aber auch seit ich zurück bin. Wenn ich in Zürich bin, dann habe ich das Gefühl, das ist meins. Das kenne ich. Dieses Gefühl von Sicherheit. [...] Und Zugehörigkeit. Und wirklich sich darin bewegen können mit einer Sicherheit. Ich kann irgendwo anrufen und sagen, grüezi und hallo, und wie ist das. Als ich in Israel war, da hatte ich immer das Gefühl, das ich die Codes nicht kenne. Dass ich entweder zu wenig schnell anfangen auszurufen oder zu schnell, aber ich wusste nie genau, wie ich mich verhalten soll.“

(Interview 12, S. 13)

Eine Doppelbürgerin, deren Mutter Israelin ist, erklärt wie sie als Kind in zwei Ländern gross wurde – trotzdem bezeichnet sie die Schweiz als ihre Heimat:

„Es ist wohl so, wie bei der zweiten Generation der Italiener, die hier sind, welche auch beides sind. Wir sind auch jedes Jahr nach Israel in die Ferien, aber schlussendlich war ich doch hier zu hause.“

(Interview 8, S. 5)

2. Schweiz als Heimatland mit Vorbehalten

Die grosse Mehrheit der Befragten lassen sich dieser Gruppe zuordnen, sie empfinden die Schweiz auf unterschiedliche Weise als Heimat. Sie fühlen sich dem Land verbunden, haben jedoch Schwierigkeiten, sich mit dem Land wirklich zu identifizieren und stehen der Schweiz in gewissen Bereichen sehr kritisch gegenüber. Die Schweiz bedeutet für viele Heimat, ein Ort, welchem sie sich zugehörig fühlen, wobei der Kantonspatriotismus teilweise stärker ausgeprägt ist als das Heimatgefühl zum Land selbst. Die Verbundenheit begründen sie oft mit familiären, sozialen und wirtschaftlichen Motiven, dank derer sie hier

ein gutes Leben führen können. Auf die Frage, ob sie stolz sei, Schweizerin zu sein, meint die vierte Interviewpartnerin schmunzelnd:

„Je länger je weniger (lacht). [...] Das hat mit solchen Sachen wie mit der EU zu tun. Ich finde einfach, heute stimmt das nicht mehr, was die Schweiz einmal sein wollte. Aber das Sichere, und dass es einem gut geht, dass hier mehr gemacht wird für die Menschen, als beispielsweise in einem Drittweltland, das schätze ich.“

(Interview 4, S. 10)

Eine andere Interviewpartnerin kann sich mit der Schweiz als Land und Heimat nur beschränkt identifizieren, ihre schweizerischen Zugehörigkeitsgefühle werden vor allem im Ausland ersichtlich:

„Dieses Auslandschweizer-Syndrom, das habe ich auch. Nicht dass ich den 1. August unbedingt feiern muss, aber wenn ein Schweizer im Skirennen gewinnt, dann bin ich auch ganz stolz. Vor allem im Ausland.“

(Interview 8, S. 8)

Eine orthodoxe Frau betont ihre jüdische Identität und unterscheidet sich deswegen, aus ihrer Sichtweise, von der restlichen Bevölkerung. Trotzdem ist sie auf ihre schweizerische Identität sehr stolz, auch wenn sie der Mentalität gegenüber kritisch ist:

„Ich bin genauso wie ich stolz bin, Jüdin zu sein, stolz darauf, Schweizerin zu sein. Denn ich finde die Schweiz... Also sagen wir, den Schweizer an sich finde ich ja einen fürchterlichen Menschen, immer so pünktlich, immer so schweizerisch, kannst niemandem nach neun Uhr anrufen, das finde ich ja eine Katastrophe. [...] Aber so vom Image des Schweizlers her, so der ‚Tüpfelchisser‘, die Pünktlichkeit und die Bürokratie... Und trotzdem muss ich sagen, bin ich eigentlich stolz darauf, Schweizerin zu sein, denn ich finde es etwas Spezielles und es gibt mir eine gewisse Sicherheit, die ich habe hier in der Schweiz. Ich weiss, hier passiert mir so schnell nichts.“

(Interview 9, S. 12)

In Bezug auf ihre Zugehörigkeit fühlt sie sich jedoch primär als Jüdin und nur sekundär als Schweizerin – sie könnte sich problemlos vorstellen, in ein anderes Land auszuwandern. Die junge Frau aus dem zehnten Interview, welche durch ihren amerikanischen Pass drei

Identitäten in ihrer Person vereint, sieht die Schweiz als ihr Zuhause, obwohl sie das Land in vielem verurteilt:

„Ja obwohl, ich war mir immer bewusst, sagen wir, wenn es einen Krieg gäbe zwischen Israel und der Schweiz, da würde ich wollen, dass Israel gewinnt. Das war klar. Aber ich würde trotzdem sagen, dass ich in der Schweiz zu hause bin. Auch wenn ich nicht 100% hinter allem stehen kann.“

(Interview 10, S. 8)

Sie stellt mit Bedauern fest, dass sie vor allem im Vergleich zur israelischen Mentalität in ihrem Wesen sehr schweizerisch ist:

„Die Mentalität ist nicht so warm, herzlich und spontan. Andererseits finde ich es schön, dass die Leute im Tram warten, bis die anderen ausgestiegen sind. Ich finde es auch angenehm, dass man auf der Bank nicht warten muss, und dass die Post funktioniert. Von daher nenne ich mich Schweizerin, weil ich sehr wütend reagiere, wenn etwas nicht nach diesen Regeln abläuft. Ich war jetzt gerade in Israel, und wenn du dort aus dem Tram oder aus dem Bus steigen willst, dann stürmen einfach alle rein, und dann ‚verjagt‘ es mich. Es ist vielleicht Gewohnheitssache, aber es war nie ein Thema für mich, in Israel zu leben.“

(Interview 10, S. 16)

Sie fühlt sich der Schweiz als Wohnort, als geographischem Raum ihres Alltags zugehörig. Mit der Geschichte und Tradition des Landes kann sie sich jedoch kaum identifizieren – ihre Bezugspunkte sind sozial, familiär und kulturell bedingt:

„Wenn ich sage kulturell, dann meine ich zeitgenössische Kultur. Meine Eltern sind sehr an Kultur interessiert, das habe ich dadurch ein bisschen mitbekommen. Ich kenne Schweizer Künstler, aber mit Tradition, mit allem was Trachten, ‚Sechseläuten‘, Jodeln oder so anbelangt, kann ich gar nichts anfangen, wirklich nichts. Familiäre Motive bedeutet, dass meine Familie hier lebt, ich hier mein Leben verbringe und soziale Motive heisst, dass ich hier meinen Freundeskreis, mein soziales Umfeld – eigentlich alles habe.“

(Interview 10, S. 9)

Eine Interviewpartnerin beschreibt, dass die Schweiz ein Teil von ihr sei – sie verbindet damit ihre Sprache, ihre Kindheit und ihr Umfeld. Trotzdem fällt es ihr schwer, die Schweiz als ihre Heimat zu bezeichnen, und das Schweizerische an ihr verbindet sie mit negativen Attributen:

„Nicht so klar. Ich meine, ich bin schon Schweizerin, ich bin hier aufgewachsen, das hat mich irgendwie geprägt. Das habe ich vor allem gemerkt, als ich ins Ausland gegangen bin. Ich habe schon – obwohl ich es nicht so möchte – gewisse schweizerische Sachen an mir. [...] Vielleicht wäre ich noch spontaner oder weniger stur, wenn ich woanders aufgewachsen wäre.“

(Interview 11, S. 15)

Sie fühlt sich in erster Linie als Jüdin und erst danach als Schweizerin und begründet dies mit der prägenden Identifikation einer Minderheit. Das Gefühl, keine „richtige“ Schweizerin zu sein, ist eine subjektive Emotion, welche von ihr und nicht von aussen auf sie einwirkt:

„Dieses Gefühl habe nur ich selber manchmal, aber die anderen weniger. Vielleicht geschieht dies eher in dem Sinne, dass ich das manchmal in andere hinein interpretiere, aber ich glaube kaum, dass das jemand von mir denkt.“

(Interview 11, S. 18)

Das Heimatgefühl gegenüber der Schweiz kann eindeutig sein, auch wenn die Einstellung zum Land sehr kritisch ist:

„Ich bin zwar der Schweiz gegenüber kritisch, sehr kritisch. Aber es ist ein Heimatgefühl, ich habe immer hier gelebt, immer in Zürich. Ich würde sogar sagen, ich empfinde Zürich sogar noch mehr als Heimat als die Schweiz. Das ist für mich klar gewesen. Obwohl ich sehr Mühe habe, und auch immer wieder den Drang habe, wegzugehen. Aber im Sinne von Heimat, wo man herkommt, das ist schon eindeutig die Schweiz.“ (Interview 14, S. 10)

Er beschreibt mit welchen Seiten der Schweiz er Schwierigkeiten hat, sich zu identifizieren:

„Mit vielem. Mit der Lebensart, mit dem Klima, es ist vieles, gemischt. Die Einstellung, die Politik, diese gewisse Verslossenheit. Aber es ist ganz klar doch meine Heimat, auch wenn ich weggehen würde.“

(Interview 14, S. 11)

Andererseits verbinden ihn viele Aspekte mit der Schweiz:

„Soziale und kulturelle Motive. Im weitesten Sinne das Eingebundensein in die ganze schweizerische Gesellschaft, in das schweizerische Schulsystem und alles, das wurde dir

schon eingepflegt, auch die schweizerische Geschichte. Und das Kulturelle natürlich, man erlebt die schweizerische Kultur von Nahem, das ist auch die Naheliegendste, dort wo du aufwächst. Also dort waren sicher die stärksten Anknüpfungspunkte. Im Gegensatz zum Politischen, mit dem ich mich nie besonders stark identifizieren konnte, also mit unserer Politik, mit dem System, obwohl ich damit aufgewachsen bin, das habe ich immer mit Distanz angesehen, das war mir viel weniger vertraut oder wichtig.“

(Interview 14, S. 12)

Er antwortet auf die Frage, ob er stolz ist, Schweizer zu sein:

„Das ist ein Stück weit Gewohnheit, so dass es schwierig ist, sich das anders vorzustellen. Aber es ist ein gewisses Geschenk, bei aller Kritik, das ist schon klar. Es ist eine Gesellschaft, in der man gut leben kann, in der man seine Bedürfnisse gut befriedigen kann, das muss man schon sagen. Aber die Verknüpfung ist nicht so stark, dass ich mir nicht auch vorstellen könnte, eine andere Nationalität zu haben oder an einem anderen Ort zu leben. Es ist kein wahnsinnig starkes Glücksgefühl.“

(Interview 14, S. 12)

Die Mehrheit der Befragten fühlen sich als Schweizer bzw. Schweizerin, ihre primäre Identität sehen sie jedoch in ihrem Jüdischsein. Eine der wenigen Ausnahmen dieser Befragung bildet ein 35-jähriger Mann, welcher sich als primär schweizerisch und nur sekundär jüdisch bezeichnet. Er sieht sich jedoch nicht als Schweizer Patrioten, welcher um jeden Preis sein Land verteidigen würde:

„Ja, aber andererseits als man mich im Militär gefragt hat, habe ich gesagt, dass es mir nie in den Sinn käme, mit meinem Blut diesen Boden zu verteidigen. Ich finde diese ganzen künstlichen Grenzen sowieso einen absoluten Blödsinn. Ich würde das auch nicht für Israel tun. Ich kann mich sicher viel mehr identifizieren mit der Schweiz als mit Israel, wenn man es so ansieht. Ich kenne Israel nicht, und das Land gefällt mir auch nicht wahnsinnig gut. Da ist mir die Schweiz näher. Aber ich bin überzeugt, dass ich so quasi in jedem Land leben könnte.“

(Interview 16, S. 9)

Er fühlt sich der Schweiz durch familiäre und kulturelle Motive verbunden:

„Familiäre Motive, bezieht sich auf dieses Gefühl der Zweitgenerationen, dass man in der Schweiz aufgenommen wurde, dass man dankbar ist. Das habe ich von Zuhause auch auf diese Weise vermittelt bekommen. Kulturell bedeutet, dass man hier aufgewachsen ist, dass man das Land, seine Kultur und Gewohnheiten gut kennt. Aber politisch fühle ich mich hier nicht so verbunden, politisch bin ich oft nicht einverstanden mit der Schweiz.“

(Interview 16, S. 9)

Die Schweizer Kultur an sich ist ihm fremd, er kann sich mit der urtümlichen Volkskultur nicht identifizieren, sondern fühlt sich mehr mit der multikulturellen Atmosphäre in Basel verbunden:

„Mit Schweizer Kultur hatte ich immer etwas Mühe. Sie ist für mich sehr rechtslastig. Diese ganzen volkstümlichen Sachen sind immer sehr rechts und sehr schweizerisch. Ich hatte auch nie Lust jodeln zu lernen oder irgend so etwas zu machen. Das hat sicherlich auch damit zu tun, dass wir in Basel aufgewachsen sind, welches eigentlich mit all den Grenzen eine fast multikulturelle Stadt ist. Wir sind nicht typisch schweizerisch, wie beispielsweise die Bevölkerung, welche in Schwyz oder Uri aufgewachsen ist.“

(Interview 16, S. 9)

Die Gewichtung der verschiedenen Identitätsanteile können sich im Laufe der Entwicklung und Lebensgeschichte ändern. Ein junger Mann, der drei verschiedene Identitäten in sich vereinigt, beschreibt diese Verschiebung:

„Ja. Klar ja, mit allem wenn und aber, aber ich bin hier aufgewachsen! Ich habe keine traumatisierte Kindheit hinter mir, was das Judentum anbelangt. Natürlich habe ich auch negative Erfahrungen gemacht, hatte Unsicherheiten, aber grundsätzlich ein klares Ja. Wobei es bei mir ein spezieller Fall ist, da ich eine amerikanische Mutter habe, ich habe einen amerikanischen Pass. Damals waren wir fast jedes Jahr bei meinen Grosseltern in Amerika, und ich habe eine gewisse amerikanische Erziehung erhalten, war auch in einem amerikanischen Kindergarten, nicht nur im jüdischen Kindergarten. Ich bin es eigentlich von klein an gewohnt, mit verschiedensten Facetten zurecht zu kommen. Und manchmal fühlst du dich dort mehr zugehörig und dann hast du wieder eine Phase, in der du voll auf den Ami kommst oder voll auf das Jüdische oder auf das Schweizerische. Das hat sich immer ein bisschen abgewechselt. Aber grundsätzlich ist es ein Ja, ich bin hier aufgewachsen.“

(Interview 17, S. 10)

3. Keine heimatlichen Gefühle gegenüber der Schweiz

Nur zwei Personen distanzieren sich in deutlicher Weise von der Schweiz – eine Identifikation mit dem Land ist ihnen nicht möglich. Der fünfzehnte Interviewpartner, welcher sein Leben durch die Ereignisse des 2. Weltkrieges geprägt sieht, kann keinerlei Gefühle der Heimat oder Zugehörigkeit zur Schweiz empfinden. Er sei allgemein heimatlos, der einzige Ort in welchem er sich zu Hause fühlt, ist das Theater. Er erklärt das Fremdsein, das „Gast-Sein“ im eigenen Land mit seiner Geschichte und zitiert dabei ein Lied aus Schuberts Winterreise: „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus“. Er fasst seine nicht-schweizerische Identität wie folgt zusammen:

„Ich empfinde nichts an mir, überhaupt nichts als genuin schweizerisch, dass ich sagen könnte, das ist der Schweizer in mir. Ich kann diese Frage insofern nicht beantworten. [...] Etwas europäisches, etwas ‚western culture‘. Wenn ich mit jemandem zusammen bin aus Afrika oder Asien, dann merke ich, dass ich so nicht bin, sondern dass ich einem anderen Kulturkreis zugehöre. Aber ob das jetzt irgendetwas spezifisch schweizerisches ist, kann ich nicht sagen.“

(Interview 15, S. 13)

Im ersten Interview bezeichnet der 26-jährige Befragte Heimat als einen Begriff, welcher erst im Laufe der Entwicklung verstanden werden kann. In der Jugend bezeichnete er die Schweiz als seine Heimat, heute würde er es nicht mehr tun:

„Ja, ich sehe das mehr auf die Jugend bezogen, da ich damals noch keine anderen Dimensionen hatte, und noch keine konkreten Vorstellungen darüber hatte, was Heimat sein könnte, dass Heimat auch an einem anderen Ort sein könnte. Ich denke, der Heimatbegriff ist etwas, den man erst später reflektiert. Zu dieser Zeit habe ich mir darüber einfach noch keine Gedanken gemacht. [...] Jetzt würde ich das sehr wahrscheinlich schon nicht mehr mit ‚ja‘ beantworten. Sehr wahrscheinlich nicht.“ (Interview 1, S. 8/9)

Nach der Besprechung der unterschiedlichen Gefühle zur Schweiz als Heimat, stellt sich die Frage nach Motiven dieser Zugehörigkeit. Am häufigsten wurden familiäre und soziale Gründe als Verbindungsglied zur Schweiz genannt. Es ist die Tatsache, dass die Familie hier lebt, die Freunde hier sind. Es ist der Ort, in welchem sie aufgewachsen sind und die Schule besucht haben:

„Es sind vor allem gesellschaftliche Motive gewesen, soziale. Dass ich mich in Aarau sehr wohl gefühlt habe mit den Leuten, mit meinen Freunden. Man hatte gewisse feste Rollen, am Samstag ist man an den Fussballmatch gegangen, alle zusammen. Ich konnte ja nicht fahren, und dann

sind wirklich alle mit mir gelaufen. Das sind Dinge, die einen auch binden, die dir Vertrauen geben, wenn zehn Leute mit dir laufen, obwohl sie mit dem Velo fahren könnten. Deshalb stellte sich für mich nie die Frage, ob ich mich dort heimisch gefühlt habe oder nicht.“

(Interview 3, S. 10)

Als weitere Bezugspunkte zur Schweiz werden wirtschaftliche Motive genannt, das Bewusstsein, in einem Land leben zu dürfen, in welchem ein materiell unbelastetes Leben möglich ist. Aber auch die familiäre Geschichte kann zu einem Gefühl der Zugehörigkeit führen. Eine junge Frau berichtet, inwiefern das Familienschicksal sie vor allem in ihrer Kindheit und Jugend mit der Schweiz verband. Sie ist nicht stolz darauf Schweizerin zu sein – es ist für sie eine Selbstverständlichkeit:

„Die Geschichte - vielleicht habe ich das auch etwas schönfärberisch mitbekommen, aber es war für mich so, dass mein Vater in der sicheren Schweiz sein konnte, und die Schweiz im Krieg die Gute war. Als Kind habe ich das so in Erinnerung. Und ich konnte auch allgemein zur Politik der Schweiz stehen, auch zur aktuellen. Dass es eine Demokratie ist, das sind ja alles tolle Werte, die wir hier leben können.“

(Interview 6, S. 12)

Dieser Standpunkt hat sich in der Pubertät jedoch verändert:

„Ja, ich denke in der Pubertät, wenn du dann etwas mehr weisst. Aber das ist das, was ich auch in Israel empfunden habe. Es ist auch gar nicht nötig, einen idealen Ort zu haben. Es ist mehr das Gesamte. Da komme ich zum Schluss, doch hier gefällt es mir. Auch wenn vieles zu kritisieren ist, vieles veraltet ist. Gerade als Frau zum Beispiel, finde ich es hier in der Schweiz obermühsam. Das fände ich jetzt in Israel viel besser, Familie und Beruf zu verbinden. Dort ist es viel fortschrittlicher. Wobei auch dort ist es sehr machoid. Eben, es gibt überall dafür und dagegen. Aber in der Jugend habe ich die Schweiz politisch als Paradies empfunden.“

(Interview 6, S. 13)

Der Umgang mit der Geschichte und die politische Haltung der Schweiz können auch gegenläufige Reaktionen auslösen:

„Also die Ja-Seite sehe ich darin, dass ich hier lebe. Und die Nein-Seite, die negativen Seiten, die ich auch sehe, sind beispielsweise wie sich der Nationalsozialismus oder die Neo-Nazis hier ausbreiten können und nicht bekämpft werden. Und wie gewisse Politiker sehr rechte Aussagen machen können, ohne dass etwas unternommen wird. Auch der Umgang mit der Geschichte und

so, da fühle ich mich überhaupt nicht zugehörig. Und die Religion dann natürlich, die da mit hereinspielt, dass ich da überhaupt keine Verbindung fühle zu den Leuten.“

(Interview 1, S. 9)

Im siebten Interview beschreibt ein Befragter die Problematik der doppelten Loyalität, welche er als einzigen Konflikt im schweizerischen Jüdischsein sieht:

„Das Problem ist, wenn man sagen will, wo man Heimat fühlt, dass man dann nur einen Ort nennen kann. Ich könnte da nicht nur einen Ort nennen, ich könnte zwei Orte nennen. Das ist das Problem der doppelten Loyalität gegenüber meiner Heimat, weniger gegenüber dem Staat. Ich bin ja der Schweiz gegenüber absolut loyal. Das ist ja auch ein Thema beim Zionismus.“

(Interview 7, S. 10)

Bisher wurden Heimatgefühle diskutiert und beschrieben, inwiefern diese mit Zugehörigkeit und Verbundenheit, aber auch mit Kritik und Distanz verknüpft sind. Als nächstes wird der Frage der Identifikation mit der Schweizer Kultur nachgegangen.

Mit der **Schweizer Kultur** kann sich die Mehrheit der Befragten kaum identifizieren, die Definition einer solchen fällt bereits schwer:

„Wenig. Ja, was ist Schweizer Kultur? Oder was ist jüdische Kultur? Bei diesen jüdischen Sachen geht es immer entweder um lustig oder eben um vertuschte Bedrängnis, aber Schweizer Kultur ist für mich immer irgendwie noch schwierig zu definieren, denn das ist irgendwie so gross.“

(Interview 8, S. 8)

Im neunten Interview wird beschrieben, wie eine Person sich als Schweizerin fühlt, auch wenn sie sich weder mit der Mentalität noch mit der Kultur identifizieren kann:

„Von der Geschichte her ist es mir eigentlich egal, ob der Willhelm Tell jetzt da den Apfel runtergeschossen hat, oder ob da die Schlacht zu Habsburg 15- was weiss ich war. Die Kultur von der Geschichte her, die ist mir völlig gleichgültig. Oder die Kultur des Schweizern - die ist mir auch egal.“

(Interview 9, S. 17)

Viele verbinden damit „Aushängeschilder“ der Schweiz, wie Käse, Schokolade, Uhren und Jodeln oder bringen es mit einer stereotypischen Mentalität in Zusammenhang wie beispielsweise Pünktlichkeit, Sauberkeit oder „Bünzli“-Sein. Schweizer Kultur ist jedoch auch Lebensweise und Sprache und wird oft durch verschiedene typische Eigenschaften der Kantonsbevölkerung in Verbindung gebracht:

„Das heisst für mich Fussball und soziales Leben in Aarau, vor allem im Sinne von Freundschaften. Kultur in diesem Sinne, da frage ich mich überhaupt, ob es das wirklich gibt. Sagen wir mal so: Kultur erfasst man als Jugendlicher vor allem durch Menschen und deren Bräuche. Also weniger durch das, was man ansonsten unter kultureller Tätigkeit versteht, seien das Bücher oder Literatur. Und schweizerische Kultur – oder eben Aarauer Kultur – waren für mich Verhaltensweisen in meiner Umgebung. Und danach habe ich mich wirklich geseht, eben auch von ihnen akzeptiert zu werden. Es gab viele in Aarau, die von Dörfern hergekommen sind, und da gab es auch viele Dorfanlässe. Ich weiss noch, ich hatte eine gute Freundin von mir, die hat jedes Jahr einen Turnerabend veranstaltet in Herznach. Und da bin ich jedes Jahr hingegangen, das war für mich eines der Höhepunkte im Leben. Wie andere den ‚Yom-Kippur‘ als Höhepunkt empfinden, oder ich weiss nicht. Das war einfach so lustig an diesen Turnerabenden, es ging immer sehr bodenständig zu und her. Natürlich eine grosse Oberflächlichkeit, aber das hat mir gefallen, auch dieses Mischmasch mit diesen Bauern und den Jungen und den Alten. Das war irgendwie richtig derb, und gleichzeitig hatte es eine gewisse Exotik dahinter, die man oftmals auch belächelt, aber ich fand das eben gut. Ich habe dann auch bei dieser Käthi übernachtet, war in ihrer Familie akzeptiert. Das war auch eine Art Flucht für mich. Ich habe es auch deshalb so emporgehoben und wollte mich auch so damit identifizieren, weil ich mich dort mehr zu Hause gefühlt habe als in der sogenannten jüdischen Kultur.“

(Interview 3, S. 17)

Sein jüngerer Bruder hat sich vor allem in seinen jungen Jahren mit der Schweizer Kultur identifiziert, für ihn ist Schweizer Kultur „vor allem das Land, die Gegend, das sind Berge, Seen, und der Sport“:

„Ich habe sie früher besser als die jüdische Kultur verstanden, dadurch dass ich in einem sehr stark nichtjüdischen Umfeld gross geworden bin. Deshalb habe ich mich eigentlich mehr und früher mit der Schweizer Kultur identifiziert.“

(Interview 7, S. 15)

Eine der wenigen Ausnahmen bildet der zweite Interviewpartner, welcher die Schweizer Kultur als Teil seines Selbst sieht:

„Ja, das ist natürlich schon auch ein Teil meiner Identität. Mit dem identifiziere ich mich, es gibt gewisse Dinge... Viele schweizerische Eigenheiten werden aufgezählt und als Scheissdreck oder bünzlig angesehen oder fremdenfeindlich und all das, damit kann ich mich nicht identifizieren. Aber schlussendlich sind wir auch ein Teil davon, akzeptieren es und finden es auch gar nicht verwerflich.“

(Interview 2, S. 13)

Wenige erklären, dass Kultur ein Teil des Landes ist, in welchem sie ihre Kindheit verbracht haben und welche internalisiert wurde– ein entscheidender Faktor spielt dabei die Sprache:

„Ich denke die Sprache. Kulturelle Motive in dem Sinne, dass ich gar keine andere Kultur gekannt habe. Ich denke, jeder Mensch ist mit der Kultur, in der er aufgewachsen ist, verbunden.“

(Interview 12, S. 13)

Die Lebensart generell, sei dies Sprache, Küche, Mentalität, die Gewohnheit des alltäglichen Seins ist Kultur und prägt jeden Menschen:

„Das hängt natürlich mit der Lebensart zusammen, mit dem Sozialen letztlich. Aber durchaus auch Kultur wie schweizerische Literatur zum Beispiel, die ich gerne gelesen habe. Dann schweizerische Kulturinstitute, man ist dort eingebunden, man geht ins Schauspielhaus oder ins Kunsthhaus, dort sieht man zum Teil und auch häufig ausländische Kunst, aber es ist eine Art, wie das präsentiert wird, das gehört auch zur schweizerischen Kultur. Die Lebensart, wie wir hier leben, wie man isst zum Beispiel, dadurch bin ich sicher geprägt. Ich esse relativ gerne ausländisch, aber aufgewachsen bin mit der schweizerischen Küche. Da gibt es noch vieles anderes was man nennen könnte. Es ist die Gewohnheit und der Umgang mit Kultur im weiteren als auch im engeren Sinne.“

(Interview 14, S. 12)

Die Diskussion um die Schweizer Kultur zeigt, dass die befragten jüdischen Schweizer und Schweizerinnen Schwierigkeiten haben, diese zu definieren und sich damit zu identifizieren. Sie sprechen jedoch alle die Sprache des Landes, die meisten entsprechen in ihrem Verhalten gewissen typisch schweizerischen Verhaltensweisen, sie leben im Rhythmus der Schweizer Kultur und sind

demnach eng mit dieser verknüpft. Weshalb bei der Frage nach Kultur vor allem Stereotypen genannt und nicht alltägliches Leben beschrieben wird, hängt eventuell mit der Schwierigkeit der Definition von Kultur an sich zusammen. Vielleicht zeigt es aber auch eine Distanzierung zumindest von der „Urschweiz“ und den Assoziationen, welche damit verbunden werden.

Jüdische Schweizer im Spannungsfeld zwischen zwei Kulturen

Bisher wurden zwei Konfliktbereiche des Jüdischseins in der Schweiz auf theoretischer Ebene erörtert. Im folgenden werden weitere Spannungsfelder an praktischen Beispielen beschrieben: Konflikte in Freundschaft und Partnerwahl, in der Schule und Arbeitswelt, Konflikte innerhalb der Familie und zuletzt die Problematik des Antisemitismus.

Der **Freundeskreis** der Mehrheit der Befragten ist gemischt, d.h. sie haben sowohl jüdische wie auch nichtjüdische Freunde und Freundinnen. Der Umgang innerhalb der beiden Kreise kann unkompliziert sein, aber auch zu Reibungen führen. Die Wahl des Freundeskreises bezüglich des Kriteriums Religionszugehörigkeit ist sehr unterschiedlich, einige suchen sich bewusst jüdische resp. nichtjüdische Freunde aus. Bei anderen ergeben sich Freundschaften zufällig, je nach Umfeld in welchem sie verkehren – die Auswahl wird zumindest nicht bewusst vollzogen. Im folgenden werden die Befragten erklären, weshalb sie vor allem jüdische bzw. nichtjüdische Freunde oder einen gemischten Freundeskreis gewählt haben. Die Antworten verdeutlichen, welchen wichtigen Einfluss die Frage nach einer jüdischen Partnerschaft auf die Wahl des Freundeskreises ausübt.

1. Ausschliesslich jüdischer Freundeskreis

Eine Minderheit verkehrt beinahe in einem ausschliesslich jüdischen Freundeskreis. Die Hauptgründe für eine solch beschränkte Wahl sind zum einen das Gefühl, sich unter jüdischen Menschen befreiter, dazugehöriger zu fühlen und zum anderen die Gefahr einer nichtjüdischen Partnerwahl zu vermeiden. Der junge Mann im ersten Interview erklärt, weshalb sein Freundeskreis bereits seit seiner Jugendzeit fast ausschliesslich jüdisch ist:

„Einerseits fühle ich mich einfach wohler mit jüdischen Leuten. Andererseits kommt für mich eine Mischehe nicht in Frage, und dann finde ich, je älter ich werde, umso grösser wird die Gefahr. [...] Ja, aber sobald man in einen Kreis reinkommt, hat es immer auch Frauen und Männer. [...] Also darüber denke ich so streng, dass ich da gar nicht das Bedürfnis verspüre. Ich habe schon Kontakte, gehe mit nichtjüdischen Leuten Kaffee trinken und so, aber Vertraute und Freunde, das wollte ich nicht. Ja, wobei als wir kleiner waren, war die Gefahr ja auch kleiner, dass man jemanden heiratet oder so, und dadurch war ich

auch weniger streng. Nach dem Gymnasium war ich in Amerika an der Yeshiva-University und anschliessend in Israel an der Hebrew-University, und ich war dort eigentlich mit einem lockeren, also nicht streng religiösen, aber ausschliesslich jüdischen Kreis zusammen. Und ich muss sagen, das habe ich einfach genossen. Das hat mir so gut gefallen, dass ich das dann hier in einem verminderten, kleineren Rahmen beibehalten habe. Es hat mich bestimmt beeinflusst, dass ich mich dort so wohl gefühlt habe in diesen Kreisen.“

(Interview 1, S. 5)

Sein Prinzip, nur mit jüdischen Leuten zu verkehren, ist speziell in der Schweiz, welche eine sehr geringe jüdischen Bevölkerung hat, sehr problematisch. Die Frustrationsschwelle ist sehr niedrig und wird deshalb in Zukunft vielleicht Konsequenzen haben:

„Mein Freundeskreis ist aus diesem Grund nicht riesig-riesig. Aber das ist meine Entscheidung, und vielleicht trägt das auch dazu bei, dass mein Frustrationspotential recht gross ist, was mich wohl eher dazu bringen wird, einmal von hier wegzugehen, was ich auch nichts Schlechtes finde. Ich denke, der Effekt ist schon, dass es mir hier nicht so gut gefällt, und dass ich mich dann eher zu einem anderen Ort hingezogen fühle, wo dann das soziale Umfeld auch wieder ganz anders ist. [...] Nachdem ich erlebt habe, dass das jüdische Leben nicht so sein muss wie hier in der Schweiz, dass es da andere Dimensionen gibt, ist es für mich klar, dass ich mich da nicht dem nichtjüdischen Kreis öffnen muss, damit ich hier das habe, sondern dass ich mich einfach geographisch verschieben muss. Vielleicht klappt es dann trotzdem nicht, mentalitätsmässig oder was auch immer. Und ich bin mit diesem kleineren Kreis in dem ich jetzt hier lebe auch zufrieden, da kann ich mich schon wohl fühlen. Man muss dann die Ansprüche dementsprechend redimensionieren.“

(Interview 1, S. 15)

Eine Partnerschaft mit einer nichtjüdischen Frau kam für ihn generell nie in Frage:

„Also, seit ich aus dem Gymnasium raus bin absolut. Seither sind auch die Mechanismen so, dass mir das gar nie passiert wäre. Dass ich gar nie genug nahe an jemanden ran gekommen bin. Oder jemanden an mich rangelassen habe. Ich meine, es passierte an der Uni, dass Frauen es versucht haben, und dann habe ich halt meine Abwehrmechanismen wirklich sehr sehr früh aufgezogen. Von daher ist es gar nie passiert, da konnte ich gar nie ins Wanken kommen. Vorher, naja, also... Aber ich hatte nie eine Beziehung und wenn ich mal ins Wanken gekommen bin, dann auf einer sehr oberflächlichen Ebene. Sagen wir mal so.“

(Interview 1, S. 15)

Eine orthodoxe Frau erklärt, weshalb sie seit ihrer Kindheit nur jüdische Freundschaften pflegt– ihre Motivation in der Kindheit war jedoch anders als die heutige:

„Ja, denn ich denke, die Gefahr ist einfach viel zu gross für mich, ich kenne mich. Dann lernst du jemanden kennen, dann verliebst du dich, und dann hast du ein riesiges Durcheinander und ein riesiges Theater, das einfach nicht nötig ist. Und je älter ich werde, desto mehr überlegst du dir das, zweifelst manchmal schon, wieso das jetzt so ist. Wieso alle jemanden haben, oder ich keinen habe. Und gut, dann lernst du jemanden kennen, der nichtjüdisch ist, und dann kenne ich mich einfach zu gut, wenn ich mich verliebe, dann bleibe ich hängen. Und im Prinzip möchte ich das nicht. Und eigentlich ist es nur ein Schutz, dass ich nicht mit nichtjüdischen Leuten zusammen bin. [...] Auch nicht mit nichtjüdischen Frauen, weil das dann automatisch... Frauen haben wieder nichtjüdische Freunde, und die haben wieder Freunde, und dann bist du einfach... Nein, das ist eigentlich etwas, das ich bis zum heutigen Tage pflege, einen fast ausschliesslich jüdischen Freundeskreis.“

(Interview 9, S. 7)

Während ihrer Jugend stand nicht der Schutz vor einer nichtjüdischen Partnerschaft im Vordergrund, sondern das Gefühl, sich in nichtjüdischer Gesellschaft anders und fremd zu fühlen:

„Nein, aber zu dieser Zeit haben mir meine jüdischen Freunde einfach genügt. Weil die Nichtjüdischen sind immer in die Disco gegangen, waren anders als ich, sie haben einfach alles anders gehabt, sie hatten alle auch schon Freunde. Mich hat das gar nicht so interessiert, ich war einfach mit meinen jüdischen Freunden zusammen, auch schon vom Niveau her, denn in der Schule in Zürich, vor allem dann in der Realschule, hatte es zum Teil sehr primitive Leute in meiner Klasse. Da musste ich einfach sagen, nein, das brauche ich nicht. Ich habe meinen jüdischen Freundeskreis, und das reicht mir vollkommen. Und sie haben dann auf dem Pausenplatz rumgeschmust und sind jeden Abend in eine Disco gerannt, das hat mich erst gar nicht interessiert. [...] Aber meine Eltern haben mich schon in die Richtung erzogen, dass man einen jüdischen Freundeskreis haben sollte. Ich will nicht sagen, dass ich Druck hatte, aber ich hatte automatisch von mir aus das Gefühl, dass ein jüdischer Freundeskreis mir mehr bringt, es das ist, was mir zusagt. Ich kann unter Gleichgesinnten reden, verstehst du? Ich benutze auch manchmal so typische jüdische Wörter, auch heute manchmal im Geschäft. Ich fühle mich einfach wohler – und ich kann gar nicht sagen warum – in einem jüdischen Kreis.“

(Interview 9, S. 7/8)

Der religiöse Jugendbund, in welchem sie lange aktiv war, hat sie in ihrem Jüdischsein, aber auch bezüglich ihres Freundeskreises geprägt:

„Aber der Jugendbund hat mich sehr geprägt. Dort musstest du dich für etwas einsetzen, hast etwas über eine Gemeinschaft gelernt, in der Gemeinschaft zu denken, nicht nur für dich alleine, das Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum, die Zugehörigkeit zur Religiosität, und auch das Bewusstsein für Israel wurden dort sehr geprägt.“

(Interview 9, S. 14)

Sie berichtet auch von innerjüdischen Konflikten, welche durch verschiedene Stufen und Arten des religiösen Praktizierens hervorgerufen werden:

„Ja, also das hat so mit 17 Jahren angefangen, als ich ins Borsalino gegangen bin, da habe ich Kontakt bekommen zu nichtreligiösen Juden. Das waren nachher alles meine Freunde, und dann haben sie angefangen zu fragen, wieso ich denn kein Licht mache am ‚Schabbat‘. Dort gab es Konflikte. [...] Ich weiss noch, als ich das zum ersten Mal gefragt wurde, war ich völlig perplex, wieso mach ich das eigentlich, und ich wusste den Grund eigentlich gar nicht. Ich habe das einfach nicht gemacht und Punkt. Dann bin ich nach Hause gegangen und habe meinen Vater gefragt, wieso wir das eigentlich so machen, was der Grund sei.“

(Interview 9, S. 20)

2. Ausschliesslich nichtjüdischer Freundeskreis

Während die wenigsten der Befragten nur in jüdischen Kreisen Freundschaften pflegten, wurde der gegensätzliche Haltung, sich von jüdischen Kreisen fernzuhalten, in dieser Studie ebenso selten begegnet. Ein 28-jähriger Mann berichtet, dass der Kontakt zu jüdischen Leuten etwas beinahe Befremdliches für ihn hatte:

„Ich hatte keinen einzigen jüdischen Freund. Ich habe mit 16 Jahren überhaupt zum ersten Mal jüdische Leute kennen gelernt. Ich war manchmal an einem Gemeindetreffen, aber ich habe niemanden gekannt. Das hat uns allen immer so gestunken, wir sind nie hingegangen. [...] Ja, da (Jugendbund ‚Schomer-Hatzair‘) bin ich auch einmal gegangen, mit 18. Aber ich habe dort niemanden gekannt. Ich habe schon zwei, drei Leute kennen gelernt, mit denen habe ich dann auch ab und zu abgemacht. Aber richtige Freunde, wie ich sie in Aarau hatte, habe ich dort nicht kennen gelernt. Nein, komischerweise, ich kann mich genau

erinnern, wie ich dort hingegangen bin. Ich hatte immer das Gefühl: „Was will ich mit denen?!“. An drei von sieben Tagen bin ich weg und habe mich mit meinen nichtjüdischen Freunden getroffen. Und innerlich war ich wie stolz, dass ich mich mehr mit diesen Leuten abgegeben habe, als mit den jüdischen.“

(Interview 3, S. 5)

Erst mit etwa 20 Jahren konnte er sich innerlich vom Druck der Eltern lösen, und somit wurde es ihm möglich, sich der jüdischen Gesellschaft gegenüber zu öffnen:

„Es gab nachher eine Zeit, so um die zwanzig, in der ich gewisse Leute kennen gelernt habe, die mir dann auch wirklich wichtig wurden. Und das war dann sicher auch in Zusammenhang damit, dass ich in eine andere Oppositionshaltung geraten bin, mir zum ersten Mal darüber Gedanken gemacht habe, dass Judentum nicht unbedingt Familie und Eltern heissen muss, sondern dass es da auch noch etwas abseits davon gibt. Dann kamen die Entwicklungsjahre, in denen ich das so für mich ausprobiert habe. Das heisst, ich habe mich einerseits von meinen Eltern gelöst, und konnte dadurch auch wieder jüdische Freunde suchen, die ich dann auch gefunden habe. Das hat so mit 21, 22 angefangen, dass ich mich dann auch wohler gefühlt habe, und akzeptierter. Ich habe mich früher auch in der jüdischen Gesellschaft überhaupt nicht akzeptiert gefühlt, denn es hat sich niemand um mich gekümmert. Ich war quasi dort, und keiner hat bemerkt, dass ich dort war. Das hat sich dann verändert, nachdem ich ein paar Leute kennen gelernt habe, bei denen ich gemerkt habe, dass es da Ähnlichkeiten gibt. [...] Jetzt ist es völlig anders. Jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich mich vollständig von meinen Eltern gelöst habe. Das heisst, dass ich jetzt auch an einem Punkt bin, an dem ich völlig selbständig meine Identität suchen kann. Und jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich eine sehr starke jüdische Identität habe im kulturellen Sinne. Für mich ist es so, dass ich nicht gläubig bin, das aber auch nicht mehr so demonstrieren muss wie früher gegenüber meinen Eltern. Aber für mich ist das kein Widerspruch, dass ich mich trotzdem jüdisch fühle. Ich habe auch einen dementsprechend guten, jüdischen Freundeskreis. Und der bedeutet mir jetzt gleich viel wie der andere.“

(Interview 3, S. 6/7)

Das Thema einer jüdischen Partnerschaft ist für ihn ambivalent. In seiner Jugendzeit war er gegenüber dieser Fragestellung gleichgültig, heutzutage kann er sich nicht festlegen:

„Ich habe mir darüber keine Gedanken gemacht. Ich war immer... wenn ich verliebt war, dann aus meiner Klasse, oder... . Ich meine, ich habe gar niemanden anderes gekannt, und ich habe auch nichts schlechtes gefühlt. Und meine Eltern haben das zu diesem Zeitpunkt

auch nicht als tragisch empfunden. Ich weiss nur, dass einmal ein Mädchen bei mir im Zimmer war, und dann war zwei Sekunden später auch mein Vater da. (lacht) Und, naja... Aber ich persönlich habe mir darüber keine Gedanken gemacht, ob jüdisch oder nicht, überhaupt nicht. Das war mir völlig egal. [...] Sagen wir so, es hat sich verändert in diesem Sinne, dass es sich am verändern ist. Ich hatte Phasen, in denen ich das Gefühl hatte, dass es schon besser wäre, und Phasen, in denen ich es eigentlich unwichtig fand. Jetzt bin ich eher in der Phase, in der es mir nicht wichtig ist, aber das ist letzten Endes nicht eine Phase, die in diesem Sinne abgeschlossen ist.“

(Interview 3, S: 13)

Die Anforderungen und der damit einhergehende Druck der Eltern, ausschliesslich eine jüdische Beziehung eingehen zu dürfen, stellte für den Sohn vor allem während der Jugendzeit eine grosse Belastung dar:

„Aber für sie ist das klar, dass es jemand jüdisches sein muss, auf jeden Fall, ganz sicher. Sie würden vieles tun, glaube ich, um mich zurückzubringen, falls ich eine nichtjüdische Beziehung hätte. Sie würden alles versuchen, um diese Beziehung – wenn es soweit kommen würde – zu zerstören. Das weiss ich, dass sie das tun würden. [...] Das hat mich früher vielleicht gestresst, aber sie haben nicht das Recht dazu. Wer ein Kind in die Welt setzt, kann sich nicht das Leben lang damit rechtfertigen: „Du hast es uns zu verdanken, dass du gross geworden bist, jetzt musst du das uns mit etwas anderem verdanken.“

(Interview 3, S. 13/14)

3. Gemischter Freundeskreis

Die Vielzahl der Untersuchten haben sowohl jüdische wie auch nichtjüdische Freunde und Freundinnen. Manche bewegen sich wie selbstverständlich in beiden Kreisen, machen keine Differenzierung, andere erzählen, inwiefern sich die beiden Gruppen voneinander unterscheiden. In einigen Gesprächen wird als Unterschied die Nähe und Tiefe der Freundschaft genannt. So wird beispielsweise im achten Gespräch berichtet, dass vor allem mit jüdischen Freunden, u.a. aus Jugendbund und Sportverein, die Entwicklung einer tieferen Beziehung möglich war:

„Aber die Freundschaften, die auch heute noch halten – obwohl ich auch heute noch teilweise Freundschaften aus der Schule habe – , aber die Freundschaften, die wirklich alles überdauert haben, das sind schon die jüdischen Freunde.“

(Interview 8, S. 3)

Als Kennzeichen von Nähe wird bei jüdischen Freundschaften eine nicht direkt greifbare Vertrautheit und Verbundenheit beschrieben, das Bewusstsein eine gemeinsame Sprache zu sprechen:

„Man weiss, wovon man spricht, wenn man beispielsweise an eine ‚Bar-Mitzwa‘ geht oder sich auf eine ‚Bar-Mitzwa‘ vorbereitet. Oder dies oder jenes. Oder wenn in Israel etwas passiert, dass betrifft einen dann in gleicher Weise. Da ist schon mehr Verbundenheit, das stimmt schon. Ich habe vorhin zwar gesagt, dass ich das emotional als gleichwertig empfunden habe, aber wenn ich mir das so überlege, dann fühle ich mich den jüdischen Freunden gegenüber schon näher. Und die langjährigen Freundschaften, die von klein auf halten, das sind eher die jüdischen Freundschaften. Ich habe auch andere langjährige Freundschaften, aber das kommt und geht mehr.“

(Interview 11, S. 6/7)

Sie erklärt, wie sie in beiden Kreisen verschiedene Rollen ausübte. Bis zur Pubertät konnte sie jedoch ihr eigenes Wesen in nichtjüdischer Gesellschaft besser ausleben:

„Ich glaube vor der Pubertät konnte ich im nichtjüdischen Kreis mehr mich selber sein. Dort habe ich mich wohler gefühlt, dort habe ich mich mehr entwickelt, weil ich dort mehr Zeit verbracht habe. Im jüdischen Kreis hatte ich mehr Mühe, mich zu behaupten.

(Interview 11, S. 7)

Durch die aktive Rolle in einem jüdischen Jugendbund änderte sich die Situation, und sie konnte unter jüdischen Freunden besser sich selber sein:

„Ja, das hatte natürlich auch sehr stark damit zu tun, welche Rolle ich im ‚Schomer-Hatzair‘ hatte. Dass ich mich mehr involvierte, dass ich mehr Zeit dort verbrachte, dass man sich auch am Mittwoch getroffen hat, und Seminare machte. Ich bin mit der Zeit auch viel mehr auf ‚Machanot‘ gegangen, früher waren wir immer mit der Familie weg. Dadurch konnte ich mich auch mehr setzen und mich wohl fühlen.“

(Interview 11, S. 7)

Sie bezeichnet diese beiden Gesellschaftskreise als zwei Welten, welche viel gemeinsam haben und deshalb keine Konfliktpotential darstellen:

„Im Prinzip waren das zwei getrennte Welten. Aber bei meinen näheren Freundschaften ist es mir auch wichtig, dass meine jüdischen Freunde meine nichtjüdischen Freunde kennen. Ich mische sowieso gerne verschiedene Menschen. [...] Für mich sind das nicht so stark zwei Welten. Es sind zwei Welten – aber die jüdische Welt lebt ja auch hier in der Schweiz, und wir sind trotzdem Schweizer, und wie sind hier zur Schule gegangen. Mit dem Unterschied der Geschichte, der Religion, der Tradition. Aber es ist derselbe Kulturkreis. Das prallt nicht so aneinander.“

(Interview 11, S. 7)

Als wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen den beiden Kreisen wird die Beziehung zur israelischen Politik genannt, ein Thema welches in nichtjüdischen Kreisen oft problematisch ist. Zusätzlich wird der jüdische Humor angesprochen:

„Vielleicht schon ein bisschen anders, aber nicht sehr bewusst. Wenn ich mir das im Nachhinein überlege, dann war der Kontakt vielleicht ein bisschen anders. Das ist noch schwierig zu definieren. Ich denke schon, dass man in jüdischen Kreisen über andere Dinge spricht. [...] Man spricht mehr über jüdische Themen oder über Israel. Das ist ein Thema, das in nichtjüdischen Kreisen immer sehr politisch ist, oder wirklich auf das Politische bezogen, und in jüdischen Kreisen ist Israel ein Thema vom Leben her, von den Leuten, vom Bewusstsein. Das ist sicher stärker. Aber auch der Humor, der ist auch anders. Gewisse jüdische Kollegen von mir, da haben wir einfach einen anderen Humor, wir können gewisse Dinge austauschen, die du mit Nichtjüdischen nicht kannst, oder nur mit ganz wenigen. Das fällt mir recht stark auf. So könnte man das vielleicht beschreiben. Ansonsten ist es schwierig zu sagen, aber ein kleiner Unterschied ist schon da.“

(Interview 14, S. 5)

Er unterstreicht jedoch, dass es in der Tiefe und Qualität der Beziehungen keine Unterschiede zwischen den beiden Gruppierungen gibt. Die Vermischung dieser beiden Kreise war für ihn immer unproblematisch und führte zu keinerlei Konflikten. Den Kontakt zur nichtjüdischen Umwelt zu finden war für ihn selbstverständlich, hingegen hat er Probleme, sich der jüdisch orthodoxen Welt anzunähern – er pflegt auch keinerlei Freundschaften innerhalb der jüdisch-orthodoxen Gesellschaft.

Die Gesprächsthemen, die verbindenden Bezugspunkte, aber auch sprachlichen Differenzen, in Form bestimmter Redewendungen und Ausdrücke, können sehr gesellschaftsspezifisch sein:

„Nein, ich hatte zwei sehr gute nichtjüdische Freunde. Und ich habe gute jüdische Freunde. Ich denke, der Hauptunterschied liegt darin, dass man die Themen anders wählt, je nachdem in welchem Kreis man sich bewegt. Hinzu kommt dass nur Juden die jüdischen Ausdrücke kennen, insofern gibt es auch sprachliche Differenzen.“

(Interview 16, S. 4/5)

Die emotionale Verbundenheit zu jüdischen Menschen kann stärker sein, auch wenn die Vernunft sich gegen diese Haltung wehrt:

„Ja, das ist so eingepflegt, das kriege ich wohl nicht los. (lacht) Und die Kehrseite davon ist vielleicht, dass ich bei Leuten, die ich nicht so gut kenne, unterschwellig immer eisige Vorbehalte habe. So wie ich, wenn es hart auf hart kommt, mir nicht ganz sicher bin, ob ich mich deiner Solidarität erfreuen kann. Aber sowieso, das sind völlig irrationale, unterschwellige Ideen, die ich überhaupt nicht im Griff habe. Das ist einfach da. Das akzeptiere ich an sich auch, weil ich glaube, dass es nicht ganz ohne Berechtigung ist. Aber das sind einfach so Gefühle, die ich habe, und die akzeptiere ich auch.“

(Interview 17, S. 7)

Im Gegensatz zu den vorherigen Aussagen bezeichnet der zweite Interviewpartner die Beziehungen zu nichtjüdischen Freunden als besser und enger:

„Es war immer gemischt. Man hat einerseits jüdische Freunde von den Eltern - da ergeben sich Freundschaften. Andererseits gibt es von der jüdischen Gemeinde, vom Religionsunterricht, Freundschaften. Wobei die waren bei mir – im Gegensatz zu meinem Bruder – nicht so geschaffen, dass sie das Leben lang anhalten. Mit ein paar wenigen jüdischen Freunden aus dem Religionsunterricht habe ich noch Kontakt, aber das sind keine Freunde fürs Leben geworden. Bei meinem Bruder ist das anders, er hat jetzt zwei, drei ganz dicke Freunde aus dem Religionsunterricht, die ihm Freunde fürs Leben sein werden. Das war bei mir nicht so, im Gegenteil, die besseren Freunde habe ich sicher aus der Schulzeit. Meine besten Freunde sind aus der Schulzeit und der Studienzeit, die alle nicht jüdisch sind. Ich habe danach, als ich nach Zürich kam, auch noch ein paar jüdische Freundschaften geschlossen, aber die gehen nie so tief, so weit wie die nichtjüdischen Freundschaften.“

(Interview 2, S. 5)

Auf die Frage ob sich nichtjüdische von jüdischen Freunden generell unterscheiden, antwortet er:

„Nicht sehr, nein. Die Sachen, welche ich mit ihnen unternehme, sind jedoch anders, aber das kommt nicht daher, dass sie jüdisch sind, sondern dass ich eine bessere Beziehung zu denen habe, deshalb sind das andere Freunde. Aber grundsätzlich nein, denn die jüdischen Leute mit denen ich etwas anfangen kann, die haben die gleiche Auffassung wie ich, es sind traditionelle Juden, die von Religion nicht besonders viel halten, aber auf die Tradition schon etwas geben. Ich sage mal mehrheitlich, es gibt auch ein paar – vor allem bei den männlichen – die mehr oder weniger religiös sind, aber grundsätzlich ist das alles noch im Vernünftigen, nicht so extrem.“

(Interview 2, S. 5/6)

Die aktive Rolle als Leiter in einem jüdischen Jugendbund hat ihn geprägt. Trotzdem findet er in seinem besten nichtjüdischen Freund sogar in der Auseinandersetzung mit dem Judentum seinen besten Gesprächspartner – er kennt und versteht ihn besser als seine jüdischen Freunde.

Ein Gefühl der Einengung innerhalb der jüdischen Gesellschaft wird von ein paar wenigen Befragten beschrieben. Der junge Mann im sieben Interview schildert, dass er in beiden Gesellschaften Schwierigkeiten hat, seinen Platz zu finden. Der nichtjüdischen Gesellschaft erlebt er sich als nicht zugehörig, und in jüdischen Kreisen fühlt er sich oft eingeeengt. Vor allem der soziale Druck bezüglich unterschiedlichen Seiten des Lebens wie Beruf, Sozialleben und Beziehung und das dauernde Geschwätz, in welchem jeder jeden kennt, lassen ihn die jüdische Gesellschaft als stressvoll erleben.

Die Mehrheit der Befragten unterscheidet nicht grundsätzlich zwischen Beziehungen zu jüdischen und nichtjüdischen Leuten – die Form der Beziehung hängt vom individuellen Gegenüber und nicht von der Religion ab:

„Ich bin der Meinung, ich bin überall anders. Du definierst dich dadurch, mit wem du zusammen bist. Wie Chemie, da hast du „das plus das“, und das ergibt etwas drittes. Nicht anders weil sie jüdisch sind oder nicht, das ist ein anderer Aspekt. Es war ja auch nicht entweder diese oder die andere Gruppe, sondern unterschiedliche Leute. Ich habe das oft gesehen, auch in Gruppen von nichtjüdischen Leuten, wenn du mit jemandem bist, der politisch eher rechts steht und ich dann links. Da habe ich beinahe Angst, dass ich eher

konservativ töne, gerade was die Israelpolitik anbelangt. Das kommt wirklich sehr darauf an, mit wem man zusammen ist. Sicherlich, wenn ich mit nichtjüdischen Leuten zusammen war, und man über das Judentum, den Zweiten Weltkrieg oder Israel geredet hat, da hat man eine andere Funktion inne. Aber wenn ich über Musik rede, übers Studium, über persönliche Dinge, dann glaube ich nicht, dass es eine Rolle spielt, ob ich mit jüdischen Menschen zusammen bin oder nicht. [...] Nein, ich hatte sehr gute Freundschaften auf beiden Seiten. Da gab es eigentlich keine Unterschiede, ob jüdisch oder nichtjüdisch. Sicherlich, wenn eine Dinge beschäftigen, wie das Antirassismusgesetz, das mich persönlich mehr beschäftigt hat, dass das durchkommt. Da konnte ich vielleicht noch eher mit jüdischen Leuten darüber sprechen, denn für sie war das nun mal näher. Aber sonst, nein, ich denke nicht, dass es auf das Jüdischsein ankommt, ob man sich nahe fühlt oder nicht.“

(Interview 5, S. 8)

Im sechsten Gespräch wird die Selbstverständlichkeit des Nebeneinanders von jüdischem und nichtjüdischem Freundeskreis geschildert. Die Befragte hat sich nie als anders empfunden und sich von der nichtjüdischen Umwelt sehr akzeptiert gefühlt:

„Ich habe das Gefühl, bis 15 bestand ein ziemlich lockeres Verhältnis, auch von meinen Eltern her. Es wurde nicht gepusht, dass ich unbedingt jüdische Leute kennen lernen sollte. Das hat sich wirklich locker vermischt. Ich war auch in einer nichtjüdischen Schule. Im Sportclub hatte ich vor allem keine jüdischen Leute, aber es war auch völlig normal, dass ich in den Unzgi gegangen bin. Ich habe nie den einen Kreis vor dem anderen versteckt. Das war völlig normal. Ich habe mich immer sehr wohl gefühlt.“

(Interview 6, S. 6)

Bisher wurde die Zusammensetzung des Freundeskreises und dessen Hintergründe diskutiert, wobei zwei Aspekte eine entscheidende Rolle spielen: zum einen der Einfluss des Jugendbundes, zum anderen die Frage der Religionszugehörigkeit einer zukünftigen Partnerin oder eines zukünftigen Partners. Der jüdische Jugendbund übt einen starken Einfluss auf die Bildung des Freundeskreises aus – die Vielzahl der Befragten waren Mitglieder eines jüdischen Jugendbundes und berichten, inwiefern dieser sie in ihrem Jüdischsein und in ihrer Freundschaftswahl beeinflusste. Der Freundeskreis des siebten Interviewpartners war bis zu seinem 16. Lebensjahr fast ausschliesslich nichtjüdisch. Als er später mit einem jüdischen Jugendbund eine Israelreise durchführte, brachte dies für ihn eine gesellschaftliche Wende. Diesen Wechsel begründet er vor allem mit einem neu erworbenen Gruppengefühl:

„Es war keine religiöse Phase. Es ist vielleicht vor allem die Bestätigung gewesen, dass man etwas organisieren kann, etwas leisten kann, das Gruppengefühl. Das war für mich wichtig. So mit 17, 18 Jahren habe ich dann intensiv angefangen, hebräisch zu lernen, das hat vielleicht eine Rolle gespielt. Dann habe ich mich immer mehr für jüdische Kultur interessiert und dabei sehr viel nachgeholt.“

(Interview 7, S. 6)

Die Zusammensetzung seines Freundeskreises beschreibt ein Student mit verschiedenen Phasen in seinem Leben. Er ist der einzige Befragte, welcher sowohl in der „Pfadi“ wie auch in einer jüdischen Jugendgruppe war und erklärt, welche prägende Wirkung von diesen Jugendvereinigungen ausging :

„Als ich 13, 14 Jahre alt war. Vor dem ‚Schomer‘ war es sicher gemischt, vielleicht hatte ich sogar ein bisschen mehr christliche Freunde, von der Schule. Ich war im jüdischen Kindergarten der IZZ, aber nicht in der jüdischen Schule – die Noam-Schule gab es damals noch nicht. Und dann war ich in der Pfadi, da waren es auch etwas mehr christliche Freunde. Und dann bin ich in den ‚Schomer‘ gegangen, das war vielleicht auch die Zeit, in der ich begonnen habe, mein Judentum eigentlich nicht nur als Familie und Synagoge wahrzunehmen, sondern auch realisiert habe, was im Zweiten Weltkrieg passiert ist, Israel und so. Das hat mich sehr neugierig gemacht. Meine Eltern haben mich gar nicht gepusht, dass ich jetzt in den ‚Schomer‘ gehen müsse. Ich war einmal dort und habe mich sehr wohl gefühlt, aber ich habe mich auch in der Pfadi wohl gefühlt. Aber auf einmal habe ich gefunden, ich gehöre da nicht ganz dazu, und dann bin ich in den ‚Schomer‘ gegangen. Und im ‚Schomer‘ hat sich das dann langsam gesteigert, man fühlt sich immer integrierter, vor allem wenn du auch selber aktiv wirst. Also ich hatte praktisch ausschliesslich in der Freizeit mit dem ‚Schomer‘ zu tun, was ich jetzt im nachhinein nicht so gut finde. Ich kann mich erinnern, im Gym haben sie mich immer gefragt, was machst du heute Abend, und was machst du am Samstag, und ich immer geantwortet: ‚Schomer‘, ‚Schomer‘, ‚Schomer‘. Das hat die anderen nicht gestresst, sie haben das akzeptiert, aber sie haben mich dann mit der Zeit einfach nicht mehr gefragt. Ich bin noch während dem Gym aus dem ‚Schomer‘ raus, und ich fand es ziemlich flott, dass sie mich dann sofort wieder haben mitmachen lassen. Ich hatte dann relativ schnell wieder einen grösseren nichtjüdischen Freundeskreis. [...]Das war so mit 18, Ende Gym. Und seit ich nicht mehr im ‚Schomer‘ bin, habe ich wieder mehr mit nichtjüdischen Leuten Kontakt. Der ‚Schomer‘ war schon etwas spezielles, jetzt nicht im Sinne von etwas Besserem, aber von der Situation und von den Leuten her. Und die Alternative zum ‚Schomer‘ wäre ein Studentenverband gewesen, und das ist – so wie ich das mitbekommen habe – einfach etwas ‚wischi-waschi‘. Das muss vielleicht

auch so sein, denn die wollen einem breiten Spektrum von Juden gerecht werden, dann muss es fast etwas oberflächlich sein, denn sobald du zu inhaltlich wirst, schreckst du gewisse Leute auch ab oder langweilst sie. Und der ‚Schomer‘ war für mich eine recht intensive Zeit, in der ich mich mit der Zeit auch mit den Leuten sehr wohl gefühlt habe. Ich kannte die Leute während sechs, sieben Jahre, und mich hat auch die Ideologie, dieses sagen wir pseudosozialistische, aber doch sozialistisch angehauchte, sehr angesprochen. Auch die ‚Madrachim‘, die ich hatte, das waren sehr politisierte junge Leute, die zum Teil in der Achtziger-Bewegung aktiv waren, das war extrem auf meiner Wellenlänge. Und das habe ich überhaupt nicht gesehen im Studentenverband. Das habe ich dann gleich gelassen. Entsprechend hat sich dadurch mein jüdischer Freundeskreis auch verkleinert. Ich meine, du kennst diese Leute noch, aber wenn du nicht mehr im ‚Schomer‘ und automatisch mit diesen Leuten zusammen bist, dann hast du nur mit diesen wenigen Leuten Kontakt, an denen dir wirklich was gelegen hat. Das verliert sich sehr schnell.“

(Interview 17, S. 6/7)

Inwiefern sich ein jüdischer Jugendbund von einer anderen Jugendgruppe unterscheidet, wird im zehnten Interview beschrieben:

„Er hat mich sehr geprägt. Dass man sich Gedanken macht über Situationen, dass man sich eigentlich schon in jungen Jahren so philosophische Fragen stellt, wie beispielsweise bin ich ein Schweizer Jude oder ein jüdischer Schweizer? Diese Frage wurde dir mit zehn an den Kopf geworfen. Ich meine, was machst du damit? Das war sicher eher eine leicht linke Beeinflussung, das kann man ruhig sagen, eher intellektuell, aber dafür nicht praktisch und abenteuerlich. Unterdessen sind dann die Kollegen mit der Pfadi den Wald erobern gegangen und haben irgendwelche Räuber gefangen. Ich hatte keine Ahnung, wie man ein Feuer machen könnte.“

(Interview 10, S. 5)

Die Wahl der Freunde ist für einen Teil der jüdischen Bevölkerung mit gewissen Konflikten verbunden, viel komplexer und problematischer zeigt sich jedoch die Frage einer Partnerschaft. Es fällt auf, dass sich jüdische Jugendliche, vor allem Frauen aber auch Männer bereits im frühen Alter viel intensiver mit Fragen der Partnerwahl, Heirat und Kindererziehung auseinandersetzen, als es die nichtjüdische Umwelt macht. Es besteht aus unterschiedlichen Motiven heraus die Sehnsucht, die eigene jüdische Identität der nächsten Generation weitergeben zu können, was in einer jüdischen Partnerschaft generell unproblematischer verläuft. **Die drei wichtigsten Faktoren bei der Partnerwahl**, welche oft auch zu Konflikten führen, sollen anschliessend diskutiert werden. Der erste dieser Faktoren ist die Erwartungshaltung der Eltern, dass die Kinder jüdisch heiraten sollen.

Diese Einstellung wird oft auch als Druck empfunden und von den Kindern in unterschiedlicher Form und Stärke internalisiert. Als zweiter Faktor kommt die Einstellung der jüdischen Gesellschaft und teilweise diejenige des Freundeskreises, welche der Haltung der Eltern oft ähnlich ist, hinzu. Und schliesslich spielt die Frage der Kindererziehung bei beinahe allen Befragten eine entscheidende Rolle bei der Partnerwahl.

1. Erwartungshaltung der Eltern

Das Spektrum dieser Einstellung reicht bei den Befragten von keinerlei Ansprüchen bis zu starkem Druck, wo bei Zuwiderhandlung die Verstossung aus der Familie droht. Die meisten berichten jedoch von einem Mittelmass, d.h. die Eltern erwarten von ihren Kindern unausgesprochen oder direkt kommuniziert, dass sie eines Tages jüdisch heiraten. Sie sind enttäuscht oder verletzt falls dies nicht geschehen sollte, stellen jedoch kein Ultimatum. Die extremste Reaktionsweise von Eltern beschreibt eine orthodoxe Frau. Eine jüdische Partnerschaft war von ihren Eltern Bedingung – anderenfalls würde ihr Vater nicht mehr mit ihr reden:

„Ja, das gibt keine Diskussion. Das würde meinen Vater ins Grab bringen. Er würde in einem Tag zehn Jahre altern. Letztens habe ich mir überlegt, dass dies vielleicht nicht richtig ist. Ich habe jemanden kennen gelernt, der nicht jüdisch ist, aber den ich einen super Typen finde, und da habe ich mir überlegt, was wäre wenn. Und ich musste mich fragen, was wäre so tragisch daran? Ich würde einfach nicht heiraten, keine Kinder bekommen, halt die Konsequenzen daraus ziehen. Ich selber wäre wohl zu religiös. Ich hätte gerne jemanden, der auch so religiös ist, der das mit mir mitmacht. Mir reicht es nicht, wenn er nur jüdisch ist, er müsste auch noch religiös sein, verstehst du? Das ist das eine.“

(Interview 9, S. 14)

Sie berichtet, inwiefern die Haltung der Eltern ihr Leben beeinflusst:

„Gelitten habe ich nie, aber es ist ein Druck, ganz klar. Ich frage mich heute manchmal, warum eigentlich. Ich frage mich, wenn meine Eltern nicht mehr da wären, wie ich dann entscheiden würde. Wahrscheinlich würde ich anders entscheiden.“

(Interview 9, S. 15)

Der massive Druck der Eltern, einen jüdischen Freund nach Hause zu bringen, wird in einem anderen Gespräch als Gefängnis beschrieben. In der Konfrontation mit ihrem nichtjüdischen Freund kam es zu schweren Konflikten – die Eltern reagierten panisch und ablehnend:

„Ich habe ihn dann einfach nach hause gebracht. Dann hat es natürlich furchtbare Szenen gegeben. Das war wirklich eine schreckliche Zeit. Und das wurde dann dadurch kumuliert, dass mein Vater einmal eine mohammedanische Freundin hatte, meine Mutter mit einem Nichtjuden verheiratet war, und sie mir Vorschriften gemacht hat, dass ich jüdisch heiraten müsse. Das war ja absurd.“ (Interview 6, S. 14)

Sie beschreibt den Leidensdruck welcher durch die Beziehung zu einem nichtjüdischen Mann entstand:

„Ja, genau, damals habe ich natürlich sehr darunter gelitten. Ich hatte das Gefühl, mein Leben sei total eingeschränkt, und es dürfe nur ein jüdischer Mann sein. Es wäre für mich auch nicht so gewesen. Ich könnte mir immer noch vorstellen, einen nichtjüdischen Partner zu haben. Es ist schöner, wenn er jüdisch ist, aber mittlerweile habe ich das Gefühl, dass ich es auch auf die Rolle bringen könnte, etwas weiterzugeben, wenn es ein nichtjüdischer Partner wäre.“

(Interview 6, S. 5)

Der Einfluss der Eltern ist dabei für viele wesentlich. Eltern können dazu beitragen, dass eine Beziehung mit einem nichtjüdischen Partner funktioniert. Paradoxerweise kann jedoch ihre Ablehnung gegenüber dem nichtjüdischen Partner ein Hindernis darstellen beim Versuch, das Judentum zu leben. Zudem fällt auf, dass es beinahe immer der jüdische Partner ist, welcher diese Probleme in die Beziehung hereinträgt. Die religiösen Gefühle des anderen werden dabei oft vernachlässigt. Die familiären Erwartungen führen dazu, dass die Kinder sich unter Druck fühlen. Entscheidend ist jedoch, inwiefern sie diese Einstellung verinnerlichen oder ob sie sich davon lösen und unabhängig entscheiden können:

„Ja, vor allem die Grossmutter hat immer gefragt, wann ich endlich heirate. Vom Grossvater her kam weniger Druck, aber es kam ganz klar rüber, auch durch meine Mutter, dass er Freude hätte, wenn ich jüdisch heiraten würde. Aber ich glaube, dass ich ein genug gutes Verhältnis zu meinem Grossvater hatte, dass er es verstehen würde, dass ich lieber eine tolle liebe Frau habe, als eine jüdische Frau. Ich glaube, da waren wir uns schon ziemlich einig. Aber vielleicht interpretiere ich das auch nur so. Meine Beziehung zur Familie ist eher locker. Ich finde, dass es ihr Problem ist, wenn sie ein Problem damit haben, wenn ich nicht jüdisch heirate. Das ist nicht mein Problem. Und das habe ich auch früher schon so gesehen.“

(Interview 16, S. 8)

Viele berichten, wie dieses Thema sie seit ihrer frühen Jugendzeit beschäftigte. Eine Ausnahme bildet eine Studentin, welche sich mit der Frage nach einer jüdischen Partnerschaft wenig und erst spät bewusst auseinander setzte. Ihre Beziehungen zu nichtjüdischen Männern waren jedoch immer von kurzer Dauer. Von zu Hause erlebte sie diesbezüglich keinen Druck:

„Nein, also von meinen Eltern her wirklich nicht. Ich weiss nur, dass mein Vater es gerne hätte, wenn ich einen jüdischen Mann hätte. Meiner Mutter ist das wirklich egal, Hauptsache er ist nett. Und ich denke auch, wenn er wirklich nett und alles ist, dann ist es mir auch egal, wenn er nicht jüdisch ist, und dann kann man ihn auch auf Probleme sensibilisieren, die damit zusammenhängen, dass er das verstehen könnte. Wenn das so wäre, dann wäre es mir auch gleich.“

(Interview 10, S. 12)

Die Suche nach einer jüdischen Partnerschaft in der Schweiz bezeichnet sie als sehr problematisch:

„Ich kenne viele, die in der Weltgeschichte ‚umher-jetten‘. Ich finde es nicht lächerlich, aber ich möchte nicht gerne in diese Situation kommen. Aber ich verstehe es, wenn es soweit kommt. Man macht sich immer lustig über diese Summer University, bei der alle nur hingehen, weil sie jemanden kennen lernen wollen. Aber das ist eigentlich nicht lustig, sondern normal. Man hat an einen Partner viele Ansprüche, und wenn das Jüdischsein oben auf der Wunschliste ist, dann macht man eventuell Kompromisse auf anderen Gebieten. Die Religionszugehörigkeit des Partners ist für mich einer der wichtigen Aspekte in der Beziehung. Sicher nicht der wichtigste, auch nicht an zweiter oder dritter Stelle, aber wichtig. Wie gesagt, wenn jetzt jemand käme, der das Verständnis dafür hätte, dann hätte ich kein Problem damit, dass er nicht jüdisch ist. Aber es gibt wenig Leute bei denen dieses Verständnis wirklich tief ist, ohne dass dabei ein grosses „Aber“ kommt. Ich finde diesen Aspekt durch meine Identität als Frau noch verstärkt, insofern, dass es viele jüdische Männer gibt, denen das fast das wichtigste ist, dass du jüdisch bist. Darauf bin ich sehr sensibel. Es ist mir sehr wichtig, dass der Mann diese Problematik dahinter versteht.“

(Interview 10, S. 20)

Im siebten Interview wird durch eine interessante Theorie erklärt, weshalb nicht alle Geschwister in gleicher Weise vom Druck der Eltern betroffen waren:

„Aber ich war in der beneidenswerten Situation, dass ich der mittlere von dreien war, und die jüngste eine Tochter war, und es einen Ältesten gab, so dass ich alle Freiheiten geniessen konnte, und noch immer geniesse. Es wurde mir viel weniger gesagt, welchen Weg ich gehen sollte. Ich konnte auch mein Studium selber wählen, was beim Erstgeborenen nicht der Fall war. Ich war sehr wenig unter Druck, vernachlässigt auch zum Teil. [...] Das läuft bei den Eltern sehr unbewusst ab. Ich sehe es bei der Studienrichtung – ich meine man müsste das mal konkret untersuchen –, aber diese verrückten Studienrichtungen und auch technische werden sehr häufig nicht von erstgeborenen Kindern studiert. Das ist meine eigene These, ich habe das mal bei uns im Institut getestet, da ist es so. Es sind immer die Zweitgeborenen oder die Einzelkinder.“
(Interview 7, S. 13)

2. Erwartungshaltung der jüdischen Gesellschaft

Die Studie veranschaulicht, dass die meisten Eltern einen gewissen Erwartungsdruck bezüglich einer jüdischen Partnerschaft ihrer Kinder ausüben. Einige der Betroffenen zeigen Verständnis für diese Haltung – sie begründen die elterliche Haltung durch ihre familiäre Geschichte oder ihre religiöse Gesinnung. Im Gegensatz dazu zeigten sich diejenigen Männer und Frauen überrascht und verletzt, welche diesbezüglich einen sozialen Druck in ihrem jüdischen Freundeskreis spürten, vor allem wenn es zu konkreten Konfrontationen kam. Manche berichten, dass ihre nichtjüdischen Partner und Partnerinnen zu gewissen Anlässen nicht miteingeladen, sie selber Zielscheiben von Kritik waren, oder die Partnerschaft toleriert jedoch nicht akzeptiert wurde. Mehrheitlich reagierte der jüdische Freundeskreis jedoch tolerant, und nichtjüdische Freundschaften stellten kein Problem dar. Wie es zum Konflikt und Gefühlen der Enttäuschung kommt, wird im sechsten Interview eindrücklich geschildert. Die junge Frau berichtet wie ein grosser Teil ihrer jüdischen Freunde sehr intolerant reagierte. Als Folge distanzierte sie sich von einem Grossteil dieser Leute, jedoch nicht vom Judentum selbst:

„Denn für mich war es vielleicht auch deshalb nie ein Problem gewesen, weil die jüdischen Freunde, die ich hatte, gar nie so religiös gelebt haben. Deshalb habe ich da auch nie so eine Abstufung gesehen. Ich dachte auch irgendwie, dass die anderen das auch so sehen wie ich, dass sie jüdisch sein können, und es nicht so darauf ankommt, ob das Gegenüber auch jüdisch ist. Wir hatten auch Freitagabende, an denen wir nichtjüdische Leute dabei hatten, und das hat sich so eingespielt. Es wurde erst dann zum Problem, als es theoretisch möglich gewesen wäre, dass ich einen Nichtjuden heirate – obwohl zu diesem Zeitpunkt kein Mensch

vom Heiraten gesprochen hat. Aber das war zum Teil wirklich das Problem der anderen. Ich habe das Gefühl, ich könnte das heute, mein Jüdischsein mit einem nichtjüdischen Partner leben.“

(Interview 6, S. 14/15)

Diese Problematik beschreibt sie im Fragebogen mit den Worten:

„Viele jüdische Freunde verstanden nicht, dass ich einen nichtjüdischen Freund hatte – meine nichtjüdischen Freunde verstanden das Problem nicht.“

(Interview 6, S. 15)

Dieses Unverständnis auf allen Seiten löst das Gefühl der Einsamkeit, des „Alleingelassen-Seins“ aus:

„Ja, das war wirklich genau das. Die Ausgrenzung von Seiten der Jüdischen her, und mit den nichtjüdischen Freunden konnte ich auch nicht wirklich darüber reden, weil sie hätten das dann wieder intolerant gefunden. Sie hätten dann auch kein Verständnis gehabt für den Konflikt der jüdischen Freunde. Ich meine, diese Ablehnung der jüdischen Freunde, die kann ich mir schon auch erklären. Ich habe für sie ja alles ins Wanken gebracht, indem ich gekommen bin, und gesagt habe, das Feld ist offen. Das wollten sie natürlich auch nicht hören. [...] Das war eine total schwierige Zeit. Ich weiss es nicht. Ich habe keine Patentlösung. Ich denke, der Konflikt ist so, wenn du hier als schweizerische Jüdin - oder als jüdische Schweizerin - lebst und Beziehungen hast, dann hast du dieses Problem. Ausser vielleicht, wenn man sich voll auf das Jüdische einlässt, dann kann man sich auch klarer positionieren. Viele jüdische Freundinnen von mir haben einfach gesagt, für mich gibt es nichts anderes, und anscheinend können sie das unter einen Hut bringen, so absolut. Ja. Ich denke nicht, dass es da eine Patentlösung gibt.“

(Interview 6, S. 22/23)

Diese Intoleranz, die Degradierung zum Aussenseiter in der jüdischen Gesellschaft erschwert es, das Judentum weiterzugeben, was als absolut kontraproduktiv empfunden wird:

„Auch wenn du viel weisst und viel machst im Judentum, aber von den anderen Juden nicht als Jude angesehen wirst, dann hast du ein Riesenproblem. Dann ist es viel schwieriger, das zu leben. Dann kannst du nicht in eine jüdische Gemeinde, kannst nicht in eine jüdische Schule, im jüdischen Fussballclub machen sie ein Theater, überall. Du wirst einfach nicht

akzeptiert. Und dann driftest du irgendwann ab, wenn du nicht... Gut, eben es gibt dann ein paar, die es dann schaffen, einen Übertritt zu machen.“

(Interview 6, S. 15)

Dieser Mangel an Verständnis löst natürlich auch auf nichtjüdischer Seite Frustration aus, und es braucht viel Kraft, damit eine Beziehung nicht an diesem Konflikt zerbricht. Die Frage eines religiösen Übertritts des Partners zum Judentum ist sehr umstritten. Eine der Befragten erklärt, weshalb dies keine Lösung für sie darstellt:

„Für mich ist es einfach so, dass ich für nichts und niemanden einen Übertritt zu einer anderen Religion machen würde. Und deshalb würde ich auch nicht wollen, dass ein Partner dies für mich tut. Für mich sind auch die ganze Kindheit und diese Dinge wichtig, dieses Kettengefühl. Und wenn jetzt jemand daherkommt, der überhaupt nichts mit dem Judentum zu tun hat, und auf einmal das Gefühl hat, das ist es für mich, das ist für mich komisch. Weil ich nicht diesen ‚Approach‘ habe, für mich sind das mehr Kindheitssachen. Bei Sami ist das ganz anders, weil er auch diese Kette hat, einfach keine offizielle, aber hier macht es Sinn, wieso er den Übertritt wollte, wieso er sich so gefühlt hat. Für mich ist es vielleicht auch weniger eine intellektuelle Geschichte, bei der man sagen kann, doch jetzt passt mir das, jetzt nehme ich mir das.“

(Interview 6, S. 17)

Eine andere Frau berichtet auf Grund der Erlebnisse ihrer Freundin vom ausgrenzenden Verhalten der jüdischen Gesellschaft:

„Und sonst von der Gesellschaft, das ist eigentlich gar nie soweit gekommen, da der Druck von zuhause schon so gross war. Wobei ich sehe das jetzt bei einer sehr guten Freundin von mir, die einen nichtjüdischen Freund hat, sie hat grosse Mühe mit der Gesellschaft. Sie hat wirklich das Gefühl, dass die Gesellschaft ihn überhaupt nicht akzeptiert. Sie kann sich viel weniger mit ihm zeigen, tut es aus Protest dann trotzdem, aber sie hat sich dennoch viel zu sehr aus dem jüdischen Leben zurückgezogen. Da sehe ich das schon.“

(Interview 11, S. 11/12)

3. Jüdische Kindererziehung

Der wichtigste Punkt in einer jüdischen Beziehung ist jedoch die Erziehung der Kinder. Sicherlich spielt bei der Partnerwahl das Bedürfnis, den jüdischen Teil des Selbst mit dem Freund oder der Freundin teilen zu können eine wichtige Rolle. Viel dominanter und

präsenter scheint aber das Verlangen zu sein, diesen prägenden Teil der eigenen Kultur und Geschichte und somit ein wesentlicher Bestandteil der eigenen Identität, den zukünftigen Kindern weiterzuvermitteln. Der Wunsch, die jüdische „Kette“ zu erhalten ist sehr verbreitet, ohne die Kindererziehung wäre für viele die Frage nach einer jüdischen Partnerwahl sekundär. In diesem Zusammenhang erklärt der fünfte Interviewpartner, weshalb die Beziehung zu einer jüdischen Frau bzw. zu einem jüdischen Mann für viele jüdische Menschen zentral ist:

„Ich denke, es gibt Dinge in deinem Leben, die dir wichtig sind. Mir sind vielleicht mehr Dinge wichtig, die jüdisch-spezifisch, als schweizerisch-spezifisch sind. Und weil mir diese Dinge wichtig sind, möchte ich diese auch weitergeben. Und weil ich die weitergeben möchte, muss ich eine Familie haben. Und wenn ich eine Familie habe, dann wird es in einem jüdischen Umfeld wahrscheinlich einfacher sein, das weiterzugeben. Obwohl, man kann auch mit einer Person sein, die ganz orthodox ist, das kann auch jüdische Konflikte geben. Aber mit einer Person, die dein Umfeld ein bisschen teilt, ist es viel einfacher, einen Konsens darüber zu finden, was wir den Kindern weitergeben wollen, als mit einer ‚schwarzen‘ jüdischen Person oder einer Person aus dem Berner Oberland. Es gibt einfach Dinge, die ich vielleicht gerne weitergeben möchte, und die kann ich nicht ganz herauskristallisieren. Da muss ich vielleicht Zettel schreiben.“

(Interview 5, S. 14/15)

Viele spüren den Wunsch nach einer jüdischen Partnerschaft, lassen sich jedoch einen gewissen Freiraum in ihrer Wahl, da die jüdische Partnersuche in der jüdisch bevölkerungsarmen Schweiz sehr schwierig ist. Die jüdische Erziehung zukünftiger Kinder ist jedoch für die meisten unumstritten. Sie suchen Kompromisse oder Lösungsversuche, um diese eventuell auch in einer nichtjüdischen Partnerschaft zu verwirklichen – der Übertritt des nichtjüdischen Partners zum Judentum ist eine mögliche Lösung:

„Heute bin ich sehr unsicher. Aber durch das Problem, dass meine Kinder nicht jüdisch wären, wegen dieser starken Verbundenheit, diese Kette – die berühmte Kette – weiterzuführen, würde ich auch jetzt noch ja sagen. Heute würde ich sagen, egal ob übergetreten, aber wenigstens jüdisch. Aber wenn es sich nicht ergeben sollte, würde ich mich nicht aus dem Fenster stürzen. Aber meine Tante, sie hat als einzige einen nichtjüdischen Mann, und ich weiss daher, was passiert ist, und das hat so schockierend gewirkt, auch auf meine Eltern, dass irgendwie versucht wird, das nicht zu wiederholen.“

(Interview 7, S. 14)

Mit einer nichtjüdischen Frau eine Beziehung einzugehen, falls schlussendlich nur eine jüdische Ehefrau in Frage kommt, ist seiner Meinung nach verlogen und für alle sehr schmerzhaft:

„Das Problem einer nichtjüdischen Beziehung ist insofern gross, wenn man einmal festgelegt hat, dass man jüdisch heiraten will, dass das sehr schnell eine Frage der Ehrlichkeit wird. Wenn man sich dem Punkt einer potentiellen Heirat nähert, dass man das dann nicht mehr aufrechterhalten kann. Dass man dann sagen muss, entweder bin ich bereit eine nichtjüdische Freundin zu haben, dann bin ich auch bereit nichtjüdisch zu heiraten. Und alles andere ist mit sehr viel Schmerz verbunden. Diese Erfahrung habe ich gemacht. Man muss sich entscheiden, alles andere ist unehrlich auf Dauer. Dann gibt es noch diese

Zwischenlösung mit dem Übertritt, aber das ist auch eine miese Lösung.“

(Interview 7, S. 21)

Für eine jüdische Frau ist es in einer gemischten Beziehung einfacher, ihre Kinder jüdisch zu erziehen, als für einen jüdischen Mann, da im Judentum die Religionszugehörigkeit über die Frau weitergegeben wird:

„Das ist eben die Frage, ob jemand jüdisch ist, der nur einen jüdischen Vater hat. Wenn das von allen Seiten negativ beantwortet wird, dann wird es sehr schwierig, jüdisch zu erziehen, weil das jüdische Umfeld nicht möglich ist. Kein jüdischer Religionsunterricht, keine ‚Bar-Mitzwa‘, das wäre gar nicht möglich. Im umgekehrten Fall, wenn die Kinder jüdisch sind, weil die Mutter jüdisch ist, dann ist es leichter.“

(Interview 7, S. 15)

Für viele auch nicht praktizierende Juden und Jüdinnen ist die Frage der jüdischen Kindererziehung von grosser Bedeutung. Dabei steht die Weitergabe der Religion, vor allem aber der eigenen Identität im Vordergrund:

„Ja, es ist mir relativ wichtig. Das ist zum Beispiel so ein Fall, den ich in meiner Jugend oft besprochen habe, vor allem mit meinen nichtjüdischen Freunden. Sie wollten wissen, ob mir das wichtig ist. Und ich habe ihnen gesagt, das es mir sehr wichtig ist. – Und was machst du, wenn sie nicht jüdisch ist? – Dann würde ich schauen, ob sie übertritt. – Und was machst du, wenn sie nicht will? – Dann bin ich vor einem Problem, und das stimmt, das

wüsste ich wirklich nicht. Und die andere Frage, die dann kommt, ist zu sagen, sie würde ja nur wegen dir übertreten und nicht wegen dem Judentum, wieso willst du das denn überhaupt? Aber das wäre ich bereit zu akzeptieren, denn ich sehe das Judentum als einen Teil von mir. Aber sie müsste schon eine gewisse Affinität dazu entwickeln können, wobei ich mich da wohl auch bemühen müsste, ihr dabei zu helfen, was mir wiederum zum Teil auch schwer fallen könnte, weil es viele Dinge im Judentum gibt, die ich nicht gut finde. Aber das würde ich ganz sicher tun. Wobei ich hätte da wohl wieder Mühe mit dieser zum Teil rabbinischen Erpresserei, die verlangt, dass man einen koscheren Haushalt führen muss. Da würde ich zwar ja dazu sagen, aber das würde ich gleich brechen. Es sei denn, sie wolle es, das wäre was anderes. Aber diese Erpresserei, das ist auch so was! Das kann ich gar nicht ausstehen, deshalb würde ich wohl alles tun, um dieses Versprechen nicht halten zu müssen. Das ist Erpresserei, Erpressung und das ist verwerflich, und zwar ganz verwerflich! Wobei ich schon verstehe, wieso sie das machen, dass sie da ein Interesse daran haben, aber es so zu machen, das ist pure Erpressung, und wird nicht toleriert.“
(Interview 2, S. 11/12)

Der Gedanke an eine zukünftige jüdische Kindererziehung steht nicht immer im Vordergrund des Bewusstseins. Unterbewusst scheint er jedoch für beinahe alle eine Selbstverständlichkeit zu sein, zumindest ist das Bild von eigenen Kindern, welche eine andere Religion ausüben, kaum vorstellbar. Dies gilt auch für viele liberale jüdische Menschen, welche gegenüber nichtjüdischen Partnerschaften offen sind:

„Ja, ich würde es ihnen sicher sagen, im Bewusstsein der Gefahr, dass sie das nicht irgendwann einmal anders erfahren sollten. Und ich würde mir schon eine Familie wünschen, die auch im Kontakt ist mit dem jüdischen Umfeld. Ja, ich möchte schon jüdische Kinder. [...] Nein. Ich habe mir das nicht gross überlegt, aber wahrscheinlich war der Gedanke vorhanden, dass sie jüdisch sein sollten. Ich hätte jetzt einfach Mühe mit der Vorstellung, wenn man mir sagen würde, dass meine Kinder am Sonntag in die Kirche gehen würden. Das ist klar. Egal ob es jetzt Atheisten wären oder nicht.“
(Interview 10, S. 12)

Eine Mehrheit der Befragten beurteilt die jüdische Kindererziehung in einer gemischten Partnerschaft als im Prinzip möglich, aber als problematisch. Begründungen für diese Schwierigkeiten sehen sie in einer fehlenden Identifikationsmöglichkeit der Kinder, einem geringeren jüdischen Zugehörigkeitsgefühl und der problematischen Stellung in der Gesellschaft, welche für einen jüdischen Vater, der seine jüdische Religionszugehörigkeit nicht auf

das Kind übertragen kann, zusätzlich erschwert wird. Der Zwiespalt zwischen Offenheit gegenüber einer nichtjüdischen Partnerschaft und dem Bewusstsein der Probleme bezüglich der Kindererziehung wird in den Interviews oft thematisiert:

„In der Primarschule, als wir diese Feten hatten und so, da war das Thema Freundin nicht so aktuell. Aber es hat mich nie gestresst, ein nichtjüdisches Mädchen zu küssen, gar nicht, aber damals war ich vielleicht noch zu jung. Später im ‚Schomer‘, als die jüdische Identität mehr betont wurde, da ist das ein bisschen wichtiger geworden. Am Anfang war es weniger wichtig, dann wurde es etwas wichtiger, wobei ich auch nichtjüdische Freundinnen in der Sek. hatte. Das hätte ich auf keinen Fall kategorisch ausgeschlossen. Aber schon damals war es für mich ganz klar, dass ich mir nicht vorstellen konnte, eine nichtjüdische Frau zu heiraten. Mir war das sonnenklar, und zwar noch bis vor ein paar Jahren, dass ich keine nichtjüdische Ehepartnerin würde haben wollen. Das ist für mich heute nicht mehr so ganz klar. Dieser Wunsch ist immer noch überwiegend da, aber ich kann es nicht kategorisch ausschliessen. [...] Ich könnte mir vorstellen, nichtjüdisch zu heiraten – rein theoretisch – und meine Kinder trotzdem jüdisch zu erziehen. Deshalb kann ich nicht mehr kategorisch sagen: nein, ich möchte keine nichtjüdische Ehepartnerin. Aber wenn du es dir konkret versuchst vorzustellen, dann merkst du, welch ungeheure Probleme das mit sich nachziehen muss. Deshalb würde ich mir nach wie vor wünschen, eine jüdische Ehepartnerin zu haben. Denn sonst sind die Probleme programmiert.“

(Interview 17, S. 15/16)

Eine Gesprächspartnerin, deren Mutter zum Judentum übergetreten ist, berichtet wie sie deswegen teilweise in der jüdischen Gesellschaft nicht als gleichwertig akzeptiert wurde. Ihr Freundeskreis war während der Jugendzeit hauptsächlich jüdisch, da sie in der „Emuna“, in einem jüdischen Jugendbund und in jüdischen Sportclubs sehr aktiv war. Sie erklärt ihr Suchen nach jüdischer Gesellschaft mit der Sehnsucht nach einem Gefühl des Aufgehobenseins. Sie selbst habe sich von der nichtjüdischen Umwelt nie richtig akzeptiert gefühlt, unterstreicht jedoch, dass ihre nichtjüdischen Freunde sie nicht als anders angesehen haben. Für sie war und ist eine Beziehung zu einem jüdischen Mann, wie auch die jüdische Erziehung zukünftiger Kinder sehr wichtig. Im fortschreitenden Alter wurde für sie jedoch auch eine nichtjüdische Partnerschaft denkbar, die jüdische Kindererziehung wäre in dieser Situation allerdings viel problematischer. Die Schwierigkeiten einer jüdischen Partnerwahl in der Schweiz führen dazu, dass nicht nur die Frage einer jüdischen Kindererziehung im Vordergrund steht, sondern auch in welcher Weise diese geschehen soll:

„Ja, eigentlich schon, das wäre schon gut, um das Jüdischsein weiterführen zu können. Es müsste so sein, aber trotzdem kann ich das nicht genau sagen, denn wenn ich mich in eine nichtjüdische Frau verliebe, was will ich da? Ich kann nicht steuern, dass ich mich in jemanden verliebe. Und ich will mich auch nicht unbedingt das Leben lang nur in jüdischen Kreisen bewegen, damit ich mich nur in jemanden jüdisches verliebe. [...] Es ist mir wichtig, meinen Kindern, falls ich welche haben werde, jüdisch zu erziehen, aber es fragt sich wie jüdisch.“

(Interview 13, S. 15)

Eine Minderheit der Befragten schätzt die jüdische Kindererziehung auch in einer nicht-jüdischen Partnerschaft als unproblematisch ein:

„Ja, es war vielleicht ein Thema, aber es ist mir auch früh bewusst geworden, dass das nicht so wichtig ist. Weil ich ein gewisses Judentum auch weitergeben möchte, käme eine Partnerin, die sich dem Judentum gegenüber total verschliesst nicht in Frage, wenn sie keinerlei Verständnis oder sogar negative Gefühle hat. Aber sonst, es müsste nicht unbedingt eine jüdische Frau sein, ich muss keine besonders religiöse, konfessionelle Beziehung haben, auch nicht was die Erziehung von Kindern betrifft, das hat nie im Vordergrund gestanden. Ich habe jetzt auch lange Zeit eine nichtjüdische Freundin gehabt, die eine sehr gute Beziehung zum Judentum hatte, die Dinge viel besser erahnt hat als es zum Teil jüdische Menschen tun, sie hatte ein sehr gutes Gespür für die jüdische Kultur. Das ist sehr gut gegangen. Ich war damals über zwanzig Jahre alt, aber ich habe auch in der Jugend zwei oder drei Freundinnen gehabt, die nicht jüdisch waren, sogar häufiger.“

(Interview 14, S. 13)

Abgesehen von der Partnerin ist es ihm jedoch sehr wichtig, seinen zukünftigen Kindern gewisse Aspekte des Judentums zu vermitteln:

„Ja, eine gewisse Tradition, ein Bewusstsein, meine Empfindungen, die möchte ich sicher vermitteln. Wie viel die Kinder davon wirklich aufnehmen wollen, – ich sage nicht, dass dies völlig unwichtig ist – aber das möchte ich eigentlich schon ihnen überlassen. Ich möchte nicht um jeden Preis, dass das weitergeht, das muss wirklich auch ein bisschen von den Kindern her kommen – wenn ich Kinder hätte. Ich fände es schön, wenn sie sich wirklich damit auseinandersetzen, wäre sicher auch enttäuscht, wenn sie es völlig ablehnen, das Judentum geradezu verleugnen würden. Das wäre sicher eine Enttäuschung. Aber eben, es ist sicher nicht so, dass ich eine sehr starke jüdische Erziehung pflegen würde wollen, zumal ich das nicht kenne.“

(Interview 14, S. 13)

Für die Befragte, deren Mutter zwar Israelin ist, die jedoch ohne eigentliche jüdische Identität aufgewachsen ist, sind jüdische Beziehungen zwiespältig. Einerseits fällt der antisemitische Anteil und die Kritik an Israel weg, andererseits fühlt sie sich durch zu viel Judentum bedrängt. Welche Identität sie ihren zukünftigen Kindern vermitteln möchte, erklärt sie wie folgt:

„Kommt darauf an, ob ich einen jüdischen Partner haben werde oder nicht. Rein theoretisch wären meine Kinder wieder jüdisch. (lacht) Was ich dann machen würde? Ich würde versuchen, ihnen moralische Werte mitzugeben, sagen wir, sie zu feinen Menschen zu machen, aber in einer nicht religionsgebundenen Art.“

(Interview 12, S. 21)

Der sechzehnte Interviewpartner, welche sich von der jüdischen Religion sehr distanziert, betont dass es ihm wichtig ist, die Wahl der Religion den Kindern zu überlassen:

„Wenn ich Kinder haben sollte, dann müsste ich mir überlegen, wie ich das machen würde. Aber ich habe das Gefühl, dass die religiöse Erziehung viel später anfangen müsste. Dass man eine ‚Bar-Mitzwa‘ machen muss, das finde ich viel zu früh. Man lässt den Kindern einfach keine Chance zu wählen, was sie machen wollen und was nicht.“

(Interview 16, S. 8)

Für ihn steht die Geschichte und nicht die Religion im Vordergrund – eine wirklich jüdische Erziehung wirkt auf ihn sogar abschreckend:

„Die jüdische Identität ist für mich weniger die Religion, sondern eher die Geschichte. Als Beispiel, wie böse Menschen sein können, oder was Menschen den Menschen antun können. Das würde ich auf jeden Fall vermitteln wollen, das ist klar. Ich würde dieses Thema ganz sicher nicht verschweigen. Aber ehrlich gesagt weiss ich gar nicht, ob ich einmal Kinder haben werde. Und wenn es so wäre, dann käme es sicher auch auf die Partnerin an, wie sie reagieren würde. Also ich hätte sicher ein Problem, wenn meine Partnerin sagen würde, ich will dass meine Kinder ‚Bar-Mitzwa‘ machen, und ich will, dass sie in dieses jüdische Schema reingehen. Damit hätte ich sicher ein Problem.“

(Interview 16, S. 15)

Als letztes Beispiel dieser Thematik wird das aussergewöhnliche Dilemma des fünfzehnten Interviewpartners aufgeführt. Er beschreibt, weder mit einer jüdischen noch mit einer nichtjüdischen Partnerin eine Beziehung aufbauen zu können:

„Das sind schwierige Fragen, die sich da stellen, die ich so zusammenfassen würde: Eine nichtjüdische Frau, das geht irgendwie nicht. Und eine jüdische Frau geht sowieso nicht. (lacht) Ich versuche da, die Balance zu finden. [...] Also, ein ganz konkreter Fall ist, dass ich über 10 Jahre mit einer Frau zusammen war, die soviel Jüdin und soviel Nicht-Jüdin war, dass das genau ging. Das ging genau, das war ideal. Und vor etwa 14 Tagen habe ich zum ersten Mal mit einer sehr attraktiven Frau geredet, die Muslim ist. Und das ist irgendwie so... Weil das ist weder jüdisch noch ‚gojisch‘, sondern ist irgendwie so... Das war irgendwie etwas neues. Da habe ich irgendwie gedacht, es ist nicht zu weit weg, wie jetzt beispielsweise eine Tibetanerin oder so, die du aus dem Katalog kennst. (lacht) Nein, also das ist natürlich belastet, eine jüdische Frau erinnert mich zu sehr an meine Mutter, das geht nicht.“ (Interview 15, S. 15)

Bei der Frage nach der Wichtigkeit der jüdischen Erziehung zukünftiger Kinder zeigt sich wiederum die Widersprüchlichkeit seiner Gefühle: Die Ablehnung des Judentums zum einen und die Verankerung im Jüdischen, welches er nicht ablegen kann und ihn zu einem unfreiwilligen Gefangenen seiner Identität macht, zum anderen:

„Aber der erstaunlichste Moment in dieser Hinsicht war für mich mit dieser Frau, mit der ich 10 Jahre lang eine Beziehung hatte, die etwas jüdisch-christliches in sich hatte. Gegen Ende dieser Beziehung kam diese Frage mit Kindern auf, da wurde für mich auf einmal klar, wenn das ein Junge wäre, dass er beschnitten würde. Ob er jetzt jüdisch beschnitten würde, das kann ich mir nicht vorstellen, und nichtjüdisch auch nicht, aber beschnitten, das war ganz klar. Da ist dann rausgekommen, dass das für sie eigentlich nicht in Frage käme. Jüdisch aufziehen vielleicht schon, aber beschneiden, das nicht. Ich habe dir vorhin ja auch gesagt, dass ich es eigentlich absolut horrend finde, aber irgendwo auf einer irrationalen Ebene ist es für mich völlig klar, dass mein Sohn beschnitten würde, gar keine Diskussion. Und dort ist etwas so absolut irrationales, völlig irrationales in meinem Wunschdenken, das habe ich auch gemerkt, dass ich da voll drin bin in diesem... Das ist absurd. Obwohl ich denke, Judentum und alles, lässt mich in Ruhe, aber dass mein Sohn beschnitten würde? Absolut klar. (lacht) Wenn das konkret geworden wäre, hätten wir uns sicher gestritten und auseinandergesetzt. Mein Sohn, ein unbeschnittener ‚Goij‘? Nein, das kommt nicht in Frage. Und dann sind wir mitten im Thema. Und das ist völlig irrational.“ (Interview 15, S. 16)

Die bis anhin besprochenen Konflikte, welche durch die bikulturelle jüdische Identität im Freundeskreis entstehen können, lassen sich folgendermassen zusammenfassen: Manche jüdische Kinder und Jugendliche suchen ihren Freundeskreis nach zusätzlichen Kriterien aus. In ihrem nichtjüdischen Freundeskreis vergewissern sie sich zuerst, dass die nichtjüdischen Freunde und Freundinnen ihre Religionszugehörigkeit akzeptieren und respektieren. Sie bewegen sich zum Teil bewusst in bestimmten Kreisen, d.h. abgesehen von den Freundschaften in der Schule, suchen sie den Kontakt zu jüdischen Kreisen oder meiden diese. Je nach Individuum wird die jüdische oder nichtjüdische Gesellschaft umgangen, und die Kinder und Jugendlichen suchen bewusst nur Freunde aus dem einen Kulturkreis. Die Mehrheit verkehrt jedoch in beiden Welten, diese sind aber oftmals voneinander getrennt, d.h.. dass sie beispielsweise während der Woche vor allem Kontakt zu ihren nichtjüdischen Freunden haben und am Wochenende (z.B. durch den Besuch eines jüdischen Jugendbundes) hauptsächlich jüdische Kollegen treffen. Das Sich-Aufhalten in zwei verschiedenen Gesellschaften kann reibungslos verlaufen, aber auch zu Konflikten mit sich selbst und dem Freundeskreis führen. Die Suche nach Zugehörigkeit, nach einem Platz in der einen und/oder anderen Gesellschaft kann für den Einzelnen sehr schwierig sein, er weiss nicht, nach wem er sich richten soll, zu welcher Gruppe er gehört. Dieser Konflikt löst sich durch die Akzeptanz beider Welten, durch die Einsicht, dass beide für ihn wichtig sind, dass er von jeder Gruppe etwas Besonderes erhält. Ein weiteres inneres Spannungsfeld kann in einer Person entstehen, wenn diese sich in der jeweiligen Gruppe nicht „zu Hause“ fühlt. Sie bemerkt z.B., dass die jüdische Gesellschaft Werte vertritt, mit denen sie sich nicht identifizieren kann, oder dass sie sich in einer ausschliesslich jüdischen Welt bewegt, in welcher ihr die Offenheit zur übrigen Welt fehlt. Auf der anderen Seite kann es vorkommen, dass es der nichtjüdischen Gesellschaft nicht möglich ist, die jüdische Gefühlswelt nachzuvollziehen. In beiden Fällen kann dies ein tiefes Gefühl der Einsamkeit und „Heimatlosigkeit“ auslösen. Zu äusseren Konflikten kann es kommen, wenn die jüdische Gesellschaft beispielsweise nicht akzeptiert, dass die betreffende Person Freundschaften zu nichtjüdischen Altersgenossen pflegt. Hingegen kann es zu Konflikten mit nichtjüdischen Freunden kommen, wenn diese mit bestimmten religiösen Vorschriften Mühe bekunden und nicht bereit sind, darauf Rücksicht zu nehmen. Zudem wird die israelische Politik sehr häufig und in zunehmendem Masse zur Reibungsfläche zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen.

Mögliche Konfliktpotenziale der Befragten bei Freundschaften und in der Partnerwahl bezüglich ihrer jüdischen Identität werden im folgenden nochmals stichwortartig aufgeführt:

Konflikte mit nichtjüdischen Freunden und Freundinnen

- Politik Israels – Kritik und Unverständnis von nichtjüdischer Umwelt
- Sich nicht zugehörig fühlen
- Wichtiges Verständnis der eigenen Geschichte, Kultur und Identität nicht teilen können (andere „Sprache“)

Konflikte innerhalb der jüdischen Gesellschaft

- Gefühl der Enge, jeder kennt jeden
- Sozialer Druck in verschiedenen Bereichen
- Geringe Auswahl – Schwierigkeiten seinesgleichen zu finden

Konflikte bezüglich der Partnerwahl

- Druck vom Elternhaus bezüglich jüdischer Partnerschaft der Kinder
- Sozialer Druck der jüdischen Gesellschaft, Intoleranz bei gemischten Beziehungen
- Unverständnis der nichtjüdischen Umwelt für das Bedürfnis einer jüdischen Beziehung
- Wichtigkeit der jüdischen Erziehung zukünftiger Kinder („Kette“ weiterführen) – Problematik bei Mischehen (Identifikation, Zugehörigkeitsgefühl, Akzeptanz der jüdischen Gesellschaft usw.)

Die aufgeführten Problematiken können bei Freundschaften auftreten. Es muss jedoch betont werden, dass sehr häufig von unproblematischen und schönen Freundschaften sowohl mit nichtjüdischen wie auch mit jüdischen Menschen berichtet wurde. Das Wesentliche dabei ist, inwiefern das Individuum auf der Suche nach der eigenen Stellung innerhalb dieser beiden Gruppen ist, und inwieweit die Person ihre Andersartigkeit und ihre bikulturelle Identität akzeptiert und sie gemeinsam in ihr Leben integrieren kann, ohne dass diese gegenseitig miteinander rivalisieren. Die Überlegungen zur Partnerwahl hingegen scheinen allgemein viel komplexer und konfliktreicher zu sein. Sowohl die Suche nach einer jüdischen Partnerschaft wie auch der Umgang mit einer nichtjüdischen Partnerin oder einem nichtjüdischen Partner sind in der Schweiz, welche einen sehr geringen jüdischen Anteil der Bevölkerung aufweist, oft schwierig und hürdenreich.

Den Interviewpartnern und –partnerinnen wurde die Frage gestellt, ob sie in der **Schule**, **Ausbildung** oder bei der **Arbeit** durch ihre jüdische Religionszugehörigkeit Probleme hatten. Die Mehrheit berichtet von einer unkomplizierten Schulzeit, von einigen kleineren Begebenheiten, welche jedoch nicht belastend waren. Wie gravierend diese Ereignisse erlebt wurden, hängt nicht nur von den Vorkommnissen an sich, sondern auch von deren Wahrnehmung und Wertung ab. Die

Toleranz bei kleineren verbalen antisemitischen Äusserungen scheint ziemlich hoch zu sein. Die meisten schildern eine verständige und offene Haltung ihrer Mitschüler und Lehrer – sie fühlten sich von den anderen akzeptiert. Mehr als antisemitische Erlebnisse belastete viele das dauernde sich erklären müssen, was sie in eine ungewollte Sonderstellung brachte und ihr Anderssein betonte:

„Das war als der Zweite Weltkrieg besprochen wurde. Das war ein Gefühl, dass die Leute vielleicht trotzdem nicht alles verstanden hatten. Da möchtest du gerne noch mehr darüber sprechen. Aber du kannst ja nicht ein Butterbrot nach dem anderen futtern. Und ich habe ja auch teilweise nicht alles gewusst damals, weiss ich ja auch heute noch nicht. Und in der Primarschule konnte ich nicht in den Religionsunterricht gehen, weil ich jüdisch war. Vielleicht hätte man da mehr daraus machen können. Ich weiss nicht mehr genau, wie das lief, es hiess einfach: „Du kannst nicht kommen, du bist anders“. Manchmal möchtest du einfach nicht nur anders sein, sondern du möchtest auch eine Erklärung dafür haben, warum. Nicht nur einfach, dass du anders bist und fertig. Das war vielleicht ein Konflikt.“

(Interview 5, S. 19)

Die meisten Juden in der Schweiz unterscheiden sich in ihrem äusseren Verhalten kaum von ihrer Umwelt, sie halten sich nicht an religiöse Vorschriften und bieten anderen demnach wenig Konfliktstoffe. Zur Belastung wird die Religionszugehörigkeit vor allem für religiös praktizierende Juden, welche sich durch gewisse Vorschriften, wie beispielsweise dem „Kaschrut“ oder dem Einhalten von „Schabbat“ und Feiertagen (Schule nicht besuchen, nicht fahren, nicht schreiben...), deutlich von der nichtjüdischen Gesellschaft unterscheiden. Als häufiges Konfliktpotential in der Schule werden die Nahrungsregeln, auch wenn sie nicht streng nach den Vorschriften des „Kaschruts“ eingehalten werden, beschrieben:

„Ja, durch meine Regeln, welche die Nahrung betrafen – d.h. wenn ich Fleisch esse, dann kein Schwein. Das war für mich früher wirklich ein grosser Punkt. Das ist etwas, das dann wirklich den Alltag prägt. Wenn du auf eine Schulreise gehst. Oder früher sind oft Kinder zu uns nach Hause zum Essen gekommen, oder ich bin zu den anderen gegangen. Und dann hab ich immer gesagt, ich komme, aber ich kann dann kein Schwein essen. Also als Kind war das für mich wirklich ein Punkt, weil das dann sofort thematisiert wurde.“

(Interview 6, S. 21)

Es kam dabei selten zu Angriffen von Kollegen und Kolleginnen, die Betroffenen selbst fühlten sich jedoch in ihrer Sonderstellung unwohl. Einige der Befragten berichten von Unverständnis und Rücksichtslosigkeit gegenüber jüdischen Regeln:

„Die Lehrer haben keine Rücksicht darauf genommen, dass wir nicht schreiben konnten am ‚Schabbat‘. Wir waren zu zweit – Y. war mit mir in der Klasse –, aber sie haben keine Rücksicht darauf genommen, haben Prüfungen gemacht am ‚Schabbat‘, die wir dann nachholen mussten. Sie haben einfach ‚Puff‘ gemacht, obwohl es relativ einfach gewesen wäre, man ist ja fünf andere Tage auch noch in der Schule. Oder auch bei der Kolonie und anderen Anlässen waren sie einfach rücksichtslos.“

(Interview 8, S. 9)

Die Mitschüler reagierten unterschiedlich, einige zeigten Interesse an der jüdischen Religion, andere verhielten sich abwehrend und hielten die Religion nur als Ausrede, um sich vor gewissen Schulpflichten drücken zu können. Eine der Befragten versuchte mit verbaler Gegenwehr solchen Angriffen entgegen zu wirken, sie erklärte den anderen ihre Haltung und Gesetze. Ein weiteres Konfliktpotential kann entstehen, wenn mehrere jüdische Schüler und Schülerinnen in derselben Schulklasse sind und die jüdische Religion unterschiedlich praktizieren:

„Ich bin zum Teil mit orthodoxen, aber auch mit gleich religiösen Kindern wie ich zur Schule gegangen, und wir hatten aber in derselben Klasse auch Leute, die gar nicht religiös waren, die geschrieben haben, die gar nichts gemacht haben. Dann musstest du erklären, dass es verschiedene religiöse Schattierungen gibt, und das war zum Teil sehr schwierig, dass sie verstehen, wieso die einen jetzt schreiben, und die anderen nicht.“

(Interview 9, S. 5)

Als weitere Stresssituation wird der innere Druck beschrieben, den „Juden“ gegenüber der Aussenwelt vertreten zu müssen, und sich demzufolge so korrekt wie möglich zu benehmen:

„Ja, richtig, ich wollte vermeiden, dass wenn ich einen ‚Seich‘ mache, dass es dann heisst: ‚Die Juden machen wieder Seich, so sind sie wieder, die Juden!‘ Das stresste mich.“

(Interview 13, S. 18)

Einige der jüdischen Männer und Frauen berichten von massiveren Übergriffen, unter welchen sie gelitten haben. Insgesamt lässt sich jedoch sagen, dass die meisten Befragten in ihrer Schulzeit durch ihre jüdische Identität kaum Konflikte hatten, sei dies weil es kaum ein Thema und ihre Umwelt tolerant war, oder sie gewisse antisemitische Äusserungen nicht als solche werteten.

Eine völlig andere Art der Problematik während der Schulzeit bringt der erste Interviewpartner ins Gespräch ein. Er beschäftigt sich mit den Schwierigkeiten, die durch den Besuch einer jüdischen Schule aufgetreten sind. Er sieht dort die Gefahr von „Entzugerscheinungen“ bezüglich der nichtjüdischen Umwelt. Die Noam (Jüdische Primarschule Zürich) diene dazu, das schlechte Gewissen der Eltern zu beruhigen. Diese Kinder machen jedoch nie die Erfahrung, ihre Identität gegen aussen behaupten zu müssen, was nach ihm identitätsstärkend wäre:

„Wenn man nicht genügend Jüdischkeit mitgibt, befriedigt die Noam, auf einem rein intellektuellen Level, absolut unemotional, denke ich, denn es ist auch Schule. Und danach, wenn man diese Leute anschaut, viele dieser Leute halten danach weniger vom Judentum, und am Schluss wissen sie überhaupt nichts mehr darüber. Das Ivrit, das sie sechs Jahre lang gelernt haben, das wissen sie auch nicht mehr. Und diese Leute, die im Unzgi waren – ich war im Unzgi halt immer noch involviert – ich sehe, was da für Sachen gemacht werden mit Freitagabend und mit Camps und so, wo man auch versucht, emotional eine Bindung zu schaffen. Und bei diesen Noam-Kindern bleibt zum Schluss weniger.[...] Eben, ein gewisser Teil meiner Identifikation ist das Anderssein. Und das fehlt denen, die in der Noam waren einfach. Also man müsste wirklich untersuchen, ob das so ist.“

(Interview 1, S. 15)

In der Arbeitswelt scheinen die Gesprächspartner und -partnerinnen mit mehr Problemen konfrontiert zu sein als während ihrer Schulzeit: Einerseits sind sie oft, auch in aggressiver Weise, Zielscheibe für Angriffe bezüglich der Israelischen Politik. Andererseits zeigen die Kollegen und Kolleginnen teilweise wenig Verständnis für die zuvor erwähnten Ausnahmeregelungen, welche für praktizierende Juden und Jüdinnen unumgänglich sind:

„Eifersucht, vor allem weil ich am ‚Schabbat‘ frei hatte. Als ich als Arztgehilfin gearbeitet hatte, war es oft so, dass mein Chef am Donnerstag nach Baden ging, und dann haben sie immer mich mitgeschickt, weil sie sagten, du musst ja am Samstag nicht arbeiten. Da musste ich ziemlich darunter leiden, auch dass ich am Freitag früher nach Hause gehen durfte. Das hat richtig zu Streitereien geführt. [...] Ich war nicht wütend, weil ich merkte, dass sie es einfach nicht verstehen. Ich habe versucht, es ihnen so gut es geht zu erklären, dass es nicht darum geht, dass ich jetzt früher gehen möchte am Freitag, sondern dass ich konsequent bin. Und ich bin immer konsequent gewesen, ich habe das immer alles durchgezogen. Und ich habe irgendwie auch Verständnis, wenn das jemand nicht versteht.“

(Interview 9, S. 21)

In der Schule erlebte der fünfzehnte Interviewpartner viel Offenheit und Toleranz gegenüber seiner Religionszugehörigkeit, am Arbeitsplatz kam es jedoch zu Konflikten:

„Ja, es kam zu Ausgrenzungen im Zusammenhang mit christlichen Feiertagen. Es herrschte ein gewisses Unverständnis. Wenn ich zum Beispiel gesagt habe, dass ich vor habe an Weihnachten im Advokaturbüro zu arbeiten, bin ich zum Teil auf Unverständnis gestossen. Ich habe ihnen gesagt, dass das für mich keine Feiertage sind, aber sie haben das so institutionalisiert, dass sie das gar nicht mehr als ihren religiösen Feiertag ansehen, sondern als allgemeinen Festtag, an dem man einfach nichts tut. Dort merkt man einen Unterschied, auch an Karfreitag, Ostern, das sind für mich typische Arbeitstage, an welchen ich die Arbeit nach Hause nehme. Und das führt ein bisschen zu – nicht gerade Feindseligkeit – aber zu einer gewissen Ausgrenzung: ‚Da sind doch alle mit der Familie zusammen, und was macht der da.‘ Obwohl sie es rational wissen, dass es für mich kein Feiertag ist, ist es schwierig für sie, das ins Bewusstsein zu bringen. [...] Am Arbeitsplatz ist es komplizierter als in der Schule. Es heisst zwar immer, klar kannst du dann frei nehmen, aber erstens musst du dann immer einen Ferientag eingeben, das ist klar, und es wird auch so empfunden. Und oft heisst es dann, willst du das wirklich nehmen, wenn du einen wichtigen Termin hast, das kann doch nicht so wichtig sein. Aber das ist wirklich nur gelegentlich so, nicht häufig. Und auch nicht sehr penetrant.“

(Interview 14, S. 18/19)

Ein möglicher Lösungsweg, um solche Konflikte zu vermeiden, ist eine klare Trennung zwischen Arbeitswelt und Religion:

„Ich halte es so, dass ich eine absolute Trennung von Jüdischem mit der Arbeit mache, da meine Religion die anderen nichts angeht. Ausser es interessiert jemanden, aber sonst nehme ich einfach meine Tage frei und gehe in die Synagoge, fertig. Sie wissen, dass ich jüdisch bin, aber schlussendlich interessiert das die Leute auch nicht so sehr, habe ich das Gefühl. Es ist mehr ein Höflichkeitsding, so ach ja? Und dann erspare ich mir das lieber.“

(Interview 8; S. 14)

Als weitere Möglichkeit, Schwierigkeiten zu umgehen, wird die Klarstellung der Religionszugehörigkeit genannt. Eine junge Frau berichtet, dass sie in ihrer kurzen Zeit in der Arbeitswelt bisher keine schlechten Erfahrungen bezüglich ihres Jüdischseins machen musste. Es ist ihr jedoch prinzipiell wichtig, ihre Religionszugehörigkeit dem Arbeitgeber offen zu legen:

„Mir wäre es aber wichtig, dass mein Arbeitgeber weiss, dass ich jüdisch bin. Bei allen menschlichen Kontakten, die ich gehabt habe, war es mir immer wichtig, dass die anderen das wissen. [...] Sobald sich eine Beziehung hergestellt hat, war es mir immer wichtig, dass die anderen das erfahren, damit ich ihre Reaktion kenne. Andererseits, wenn irgendetwas negatives gekommen wäre.. Ich hätte keine Konsequenz daraus gezogen, ich weiss es, denn es ist schon passiert. Aber dann weiss ich es wenigstens. Beim Arbeitgeber würde ich es vielleicht nicht sofort sagen, aber bei der ersten Gelegenheit ansprechen oder eine Anspielung machen. Und wenn er sich nicht damit abfinden könnte, dann wäre es gelaufen.“

(Interview 10, S. 17)

Prinzipiell lassen sich zwei Formen von Konflikten feststellen, zum einen Auseinandersetzungen, welche durch das Verhalten der Umwelt ausgelöst werden, sei es durch direkte antisemitische Äusserungen oder durch Unverständnis und Intoleranz. Von solchen Spannungssituationen wird während der Schulzeit kaum berichtet, in der Arbeitswelt treten diese hingegen öfter auf, wobei kaum massivere Angriffe erwähnt wurden. Die zweite Konfliktebene wird unabhängig von der Reaktionsweise des sozialen Umfeldes, durch eine innere Spannung, ausgelöst. Die Sonderstellung und das Anderssein sind vor allem während der Schulzeit, in welcher das Bedürfnis nach Konformität stark und die Identität noch nicht gefestigt ist, für Kinder und Jugendlichen teilweise eine Belastung.

Innerhalb der **Familie** können religionsspezifische Konflikte zu Spannungen, vor allem zwischen Eltern und Kindern, manchmal auch zwischen den Geschwistern, führen. Hauptursache dieser Konflikte sind einerseits die Erwartungen der Eltern, welche von den Kindern als Druck wahrgenommen werden können und andererseits unterschiedliche Auffassungen des Religionsverständnisses und somit auch der Religionsausübung. Diese Erwartungshaltung der Eltern, welche bereits am Beispiel der jüdischen Partnerwahl beschrieben wurde, scheint in der Schweiz, welche durch eine geringe jüdische Bevölkerung und eine beschränkte Anzahl jüdischer Institutionen geprägt ist, für die Kinder besonders problematisch zu sein. So kommt es vor, dass die Kinder je nach Wohnort in einer Gegend mit minimalem jüdischen Leben aufwachsen. Dieselben Eltern, welche diese für eine jüdische Erziehung ungünstige Umgebung gewählt haben, fordern andererseits von ihrem Nachwuchs, das Judentum aktiv zu leben und den Freundeskreis bzw. die Partner im jüdischen Sinne zu wählen.

Der religiöse Druck der Eltern wird im dritten Interview als grosse Belastung beschrieben. Dieser führte dazu, dass Religion und Autorität gleichgesetzt wurden, und vom Betreffenden eine Gegenreaktion auf alles Jüdische stattfand:

„Alles was meine Familie gemacht hat. Ich habe das eher als Zwangsjacke empfunden. Wir sind so oft nach Endingen gefahren am Sonntag zum Beten, wenn man eigentlich ausschlafen hätte können - das hat bereits um acht Uhr angefangen. Dann hast du gebetet bis um zehn und dann gab es Brunch. Aber das war so eine Pflichtübung für mich. Deshalb war jüdische Tradition für mich Familientradition, und oft lästig. Und deshalb nicht sehr verbindend. [...] Religiöse Gesetze waren für uns Familiengesetze. Das war einfach eine niedrigere Instanz vor Gott. Gott, das war natürlich eine Substituierung, das was eigentlich der Vater, der gesagt hat, was man machen darf und was nicht. Dem musste man sich unterwerfen, und sonst brauchte es viel Mut, und man ist ein gewisses Risiko eingegangen. Mein Vater war sehr genau, hat sehr darauf geachtet, wurde wütend, dass das überhaupt thematisiert wurde. Deshalb habe ich die jüdische Religion als eine sehr autoritäre Religion empfunden, weil er sie sehr autoritär durchgesetzt hat. Da musste man sich dagegen wehren, da musste man kämpfen, um sich dagegen durchzusetzen.“

(Interview 3, 8-9)

Den Druck der Eltern erklärt er als Kompensierungsversuch zu ihrer Wahl der Stadt Aarau als Wohnort, in welcher es kaum jüdisches Leben gibt:

„Ja, ich glaube, gerade deshalb haben sie Druck gemacht. Weil sie wussten, dass sie quasi selber einen Punkt setzen, der hinderlich sein könnte – dadurch dass sie dort wohnen – haben sie diesen Druck gemacht“

(Interview 3, S. 6)

Er beschreibt diesen Druck der Eltern als „jüdischen Identifizierungszwang“, welcher starke Opposition bei ihm auslöste. Diese Konflikte boten ihm ein Feld, in welcher er seine Wut entladen konnte – Konsequenz daraus war das schwierige Verhältnis zu den Eltern und das Verneinen von allem Jüdischen. Eine gewisse Widersprüchlichkeit der Eltern beschreibt er am Beispiel des Militärs:

„Nein, weil ich dort Fleisch gegessen habe. Denn mein Vater hat absurderweise gesagt, es muss alles eingehalten werden, aber im Militär darf man alles. Er hat alles gemacht, mein Grossvater hat alles gemacht. Das ist dann so. Das ist eben typisch jüdische Tradition. Für mich war das

natürlich eine richtige Erlösung, - jetzt darfst du Fleisch essen. Mein Bruder hat das übrigens nicht so gemacht. Der hat 17 Wochen lang kein Fleisch gegessen.“

(Interview 3, S. 21)

Das inkonsequente Verhalten der Eltern, feste Regeln bezüglich gewisser Traditionen oder religiöser Gesetze in der Familie einzuführen, jedoch gleichzeitig andere Regeln zu brechen, kann bei den Kindern Verwirrung und Unverständnis auslösen:

„Allgemein, das Traditionelle führt wahrscheinlich in vielen Familien zu Konflikten. Auf der einen Seite wollen sie, dass man am Freitagabend zu hause ist, und dann sitzt man vor der Glotze und denkt sich, jetzt könnte ich mit ‚gojischen‘ Freunden irgendetwas unternehmen, für was denn das ganze? Schlussendlich leuchtet es dann doch ein, aber es ist doch ein Konflikt. Aber heute konnten wir das so lösen, dass wenn etwas nur am Freitag läuft, dann gehe ich da trotzdem hin, und mein Bruder auch.“

(Interview 8, S: 14)

Religiöse Kontroversen zwischen Eltern und Kindern werden durch die Distanzierung der Kinder von der Religion, aber auch umgekehrt, durch das Bedürfnis, die Religion weitgehender als die Eltern zu leben, ausgelöst. Eine Studentin beschreibt diese Auseinandersetzung zwischen ihren religiöseren Geschwistern und ihren Eltern:

„Aber ich glaube zwischen ihnen und den Eltern gab es Konflikte. Sie haben das einmal erzählt, aber sie reden nicht viel darüber. Sie wollten zum Beispiel kosher essen zu hause, und meine Eltern wollten das nicht. So technische Sachen. Auch weil meine Schwester jüdisch orthodox heiraten wollte, damit hatten meine Eltern Mühe, das zu akzeptieren. Aber das hat sich dann eingespielt, jetzt ist das kein Problem mehr, wirklich nicht. Wir fahren mit dem Auto vor ihr Haus am ‚Schabbat‘, wir haben spezielles Geschirr, wenn sie kommen, einen speziellen Grill oder so. Und ich finde das kein Problem vom Umgang her. Wenn wir anfangen, darüber zu diskutieren, dann gibt es natürlich schon Meinungsverschiedenheiten. Aber das ist kein Problem.“

(Interview 10, S. 8)

Im sechzehnten Interview wird der gegensätzliche Konflikt zwischen Sohn und Familie geschildert. Der Betroffene wandte sich zum Widerwillen seiner Eltern und seinem älteren Bruder von der Religion immer mehr ab:

„Ja, weil der Familie das Judentum wichtiger war als mir. Aber diesen Konflikt gab es nicht nur in der Familie, sondern auch mit anderen jüdischen Leuten. Unter den Geschwistern hat man darüber eher diskutiert, eher sachlich. Mit den Eltern waren das mühsamere Diskussionen, beispielsweise ob ich einen Kittel in die Synagoge anziehe oder nicht. Ich habe auch mit meinem Bruder viel deswegen gekämpft. Das war mehr ein Kampf gegen den älteren Bruder, und da war es mir sehr willkommen, das im Religiösen auszutragen. Da habe ich teilweise auch wirklich gedonnert und darauf rumgehauen. [...] Heute haben wir einen Weg gefunden. Mein Bruder weiss, dass es mir egal ist – ich weiss, dass es ihm wichtig ist. Und in diesen Momenten, wenn wir zusammen sind, beispielsweise an ‚Pessach‘, lasse ich ihn machen, und er akzeptiert auf seine Art, dass er mich nicht zum Lesen auffordert. Das finde ich eigentlich schön, das ist das, was ich mir von den Religiösen an Toleranz wünsche.“

(Interview 16, S. 14)

Um religiöse Konflikte in der Familie zu vermeiden, müssen Eltern ihren Kindern die Religion aus einer positiven Perspektive vermitteln und nicht als Druckmittel verwenden. Zudem sollten sie die jüdischen Praktiken, welche sie für ihre Familie festsetzen, konsequent vorleben. Die Wahl als jüdische Familie in der Schweiz zu leben, verlangt von den Eltern und in einem gewissen Masse auch von den Kindern eine tolerante Haltung. Die Notwendigkeit von Toleranz, speziell in der Frage der jüdischen Partnerschaften, wird im zweiten Interview hervorgehoben:

„Meine Eltern sind tolerant. Und diese Toleranz muss man haben, denn wenn man in der Schweiz aufwächst, ist diese Gefahr oder sagen wir diese Möglichkeit vorhanden, und das muss man einfach tolerieren. Man kann im Prinzip von den Kindern nichts anderes verlangen. Ich meine, es ist auch die Auffassung meiner Eltern, dass es schön wäre, wenn es jemand jüdisches wäre, sie wären happy, denn sie wüssten, da ist ein Problem weniger. Aber die Toleranz wäre ganz sicher auch da, wenn es eine Person wäre, die nichtjüdisch ist und gut zu mir passt, das weiss ich.“

(Interview 2, S. 17)

Bei der Suche nach einem Weg, um die familiären Spannungen zu verringern, müssen sich ab einem gewissen Alter auch die Kinder aktiv beteiligen. Der sechzehnte Interviewpartner sieht als einzigen Lösungsweg die konsequente Abgrenzung von den Eltern:

„Abgrenzungen wo immer möglich. Das bezieht sich nicht nur auf das Jüdische, aber im Jüdischen lernst du gegen Löwen zu kämpfen, vor allem wenn du in der Jugendzeit fast bössartige Sprüche hörst. Das ist natürlich heute anders.“

Grundsätzlich lassen sich drei familiäre Konfliktpotenziale herauskristallisieren. Anlass für Kontroversen gibt es, wenn Eltern ihre Kinder in einem Ort aufwachsen lassen, in dem es kaum jüdische Gesellschaft, geschweige denn jüdische Aktivitäten gibt, die Eltern jedoch streng nach der jüdischen Tradition leben. Durch das Fehlen einer Gemeinde mit einer entsprechenden Infrastruktur (Kindergarten, Schule und Jugendarbeit) fehlt dem Kind bzw. Jugendlichen ein Halt, d.h. eine Orientierungshilfe, die ihm eine Sicherheit durch die Zugehörigkeit zu einer stark erlebten Minderheitengruppe hätte vermitteln können.

Ein weiteres grosses Spannungsfeld entsteht durch die Missbilligung der Eltern von Partnerschaftsbeziehungen ihrer Kinder zu nichtjüdischen Frauen und Männern. Diese Konflikte behindern zum Teil den in der Adoleszenz anstehenden Loslösungsprozess und erschweren die notwendige Auseinandersetzung mit den Eltern.

Viele Konflikte entstehen aber auch durch abweichende religiöse Vorstellungen zwischen Kindern und Eltern. Zum einen entfernen sich die Kinder von der Religion, den Bräuchen und Gesetzen, welche ihnen die Eltern vorgelebt haben. Zum anderen entsteht die gegenteilige Situation, dass die Kinder einen stärkeren Bezug zur jüdischen Religion finden als die Eltern. Falls die Eltern kein Verständnis für diesen religiösen Wandel aufbringen können, kann es ebenfalls zu Spannungen innerhalb der Familie führen.

Ein jüdischer Mensch in der Schweiz kann bezüglich seiner Religionszugehörigkeit mit Konflikten im Freundeskreis, in der Schule, am Arbeitsplatz und innerhalb der Familie konfrontiert werden. Ein weiteres wichtiges Spannungsfeld ist der **Antisemitismus** im generellen, welchem jüdische Menschen durch ihre Umwelt teilweise ausgesetzt sind, und auf den sie in unterschiedlicher Form reagieren. Die Befragten berichten kaum von handgreiflichen Angriffen, öfters über verbale Äusserungen, welche teilweise als antisemitisch, aber auch als Folge der Unwissenheit eingestuft werden. Der Leidensdruck durch Antisemitismus scheint bei der Mehrheit gering zu sein, zum einen da die Vorkommnisse selten und nicht gravierend sind und zum anderen durch eine rationelle und emotionale Distanzierung zur Thematik. Viele der Befragten nehmen antisemitische Äusserungen nicht als persönliche Verletzung wahr. Sie stufen diese als unangebrachte Redewendungen oder Unkenntnis des Gegenübers ein. Sie erleben diese als fahrlässige Aussagen, jedoch nicht als antisemitisch oder generell rassistisch:

„Nein, es wurde mir eigentlich nie direkt etwas angetan. Ich kam zwar in Kontakt mit Ignoranten, denen man anmerkt, dass sie nichts wissen, aber ich bin nie übler Nachrede oder Beschimpfung ausgesetzt gewesen. Manchmal traf ich auf Vorurteile, wenn dies von Mitschülern kam, war es für mich weniger gravierend, wenn es jedoch ein Lehrer war, der meinte, ihr Juden seid so und so, dann hat mich dies doch mehr getroffen - aber das ist das Maximum, was ich an unangenehmen Erlebnissen diesbezüglich erlebt habe. [...] Die Juden wissen nicht, wie man mit Geld umgeht, oder so was. Aber das war das Maximum. Und er hat das ganz sicher nicht böse gemeint, das weiss ich. Er hat mich auch gut gemocht.“

(Interview 2, S. 13)

Wenige bauen gegenüber dem Antisemitismus eine innere Distanz auf, da sie sich mit dem Judentum nur beschränkt identifizieren. Einer der Interviewpartner erklärt, dass er niemals mit Antisemitismus konfrontiert wurde, seine Beschreibung widerspricht jedoch dieser Aussage:

„Ich habe schon so Ausdrücke gehört: ‚es jüdelet‘ oder ‚wir sind doch nicht in der Judenschule‘. Das hat diese Frau im Samariterkurs gesagt, da war ich etwa 16. Aber ob man ihr dies als Antisemitismus vorwerfen kann, fragt sich. Denn man muss sehen, dass diese Leute nicht so sensibilisiert sein können vom Umfeld her, wie wir das sind. Und selbst wenn... . Es gibt ein gewisses Potential in diesem Satz, aber das darf man auch nicht überschätzen. Dazumal habe ich gefunden: ‚Läck, ist das eine Antisemitin!‘ Ich habe mich entrüstet gezeigt vor meinen Kollegen, die auch dabei waren. Die waren auch der Meinung, dass man das nicht sagt. Und wirklich, das sagt man doch nicht. Aber das ist nicht die Basis.“

(Interview 3, S. 17/18)

Er fühlte sich damals vom Antisemitismus kaum betroffen und in seiner Persönlichkeit nicht verletzt. Auf die Frage wie er damals auf Antisemitismus reagiert hätte, antwortet er:

„Schwierig zu sagen, denn ich habe mich ja primär als Aarauer und weniger als jüdisch zu erkennen gegeben. Kann also gut sein, dass ich gar nichts getan hätte. Obwohl ich mich sehr über den Zweiten Weltkrieg informiert hatte und alles. Aber wenn ich ehrlich bin, dann hätte ich wahrscheinlich nichts gesagt.“

(Interview 3, S. 18)

Auch im sechsten Interview werden antisemitische Äusserungen als unpersönlich wahrgenommen – die Betroffene reagierte auf solche Bemerkungen mit verbaler Gegenwehr, fühlte sich dadurch jedoch nie von anderen ausgegrenzt:

„Nur unbedeutende Erlebnisse, insbesondere keine auf meine Person gerichteten. Ja, das habe ich so empfunden, dass es dann nie direkt gegen mich gerichtet war. Es hat vielleicht schon einmal jemand etwas rassistisches oder antisemitisches rausgelassen. Aber ich hatte dann nie das Gefühl, dass das gegen mich geht. Aber ich habe mich dann schon betroffen gefühlt.“

(Interview 6, S. 19)

Auch der 35-jährige Mann aus dem sechzehnten Interview hat sich während seiner Jugend vom Antisemitismus kaum angesprochen gefühlt – als ob es ihn nichts angehe:

„Ja, ich sehe auch nicht besonders jüdisch aus. Ich habe es auch nie provoziert, ich bin nie mit einem ‚Käppli‘ rumgelaufen oder so. Aber es hat Sachen gegeben, die man gespürt hat, zum Beispiel wenn man an Demonstrationen war - aber da bist du in grossen Massen aufgetreten, und so extreme Rechtsradikale gab es damals noch nicht. Aber es gab ein paar Geschichten, dass beispielsweise jemand als Saujude bezeichnet wurde. Aber das hat mir in der Jugend nicht grosse Angst gemacht, ich finde es nicht so schlimm, als Saujude bezeichnet zu werden.“

(Interview 16, S. 10)

Später als er in ländlichen Gegenden als Bauer arbeitete, fiel ihm vor allem die Unwissenheit der Bevölkerung auf:

„Was mir dort aufgefallen ist, war die Unwissenheit der meisten ländlichen Schweizer, welche noch nie in Kontakt mit Juden gekommen sind. Da braucht es mehr Aufklärungsarbeit. Beispielsweise hat mich eine Frau im zweiten Lehrjahr gefragt, ob ich katholisch oder reformiert jüdisch sei. Sie hatte wirklich keine Ahnung. [...] da war so viel Unwissenheit, dass gar keine Antipathie da sein konnte. Es ist klar, dass man diesen Leuten alles zuerst erklären muss, was mit dem Judentum zu tun hat. Darin liegt auch die grosse Gefahr, denn wenn man ihnen beispielsweise erklärt, dass alle Juden ihre Erstgeborenen umbringen, dann glauben sie das auch.“

(Interview 16, S. 10)

Eine junge Frau, deren Grossmutter in Auschwitz und Bergen-Belsen war, hatte bisher nur ein antisemitisches Erlebnis, in welchem sie und andere jüdische Jugendliche von einer Frau beschimpft wurden. Sie hatte damals mit verbaler Gegenwehr reagiert. Mehr als mit Antisemitismus war sie bisher mit Unwissenheit der Umwelt konfrontiert:

„Auch bei mir ist es schon öfter vorgekommen, dass mich die Leute erstaunt angeschaut haben, als ich sagte, ich sei jüdisch. Es folgen dann Aussagen wie: ‚aber du hast blonde Haare‘ und ‚du hast doch blaue Augen‘ und ‚du hast ja gar keinen Rock‘ oder ‚du machst ja am Samstag trotzdem alles‘, ‚wie kannst du jüdisch sein?‘ Das habe ich schon ein paar Mal erlebt. Ich habe dann erklärt, dass es da verschiedene Auslegungen gibt, aber die meisten haben das nicht verstanden.“

(Interview 11, S. 14)

Inwiefern eine Person eine Aussage oder Handlung als antisemitisch wahrnimmt, ist von der Umwelt, aber auch von einer gewissen Sensibilität auf Antisemitismus abhängig:

„Nein, ich war auch nicht extrem sensibel darauf, auch nicht von zu Hause her. Ich sehe bei anderen Familien, wie das diskutiert wird. Da ist man so auf Nadeln, dann ist alles antisemitisch. Das haben mir meine Eltern überhaupt nicht so vermittelt. Was ich einerseits gut finde, vielleicht war ich andererseits sogar ein bisschen blauäugig. Gegenüber meinem Jüdischsein im Generellen reagiere ich jedoch hoch sensibel – ich kann mir das nicht genau erklären. Ich reagiere sehr sensibel, wenn jemand kein Verständnis gegenüber meinem Jüdischsein hat. [...] Ja, z.B. wenn jemand sagt, die jüdischen Leute seien reich, oder sie hätten die Medien in der Hand in Amerika. Das nervt mich. Das ist für mich antisemitisch. Es hat mir nie jemand ‚Saujude‘ gesagt. Aber solche Vorurteile habe ich bereits erfahren und diese nenne ich auch antisemitisch – dieser Begriff des Antisemitismus ist für mich weit gefasst. Aber Aggressionen habe ich nie erlebt.“

(Interview 10, S. 13)

Die unterschiedliche Wahrnehmung und Bewertung von judenfeindlichen oder israelkritischen Äusserungen wird auch im vierzehnten Interview verdeutlicht:

„Kaum, es waren eher harmlose Äusserungen, welche zu mir drangen. Ich kann das jetzt nicht genau wiedergeben, aber so gewisse jüdische Stereotypen, die manchmal gefallen sind. Wenn einer gesagt hat, ja das ist ein Jude, der hat viel Geld, solche Sachen. Das gab es immer wieder. Oder wenn man an orthodoxen Juden vorbeigegangen ist, dass man gesagt hat, das sind komische Typen. Aber grössere Vorfälle... Ein-, zweimal wird vielleicht schon einmal jemand etwas Krasser gesagt haben, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, das war sicher nicht sehr prägend. [...] Es hängt natürlich mit mir zusammen, weil ich stark assimiliert bin. Es hat Auseinandersetzungen über die Politik von Israel gegeben, schon damals, weil da schon unterschwellig Vorwürfe antisemitischer Art eingeflossen sind. Aber das war damals wirklich noch viel schwächer, jetzt ist das noch eher der Fall.“

(Interview 14, S. 14/15)

Eine andere Form der emotionalen Distanzierung zu Antisemitismus erfolgt, indem ein persönliches Gespräch zu einer generellen theoretischen Abhandlung über Rassismus umgewandelt wird:

„Wenn das zunehmen würde in einer totalitären Form, dass es darüber hinausgeht, dass jemand im Militär sagt, du verdammter Jude, wobei das für mich noch nicht antisemitisch ist, man kann ja ruhig mal einen Spruch machen. Ich wehre mich auch, wenn jemand Sprüche über Schwarze oder Frauen macht. Ich fühle mich eigentlich als Jude nicht speziell angesprochen, das ist für mich eine Unterkategorie. [...] Ja. Und wenn der Antisemitismus tatsächlich zunehmen würde, dann würden auch andere Sachen zunehmen, sodass ich dann Stellung beziehen müsste, auf jeden Fall. Wenn sich die Situation so verändern würde, dass der Antisemitismus in grossem Masse stattfinden würde, dann wäre das nicht ein isoliertes Phänomen, sondern dann ist das ein Phänomen, das in jedem Fall mit anderen Veränderungen zusammengehen würde, mit wirtschaftlicher Not, mit Militarisierung, mit einer Totalisierung. Es ist nicht so, dass alles gleich bleibt, und dann der Antisemitismus kommt, sondern der Antisemitismus ist immer Auswuchs und Zeichen einer Situation. Und dann ist die Situation so, dass ich entscheiden müsste, wandere ich aus, gehe ich in den Untergrund, werde ich ein Märtyrer, das wäre eine der grossen Fragen. Ich weiss es nicht.“

(Interview 15, S. 17)

Judenfeindliche Äusserungen, aber auch gewisse Vorurteile und Stereotypen, werden von anderen Befragten jedoch sehr wohl als antisemitisch wahrgenommen. Sie berichten über Antisemitismus in der Schule, im Militär aber auch an neutralen Orten. Antisemitismus während der Schulzeit ist ein genanntes, wenn auch nicht weit verbreitetes Thema. Eine Frau, welche den Antisemitismus als Bedrohung erlebt, berichtet aus ihrer Jugendzeit:

„Ja, ein paar wenige. Zweimal sind wir mit der ‚Emuna‘ als Gruppe aufgetreten, und waren dann einfach die Juden. Und einmal in der Primarschule hat mich ein Junge ausgelacht, weil ich jüdisch bin. Das war aber nicht so heftig. Er ist einfach eines Morgens in die Schule gekommen und hat mich ausgelacht. Obwohl wir vorher bereits drei Jahre zusammen zur Schule gegangen waren. Ansonsten hatte ich keine antisemitischen Erlebnisse.“

(Interview 4, S. 15)

Sie betrachtet antisemitische Tendenzen in weniger hohen Schultypen als verbreiteter:

„In der Schule war das nicht ein Problem, da wurde das auch alles offen diskutiert. Ich war im Gym, vielleicht ist es von den Leuten her, kam es von der Intelligenz her weniger zu antisemitischen Aussagen. [...] Ja, also ich habe in die NSH gewechselt. Und dort hat der Lehrer einen Fragebogen verteilt, auf dem man u.a. die Religion angeben musste. Er meinte dann, Israelit sei sowieso niemand und wollte weitermachen. Und ich meinte dann doch, und habe aufgestreckt. Und dann hat die ganze Klasse ‚hhhhh?‘-Laute von sich gegeben, und einer fragte: ‚hast du denn so ein Käppli an?‘ (lacht). Da war sofort eine Unsicherheit vorhanden, und da sind auch dumme Sprüche gekommen. Da habe ich gemerkt, dass das schon eine andere Basis war, als im Gym.“

(Interview 4, S. 15)

Handgreiflichkeiten und physische Gewaltakte werden selten genannt. Der dreizehnte Interviewpartner schildert jedoch verschiedene verbale und handgreifliche antisemitische Erlebnisse, welche er beispielsweise beim Fussballspiel, aber auch in der Schule erleben musste:

„Das war in der Schule, in der 6. Klasse, da konnte ich mich noch nicht so gut wehren. Da hiess es ‚Saujude‘ und so. Da war einer aus meiner Klasse, der wissen wollte, wie weit er gehen konnte. Da ist es dann auch etwas härter zu und her gegangen, denn ich meine, was willst du da machen? Ich meine, das lasse ich mir auch nicht immer sagen. Jetzt sagt er das nicht mehr. (lacht)“

(Interview 13, S. 16)

Eine Frau erklärt, was es bedeutet, als Kind Antisemitismus und starke Gefühle der Angst zu erleben:

„Ich habe generell in der Schule nicht unter Antisemitismus gelitten, obwohl die Leute sehr primitiv waren, dort wo ich zur Schule gegangen bin. Ausser in einem speziellen Fall, da hat mich einer aus unserer Strasse sehr geplagt, weil ich jüdisch war. Das war ein sehr primitiver Junge, die Eltern waren Maler, obwohl das ja nicht unbedingt mit primitiv zu tun hat, aber er hat mich immer geplagt, hat mir ‚Saujude‘ nachgerufen und ist mir auf dem Heimweg nachgerannt, solche Sachen. Aber das hat er immer nur gemacht, wenn er alleine war, nicht wenn andere aus der Klasse dabei waren. [...] Ich hatte Angst, bin dann weggelaufen. Ich hatte ‚Höllenschiss‘, verstehst du? Einmal, als ich ins Tram eingestiegen bin, stand er da mit zwei seiner Kollegen, und zwar richtige Schlägertypen. Ich fand dann, und jetzt gerade erst recht, jetzt steigst du da ein, wie wenn nichts wäre, dann sieht er, dass ich keine Angst vor ihm habe – ich habe meine Angst immer verborgen vor ihm – er kam mir dann ganz nahe, hat mir wieder ‚Saujude‘ gesagt und so, aber er hat mir nichts gemacht. Aber ich stand einfach da, und fand,

ich weiche jetzt nicht aus. Wir waren ganz alleine im Tram, ich hätte auch in den vorderen Wagen steigen können, aber ich fand, nein, ich gehe da jetzt rein. Ich hatte zwar Panik und ich hatte Schiss, aber ich fand, ich muss das jetzt durchstehen. Ich hätte ihn nicht schlagen können, weil ich bin zu schwach für ihn. Aber ich wollte ihm trotzdem zeigen, dass ich mich nicht so leicht unterkriegen lasse. Und es hat dann auch aufgehört. Es war auch nicht sehr oft, es gab auch Phasen, in denen er mir noch zwei-, dreimal nachgerannt ist. Aber ansonsten, bei anderen Kindern war eigentlich ein Interesse vorhanden, sie fragten mich z.B. was der ‚Schabbat‘ ist. Ich bin am ‚Schabbat‘ nicht zur Schule gegangen, ich hatte eine Freundin, die mir die Sachen gebracht hat. Von daher waren die Leute schon von Anfang an damit konfrontiert, was das Judentum ist. Von der ersten Klasse an eigentlich bis zum Schluss mussten die Leute wissen, was das Judentum ist. Zum Teil war ich in der Schule mit ein paar anderen jüdischen Kindern zusammen, ich war praktisch nie das einzige jüdische Kind.“

(Interview 9, S. 5)

Antisemitische Äusserungen im eigenen Freundeskreis führen zu einer speziellen Konfliktsituation. Im zwölften Interview beschreibt eine Frau, dass ihre beste Freundin ihr mit etwa 18 Jahren sagte, dass die Pommes Frites, welche sie kauften einen Judenpreis haben:

„Ich habe im Moment selber nicht reagiert. Ich war damals in einer Psychotherapie. Dort habe ich gemerkt, dass mich das doch beschäftigt, und dass es unsere Freundschaft wie vergiftet, wenn ich ihr das nicht sage. Und dann habe ich ihr das einmal gesagt, und dann meinte sie, dass dies ein üblicher Ausdruck sei, und sie habe nichts gegen Juden und so... Aber ich habe diesen Ausdruck weder vorher noch nachher in meinem Leben je gehört. [...] Das Verhältnis hat sich nicht verändert, aber es ist in diesem Punkt bis heute noch leicht komisch.“

(Interview 12, S. 13)

Ein weiterer Ort, in welchem jüdische Männer teilweise mit Antisemitismus konfrontiert werden, ist das Militär. Einer der Befragten erzählt, wie er unter diesem Antisemitismus gelitten habe:

„Eben in der RS hat das dazu gehört, heute wird der Antisemitismus viel mehr ausgesprochen. Es gab damals drei oder vier Wochenenden, an denen jüdische Feiertage waren, und das gab sehr viel Neid, das wurde recht extrem. Einmal war ein Hakenkreuz auf den Gamaschen meiner Schuhe eingeschnitten. Ich war da auch in einer schlechten psychischen Verfassung und bin ziemlich zusammengebrochen. Und zwei Jahre später gab es eine Schlägerei in Avignon auf einer jüdischen Reise.“

(Interview 7, S. 16)

Die Beispiele zeigen, dass antisemitische Äusserungen unterschiedlich wahrgenommen werden können. Nicht nur die Beurteilung ist verschieden, sondern auch die dabei aufkommenden Reaktionsweisen und Gefühle – sie gehen über Stolz, Wut, Gegenwehr, Gleichgültigkeit, bis zu Angst, Scham und einem Gefühl der Lähmung. Die meisten Befragten waren in ihrem Leben vor allem mit verbalen antisemitischen Angriffen konfrontiert – die Vielzahl reagiert mit mündlicher Gegenwehr oder Zurückhaltung:

„Wir haben darüber geredet, was ist Israel, warum machen sie was, dass jüdische Leute ihre Netze haben, jüdische Leute haben viel Geld und einen breiten Einfluss, und Juden sind eine geschlossene Gesellschaft, es hat zu viele Juden in der Schweiz, deshalb gibt es Antisemitismus, solche Sachen. . [...] Oder einmal hat ein Kind einen rassistischen Kleber aufgehängt, den hab ich dann wieder abgenommen. Das war dann so: ‚Schau, du hast Freude daran, das aufzuhängen, mir macht es Spass, es wieder abzunehmen‘. Da war der Junge verwirrt und ist gegangen, hat fast in die Hose gemacht. Mit dieser Person, die meinte, es gebe zu viele Juden in der Schweiz, da habe ich natürlich zu diskutieren begonnen. Aber das hiess dann schnell: ‚Verpiss dich‘. Das war im Zusammenhang mit der Antirassismuskussion. Aber ich meine, wenn diese Leute so reden, dann kann man nicht diskutieren. Das sind dann für mich Rassisten. Sie sagen vielleicht, dass sie nichts gegen Italiener und Deutsche haben, bei denen fängt die Grenze erst bei der Türkei an. Es kommt immer darauf an. Oft sitze ich auch gerne im Speisewagen und höre den Leuten zu, wie sie reden, dann beobachte ich das ein wenig. [...] Wobei einmal ist einer zu mir gekommen, der meinte: ‚Du bist jüdisch? Du siehst aber überhaupt nicht so aus. Mein Vater hat mir einmal ein Buch gezeigt, da steht, das sehe man diesen Leuten an.‘ Und dieser Vater ist Pfarrer, zum Kotzen, oder?“

(Interview 5, S. 16)

In vielen Gesprächen wird Antisemitismus nicht als direkte Bedrohung erlebt. Die Betroffenen verteidigen sich, indem sie sich dem Angreifer erklären. Die Befragte im elften Interview beschreibt ihre Gefühle bei Antisemitismus mit Wut, Betroffenheit und Trauer – letzteres führt sie genauer aus:

„Verständnislosigkeit, Schubladisierung der Menschheit, das ist traurig. Traurig auch wegen anderen Nationalitäts- und Religionskonflikten auf dieser Welt. Das hat dann natürlich auch mit meiner eigenen Vergangenheit, mit meiner Grossmutter zu tun.“

(Interview 11, S. 14)

Ein junger Mann beschreibt wie seine Reaktionen auf Antisemitismus sehr unterschiedlich verlaufen, sie führen von Gleichgültigkeit über Bedauern bis zu dem Versuch, die eigene Sichtweise zu erklären:

„Als Jugendlicher empfand ich Gleichgültigkeit. Vielleicht war es mehr Unwissenheit, ich habe mich nicht damit beschäftigt, nicht gewusst, wovor ich Angst haben sollte. Heute ist es eher so, dass ich die Leute bedauere, wenn sie antisemitische Äusserungen von sich geben. Zum Teil kannst du gar nichts machen. Wenn jemand nur irgendwelche Floskeln nachplappert, versuche ich, meine Sichtweise zu erklären.“

(Interview 16, S. 10)

Eine ungewöhnliche Perspektive bringt eine andere junge Frau mit ein. Sie behauptet, dass die meisten Juden bei Antisemitismus, trotz teilweise negativer Emotionen, ein Gefühl des Stolzes empfinden:

„Das schreiben sicher die wenigsten, aber die meisten empfinden es. Da komme ich wieder auf dieses Buch zurück, dass man sich irgendwie auch sonst in diese Opferrolle hineingibt. [...] Es ist vielleicht ein bisschen weit her gegriffen, aber es ist dieses Gefühl von, ich habe etwas, was die nicht haben. Es ist eine Art sich zu profilieren.“

(Interview 10, S. 14)

Viele berichten von Angst, einige beziehen diese auf die eigene Person, haben Angst zu schwach zu sein, sich nicht gegen eine stärkere Person oder eine Mehrheit wehren zu können. Andere drücken generell ihre Besorgnis vor dem zunehmend aufkommenden Antisemitismus und Rassismus in der Schweiz aus.

„Es sind vielleicht weniger Ängste, sondern mehr Sorgen, was in der Schweiz passiert. Nicht unbedingt darüber, was mit den Juden passiert, eher mit den anderen Ausländern, wenn man solche Sachen hört, wie das Boot ist voll und so. Es ist mehr die Besorgnis, dass man nichts gelernt hat aus der Geschichte, als Angst.“

(Interview 8, S. 10)

Diese Hilflosigkeit löst Angst und das Gefühl der Bedrohung aus, was teilweise zu einem Rückzug der Betroffenen führt. Sie fühlen sich nicht fähig, auf Antisemitismus zu reagieren, was Scham gegenüber der eigenen Person, der jüdischen Identität oder dem Anderssein an sich auslösen kann:

„Scham ist der falsche Ausdruck. Ich hatte starke Mühe, dazu zu stehen. Ich bin ein Jude, das vor anderen zuzugeben, das ist mir sehr, sehr schwer gefallen.“

(Interview 15, S. 17)

Viele der Befragten erklären das Gefühl der Erstarrung, die Unfähigkeit sich zu äussern oder sich zu wehren, durch die Angst vor aggressiven antisemitischen Übergriffen. Eine junge Frau beschreibt dieses Gefühl der Ohnmacht aus der Angst heraus, sich durch übersensible Reaktion lächerlich zu machen:

„Ungefähr zu dem Zeitpunkt, als ich nach Israel gegangen bin. Da habe ich erst realisiert, was das bedeutet, und wie ich reagieren sollte und möchte. Ich möchte im Moment reagieren können, und sofort die Person packen und sagen, hör mal, das ist so und so. Das ist etwas, was ich noch immer nicht kann. Ich falle in so eine Haltung, wie ein hypnotisiertes Kaninchen, und ich merke, jetzt geht es mir gar nicht mehr gut, aber ich kann irgendwie gar nichts sagen. Im Grunde genommen steht dahinter die Angst, aus einer Übersensibilität heraus zu reagieren, und somit als hysterisch abgetan zu werden. Es würde dann heissen: ‚Komm jetzt, man kann ja langsam gar nichts mehr gegen Juden sagen‘.“

(Interview 12, S. 14)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Antisemitismus in der Schweiz von der Mehrheit der Befragten nicht als persönliche Bedrohung wahrgenommen wird. Es wurden hauptsächlich verbale Angriffe wiedergegeben, welche teilweise auf die Unwissenheit der Bevölkerung und ihrer Tendenz zur Stereotypisierung zurückgeführt werden. Eine Minderheit empfand die Äusserungen jedoch als antisemitisch, mit rassistischem Hintergrund. Viele berichten von verbaler Gegenwehr und Wut, manche äussern jedoch auch ihre Trauer, Besorgnis und Ängste über den wachsenden Antisemitismus in der Schweiz. Eine relativ grosse Zahl der Befragten baut emotional eine Distanz zum Antisemitismus auf, sei dies aus Selbstschutz oder durch unterschiedliche Wahrnehmungsweisen, womit auch die Thematik der ungleichen Sensibilisierung auf Antisemitismus angesprochen sei.

Die Gefahr des Antisemitismus, wenn auch nicht auf persönlicher Basis, ist jedoch unbestritten. Die Tendenz, Antisemitismus öffentlich freier und häufiger in der Schweiz wie in ganz Europa zu bekunden, ist offensichtlich. Es ist daher von grösster Wichtigkeit, sowohl auf politischer Ebene, wie auch in öffentlicher Arbeit (beispielsweise in Schulen) auf den wachsenden Rassismus im allgemeinen und den Antisemitismus im spezifischen aufmerksam zu machen, und Strategien zur

Bekämpfung zu entwickeln. Die Bewusstwerdung und nicht die Dramatisierung des Problems, sowohl auf jüdischer Seite wie auch in der Gesamtbevölkerung, ist eine wichtige Voraussetzung, um dieser Gefahr entgegenzutreten.

Anderssein

Das Gefühl anders als die Umwelt zu sein, wird in unterschiedlicher Form von den meisten Befragten beschrieben. Dieses Unterkapitel analysiert dieses Gefühl des Andersseins und sucht nach Begründungen. Das Anderssein kann als wichtiger Bestandteil des Lebens oder als Nebensächlichkeit empfunden werden. Es kann sich auf die nichtjüdische, aber auch jüdische Gesellschaft beziehen, und sowohl Gefühle des Stolzes und positiv erlebter Individualität, aber auch der Scham und Belastung auslösen.

Orthodoxe und religiös praktizierende Juden und Jüdinnen zeigen bereits durch ihre äussere Erscheinung und Kleidung ihre Andersartigkeit. Sie sind der öffentlichen Stigmatisierung und Ausgrenzung viel mehr ausgesetzt als diejenige jüdische Bevölkerung, welche sich durch ihr Aussehen und Verhalten kaum von ihrer Umwelt unterscheidet. Trotzdem wird das Anderssein auch von vielen religiös-liberalen Juden beschrieben:

„Das ist ganz schwierig zu sagen. Sicher ist man anders. Ein Teil deiner Identität hat ein anderes Geschichtsbewusstsein, man ist auf andere Sachen sensibel, man hat zu geschichtlichen Ereignissen, zu alltäglichen Ereignissen eine andere Sensibilität. Und man ist halt auch etwas anders. Das ist für mich nur ein Teil der Identität, wenn auch ein wesentlicher Teil - aber es ist nur ein Teil davon. Es gibt ganz viele Dinge, die andersseitig geprägt werden, die sich anderswie definieren, die gar nichts mit dem Judentum zu tun haben.“

(Interview 2, S. 15)

Eine Person kann das Anderssein aus einer subjektiven Wahrnehmung heraus, oder durch die Aussenwelt in diese Rolle gedrängt, erleben. Diese Unterscheidung ist häufig theoretisch, die beiden Aspekte vermischen sich mehrheitlich, und Objektivität kann, ausser bei klaren antisemitischen Ausgrenzungen und Übergriffen, nicht gewährleistet werden. Inwiefern er sich selbst als anders empfand oder von der Umwelt als anders wahrgenommen wurde, erklärt der Befragte im ersten Interview:

„Schwer zu sagen, wie viel da aus meiner eigenen Empfindung heraus kam, und wie viel wirklich da war. Aber ich kann mich erinnern, als nach dem Gymnasium die Fragen über das nichtjüdische Heiraten kamen - damit wirst du schon sehr ausgegrenzt. „Wenn du ja nicht

einmal jemanden nichtjüdisches heiraten würdest, dann grenzt ihr euch ja schon wahnsinnig ab.“ Und damit wurde für mich die Trennung, der Unterschied und das Anderssein sehr manifest, durch das es dann auch von der anderen Seite so formuliert wurde.“

(Interview 1, S. 13)

Ein junger Mann sieht sich sowohl gegenüber Juden wie auch Nichtjuden als anders - er beschreibt sich als Individuum. Er erklärt inwiefern dieses Anderssein sich gegenüber Nichtjuden äussert:

„Sagen wir, gewisse Dinge verstehe ich nicht nur rational, sondern ich habe Emotionen dazu. Ich habe gewisse ‚buzzwords‘, die etwas in mir auslösen, die keinen rationalen Grund haben. Ich weiss nicht, ob das mit dem Jüdischsein zu tun hat. Vielleicht zum einen die Idee einer Minderheit. Zweitens ist vielleicht eine stärkere emotionale Bindung zu Israel da, als bei einer anderen Person. Israel gar nicht unbedingt nur als Land der Juden, weil dort alle Juden wohnen oder so, sondern nur wenn ich in Israel bin, dann berührt mich das mehr als nur rational. Daher denke ich schon, dass ich etwas anders bin, als das gros an Leuten, die rumlaufen.“

(Interview 5, S. 9)

Das Bewusstsein des Andersseins ist sehr unterschiedlich. Während die einen dies kaum wahrnehmen, ist es für andere ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität:

„Dass ich mich immer anders gefühlt habe, schon in der Primarschule. Ich wusste immer, ich bin anders. Ich bin nicht wie die anderen. Ich gehe nicht in den Religionsunterricht mit denen. Ich gehe nicht in die Pfadi mit den anderen. [...] Aber sagen wir, belastend insofern, dass man halt anders ist als die anderen in diesem Alter. Aber es war nicht so belastend, dass ich nicht damit umgehen konnte. Aber ich wäre vielleicht auch lieber mit den anderen in die Pfadi gegangen und hätte den ganzen Samstagnachmittag ‚geschwätzt‘. Wobei es nie soweit ging, dass ich nicht in den Jugendbund, also nicht in den ‚Schomer-Hatzair‘ gehen wollte oder in den Unzgi. Ich habe mich dort auch wohl gefühlt. Aber es wäre vielleicht etwas einfacher gewesen.“

(Interview 11, S. 5)

Im neunten Interview erklärt eine orthodoxe Frau das Prägende des Andersseins in ihrem Leben, welches sie mit einem Gefühl des Stolzes verbindet:

„Ich finde unser Volk hat schon so viel durchgemacht, und diese Religion hätte ja gar nie überlebt, wenn die Tradition und die Religiosität nicht so weitergeführt worden wäre. Und sie

hat überlebt, dank dem, dass alle immer gekämpft haben. Und da bin ich wirklich stolz darauf, etwas anderes zu sein wie die anderen.“

(Interview 9, S. 6)

Das dominante Gefühl des Andersseins als Jüdin im Vergleich zur nichtjüdischen Gesellschaft bezieht sich auf alle Lebensbereiche, auf ihr Denken, Fühlen und Handeln:

„Ich trenne Berufliches und Privates. Im Geschäft bin ich auch mit nichtjüdischen Leuten zusammen, aber das ist eher kollegial. Das tue ich, weil ich muss, weil ich in einem nichtjüdischen Umfeld lebe. Bei meinem Bruder ist das genau gleich. Es ist auf der einen Seite sicher ein Schutz, aber andererseits ist das Verlangen nach etwas anderem nicht da. Es klingt vielleicht sehr rassistisch, wenn ich das so sage, aber ich finde, sie denken anders, sie sind anders, es ist ganz anders. Ein anderes Empfinden. [...] Was ist anders? Die ganze Lebensweise, die ganze Lebensart, es ist alles anders. Ich denke, für jemanden wie mich, die relativ religiös ist, hat die ganze Woche einen gewissen Ablauf. Und dann kommt der Freitag, und es ist ‚Schabbat‘, und dann ist ‚Jom-Tov‘, und dann ist... Nicht, dass ich den ganzen Tag ‚dawne‘, aber ich bete beispielsweise jeden Abend. Es ist für mich jeden Tag etwas religiöses dabei. Und das prägt mich, ich habe den Wochenablauf, dass ich mir schon am Mittwoch überlege, was ich am Freitag koche, ob ich dann Gäste habe oder nicht. Ich lebe ganz anders als jemand, der nichtjüdisch ist. Jemand, der nichtjüdisch ist, lebt einfach dahin, geht am ‚Schabbat‘ einkaufen und was weiss ich, das ist ihm ja egal. Und er überlegt sich gar nicht, wie was ist, wie ein Tagesablauf ist. Wenn du das so ansiehst, dann ist es einfach ein gewisser Lebensweg. Also ich sehe das Judentum als einen Lebensweg. Mir gibt das etwas, das ich meinen Kindern weitergeben möchte, das ich toll finde, wo ich sehe, dass dieser Inhalt den anderen fehlt.“

(Interview 9, S. 8/9)

Das Verbindende zwischen jüdischen Menschen ist unabhängig von ihrer Religiosität, das Jüdische an sich ist für sie das gemeinsame Element. Zudem nimmt auch die Aussenwelt die Juden als anders wahr:

„Man kann sagen, alle jüdischen Leute haben irgendetwas gemeinsam. Ich denke mir, ob religiös oder nicht besonders religiös, das spielt überhaupt keine Rolle. Ich hatte einmal einen Freund, der überhaupt nicht religiös war, und das hat mich überhaupt nicht gestört, solange er mich so lässt, wie ich sein will. Das Problem kommt dann, wenn er sagt: ‚ich komme dir zwar entgegen, an diesem ‚Schabbat‘ gehen wir zu Fuss, aber am nächsten fahren wir‘. Dort hat es dann angefangen, dass ich sagen musste, das geht nicht. Ich kann nicht anfangen, am

„Schabbat‘ zu fahren. Das liegt einfach nicht drin. ‚Wenn du in die Stadt gehen willst, um etwas einzukaufen, dann gehe ich mit dir zu Fuss in die Stadt mit, dann kaufen wir das, okay‘. Aber ich kann einfach nicht in ein Auto sitzen am ‚Schabbat‘. Mit jüdischen Leuten, da weiss ich einfach schon, irgendetwas ist gemeinsam, und ich kann so sein, wie ich will. Ich verstelle mich auch nicht bei den nichtjüdischen Leuten. Irgendwie habe ich es vielleicht auch ein bisschen satt, erklären zu müssen, warum jetzt das und warum nicht. Die Leute wissen so wenig über das Judentum, und dann beginnen sie mich Dinge zu fragen, und wie ist das? Und jenes? Und das hört nicht mehr auf! Und mir stinkt das. Ich mag das nicht mehr erklären. Manchmal stört es mich nicht, aber wenn du es schon zehnmal erklärt hast, dann stinkt es dir langsam, es noch ein elftes Mal zu tun. Und dann diese ewigen Diskussionen darüber, weil sie auch merken, dass du anders bist.“

(Interview 9, S. 9/10)

Die überwiegende Mehrheit der Befragten sahen keine Wertung in ihrem Anderssein – eine Ausnahme bildet die zuvor zitierte neunte Interviewpartnerin:

„Für mich ist es eine Wertung, ja. [...] Ein besserer Mensch? Das würde ich nicht unterschreiben. Aber für mich ist es einfach etwas anderes. Das ist einfach mein Gefühl. Bei mir sträubt es sich einfach, wenn jemand nicht jüdisch ist. Schon von der Gefahr her. Mit einem Juden verbindet mich etwas, und mit einem Nichtjuden verbindet mich nichts. Es ist das Verbundensein, bei einem Juden kann ich reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist, da habe ich das Gefühl, dass er mich versteht. Ein Jude versteht mich besser, als ein Nichtjude. Dieses Verbundenheitsgefühl habe ich mit einer nichtjüdischen Person nicht. Und mit einer jüdischen Person habe ich das, egal ob sie religiös ist oder nicht.“

(Interview 9, S. 22)

Trotzdem fühlt sie sich in ihrer Rolle des Andersseins zwiespältig – als Lösung ihres Konfliktes sieht sie eine Kategorisierung des Lebens in Schwarz und Weiss:

„Ja, dann ist es mir auch nicht wohl, denn ich will nicht als etwas so spezielles angesehen werden. Ich bin ganz normal. Anders, aber normal. Eben beides. [...] Ja, das sind eben diese zwei Komponenten, die ich sowieso in mir drin habe. Ich bin immer zwei Extreme. Entweder schwarz oder weiss, etwas dazwischen gibt es bei mir nicht. Ich will zwar als ganz normal angesehen werden, aber ich bin etwas ganz spezielles. [...] Bei mir ist es immer entweder schwarz oder weiss, und dazwischen gibt es nichts. Und deshalb habe ich da auch keine Konflikte. Es ist in gewissen Situationen weiss, und in gewissen Situationen ist es schwarz, aber

ich habe nie so Grauzonen, in denen ich kämpfen muss. Da habe ich gar kein Problem, keine Konflikte, das lebt gut nebeneinander her.“

(Interview 9, S. 22/23)

Das Anderssein durch die jüdische Identität wird nicht von allen wahrgenommen – manche betrachten sich als „normalen“ Teil ihrer Umwelt:

„Dieses Anderssein hat sich zum Glück relativiert, vielleicht aus dem Vorteil heraus, dass es in Aarau sehr kleinstädtisch zu und her ging. Ich war mit Leuten zusammen, die sehr tolerant waren. Das muss man Aarau wirklich zusprechen, es ist eine sehr jüdisch-freundliche Atmosphäre, das hat schon was. Das hängt mit vielem zusammen, aber mein Vater ist auch ein sehr akzeptierter Mensch dort. Da hat es nie einen antisemitischen Vorfall gegeben. Meine Familie wohnt seit Jahrzehnten dort, schon ein bisschen ein Spezialfall, das wussten auch alle, weil am Freitag das Geschäft immer geschlossen war. Und dann konnte ich eigentlich ein normales Leben führen. Deshalb war ich auch nicht stolz oder so, denn das war irgendwie so verschwommen, weil viel mehr vordergründig war. Daher auch mein Desinteresse an jüdischen Leuten.“

(Interview 3, S. 13)

Sein Bruder, welcher bis etwa 16 Jahre kaum jüdische Freunde hatte, nahm als Kind das Jüdischsein nicht als solches wahr, und dementsprechend definierte er sich nicht anders als seine nichtjüdische Umwelt:

„Ich kann dir eine schöne Anekdote erzählen: Das war in der Primarschule, in der 2. Klasse, an einem Freitag. Und im Pausenplatz ging die Frage herum, bist du reformiert oder katholisch? Ich habe diese Frage damals zum ersten Mal gehört, und auch gar nicht richtig begriffen, was das heisst. Die meisten haben gesagt, sie seien reformiert, da dachte ich, dass könne wohl nicht schlecht sein, und sagte, ich sei auch reformiert. Ich bin dann nach Hause gegangen, und am selben Abend habe ich nach dem ‚Kiddusch‘ gefragt, was sind wir eigentlich, sind wir reformiert? (lacht) Mir war gar nicht klar, was das heisst, jüdisch zu sein. Man zündet einfach am Freitagabend ein paar Lichter an. Wir hatten eine Stunde Religionsunterricht bei einem Mann, den ich jetzt hier nicht nennen möchte, er hat das sehr schlecht gemacht. Keine tiefeschürfende Identität.“

(Interview 7, S. 5)

Später empfand er das Anderssein vor allem als Wahrnehmung der anderen, er nennt folgendes Beispiel:

„Ich habe sehr viel mit Philosemitismus zu tun, insofern als dass ich mich lange im jüdisch-christlichen Dialog engagiert habe, hier an der Uni Basel und auch in Frankreich. Und dort wimmelt es zum Teil von Philosemiten, die dich bewundern. Dort habe ich manchmal das Gefühl, ich kann es niemanden recht machen. Auf der einen Seite hast du Philosemiten und auf der anderen Antisemiten, und diejenigen, die ein entmythologisiertes Verständnis vom Judentum haben, sind dann noch eine sehr kleine Gruppe. Das sind dann Momente, in denen ich das Gefühl habe, deine eigenen Freunde können fast nur im Judentum selber sein. Es gehen so beide Gruppen weg. [...]. Oder in Paris, da wusste man, es hat Antisemiten, und auf der anderen Seite gab es manchmal Leute, die klopfen kamen, weil sie meine ‚Mesusa‘ gesehen haben, das passiert mir immer wieder. Sehr häufig sind es Deutsche, fast ausschliesslich Frauen, die einen mit Lob und Geschenken überhäufen, ohne einen zu kennen. Überhaupt hat man immer mehr das Gefühl, offenbar ein Problem zu sein. Für die einen wie für die anderen. Ein Problem im ursprünglichen Sinn, als besonderes Interesse.“

(Interview 7, S. 12)

Die von der Umwelt zugeschriebene Sonderstellung löste bei ihm unterschiedliche Gefühle aus:

„Lange, lange habe ich das sehr faszinierend gefunden, und ich habe das auch sehr genossen im jüdisch-christlichen Dialog, der Star zu sein. Unterdessen kann ich es nicht mehr ausstehen. Und ich sage das jedem. Denn das ist eine grosse Gefahr, man wird derart umschmeichelt, dass es einem derart wohl sein kann, dass vieles von dem, was ich vorhin als zusätzliche Komponente des Judentums erwähnt habe, verloren geht.“

(Interview 7, S. 12/13)

Das Anderssein im Vergleich zur nichtjüdischen Umwelt wird teilweise durch äussere Merkmale und Verhaltensweisen beschrieben. Vor allem betrifft es jedoch einen Teil der Existenz, welcher durch ein anderes geschichtliches, kulturelles und religiöses Bewusstsein geprägt und der nichtjüdischen Gesellschaft schwer vermittelbar ist. Viele fühlen sich jedoch auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft fremd. Die Problematik der geringen Anzahl jüdischer Menschen in der Schweiz ist dafür wesentlich mitverantwortlich. Jüdische Menschen haben in ihrem jüdisch-sozialen Leben nur eine geringe Auswahl. Sie müssen sich in einem sehr engen Umfeld orientieren, in welchem es sehr schwierig sein kann, seinesgleichen zu finden:

„Mich hat es irgendwann angefangen zu stören, dass ein Teil meiner Identifikation hier das Anderssein ist und das ‚Erklären-müssen‘. Und es ist nicht so, dass ich mich in Amerika oder in Israel weniger jüdisch fühle, weil ich mich ja nicht mehr identifizieren würde, weil ich mich

weniger anders fühle. Sondern im Gegenteil: Ich fühle mich dann einfach viel wohler, viel natürlicher. Und das geniesse ich dann, in diesem Sinne. [...] Also hier bin ich nicht nur anders gegenüber Nichtjuden, sondern ich bin auch anders gegenüber Juden. Denn auf dieser Ebene, mit der Art und mit diesem Wissen, wie ich das lebe, gibt es nicht sehr viele. Also so erlebe ich das – vielleicht ist das auch etwas schwarz-weiss – aber entweder ist es einfach Ignoranz, Nichtwissen, Nichteinhalten, Nichtinteressiertsein auf allen Ebenen, sozial, kulturell, religiös, oder es ist dann fanatisch. Und für mich sind die Grauschattierungen fast verloren gegangen. Ein Beweis ist für mich, wenn ich sehe, wer an einem ‚Schabbat‘ in die Synagoge kommt. Einfach fast keine Jungen, so sechs, sieben Leute, immer die gleichen, und sonst einfach nichts.“

(Interview 1, S. 17/18)

Dieses Alleinsein empfindet er sogar innerhalb seines Freundeskreises:

„Irgendwodurch sehr allein. Mit denjenigen, mit welchen ich das Wissen teile, teile ich die Religiosität nicht, also das Leben. Und mit denjenigen, mit welchen ich das Leben teile sozusagen, habe ich dann auf der Wissensebene zu wenig gemeinsam, weil die zu wenig wissen, sich zu wenig interessieren. Das ist das, was ich dann eben suche, wenn ich in Amerika oder in Israel bin, denn dort ist die Auswahl einfach grösser. Dort gibt es von jeder Schattierung mehr Leute. Und dann ist die Chance auch viel grösser, dass man auch so jemanden trifft.“

(Interview 1, S. 18)

Mit der Realität des Andersseins werden, vor allem während der Kindheit und Jugend, oftmals zwei konträre Bedürfnisse ausgelöst. Zum einen erfüllt es das Individuum mit Stolz, besonders zu sein und sich von der Masse abzuheben. Die Suche nach Identität wird durch diese Andersartigkeit in eine bestimmte Richtung gelenkt, was zu einer Stärkung des Selbst führen kann. Andererseits fällt dieses Streben nach dem Anderssein nicht selten mit der Sehnsucht zusammen, gleich wie die anderen zu sein und zum grossen Mehr dazuzugehören. Dieses zwiespältige Gefühl zwischen Stolz und Einsamkeit wird im zehnten Interview erläutert:

„Interessanterweise hatte ich oft bei den nichtjüdischen Kreisen das Gefühl, dass ich nicht ganz dazugehöre. Aber das hatte ich bei beiden Gruppierungen. Also auch bei Jüdischen, dass ich das Gefühl hatte, nicht ganz. [...] Oft ist es natürlich so, dass man alleine auf dieser Basis, dem Jüdischsein, zusammen war und keine anderen Interessen teilte. In meiner frühen Jugend habe ich zum Beispiel viel Tennis gespielt. Vielleicht existierte auch sonst der Wunsch, sich immer zu distanzieren von der Gruppe, in der man gerade dabei ist, sich als spezieller zu fühlen.“

Wahrscheinlich hatte ich auch in der Schule – obwohl ich mich sehr wohl fühlte – immer ein bisschen das Gefühl, nicht ganz dabei zu sein.“

(Interview 10, S. 3/4)

Das Gefühl immer dazwischen zu sein, und nirgendwo richtig dazu zu gehören, kann auch als positive Spannung erlebt werden:

„Nein, ich war durchaus stolz, habe es auf jeden Fall nie als etwas Negatives empfunden. Als etwas Schwieriges manchmal, weil ich eben ein bisschen dazwischen bin. In jüdischen Kreisen betone ich manchmal ein wenig das Nichtjüdische oder respektive auch vielleicht einen nichtjüdischen Standpunkt, das kommt ab und zu vor. Vor allem gegenüber solchen, die den jüdischen Standpunkt in irgendeiner Frage stark vertreten. Und in nichtjüdischen Kreisen kommt eher die Gegenreaktion, dass ich das Jüdische stärker vertrete. Insofern ist es ein bisschen typisch, ich bin ein bisschen dazwischen. [...]„Nein, eigentlich empfinde ich das nicht als Problem. Ich merke nur, dass die Gefühle manchmal ein bisschen verwirrt sind, was manchmal eine gewisse Unschlüssigkeit, eine gewisse Widersprüchlichkeit hervorruft. [...] Bei mir. Bei anderen vielleicht auch ein bisschen. Aber ja, ich bin manchmal unsicher, wie ich zu etwas stehen soll. Aber ich finde das eigentlich auch spannend. Es zwingt einen dazu, Stellung zu beziehen, und das mache ich dann auch. Also sicher nicht negativ, gar nicht.“

(Interview 14, S.7)

Der Wunsch, sich vor allem in der Kindheit nicht von anderen zu unterscheiden, beschreibt der siebzehnte Interviewpartner als belastend:

„Ja, schon. Es ist nicht immer bequem. Manchmal habe ich mir gewünscht, ich wäre nicht anders. Dass ich so sein könnte wie die anderen, Weihnachten feiern könnte wie die anderen, einfach nicht aufzufallen. Als Kind kommen mit dem Anderssein auch schnell Unsicherheiten, weil du einfach nicht so gut damit umgehen kannst. Du fühlst dich unwohl und du willst so sein wie die anderen. Nur schon mein Name – das hat jetzt zwar nichts mit dem Jüdischsein zu tun – hat mich früher gestresst, weil er hat so offensichtlich nichts mit Europa zu tun. Das hat mich manchmal schon etwas gestresst, das Anderssein.“

(Interview 17, S. 14/15)

Auch ohne das Bewusstsein einer jüdischen Identität, sondern allein durch äusserliche Aspekte und die Sprache, kann das Anderssein zu Scham und Unbehagen führen:

„Es hat mich extrem irritiert, dass meine Mutter nicht schweizerdeutsch mit mir gesprochen hat. Ich bin aus dem Kindergarten nach hause gekommen und habe ihr gesagt, ich will dass du

schweizerdeutsch mit mir redest. Sie ist natürlich nicht auf das eingegangen. (lacht) Ich glaube, dieser Konformismus, den alle Kinder haben, den hatte ich ganz extrem.“

(Interview 12, S. 16)

Das Anderssein ist im Leben des sechzehnten Interviewpartner ein allgegenwärtiges Thema, welches er in seiner Kindheit überspielte, indem er versuchte, alles den anderen gleich zu tun. Das Anderssein ist Teil seiner Identität, unabhängig davon in welchen Kreisen er sich bewegt. Er zweifelt jedoch daran, dass dies mit seiner jüdischen Religionszugehörigkeit zusammenhängt:

„Ja, das ist ein roter Faden in meinem Leben, von dem ich aber nicht weiss, ob das mit dem Judentum an sich zu tun hat. Aber ich versuche zu zeigen, dass es auch andere Wege gibt, zum Beispiel im Umgang mit meinen Mitmenschen oder mit Angestellten, die ich hatte. Als Chef muss man nicht rumschreien oder dergleichen. Das könnte dadurch beeinflusst sein, dass ich aus einer anderen Gesellschaft komme. Ich finde es als Mensch wichtig, die Sachen auch anders zu leben oder zu sehen, aber ob das mit dem Judentum zu tun hat, das weiss ich nicht.“

(Interview 16, S. 12/13)

Anders zu sein als die Umwelt, sich als verschieden wahrzunehmen, ist eine Thematik, welche in den meisten Gesprächen aufgegriffen wird. Die Ursachen dieser Wahrnehmung sind verschieden. Es werden andere Verhaltensweisen, ein anderes Erscheinungsbild, andere Denkmuster, unterschiedliche soziale, kulturelle, religiöse und geschichtliche Hintergründe, eine andere Sprache, oder eine von der Religion unabhängige Art des Andersseins erwähnt. Die Mehrheit bezieht dieses Anderssein nicht auf die Ganzheit der Person, sondern auf einen spezifischen Teil der Identität und unterstreicht, dass sie sich ansonsten der Umwelt zugehörig fühlt. Nur wenige erklären, dass das Anderssein in jeder Hinsicht, wenn auch durch unterschiedliche Begründungen, ihr Wesen charakterisiert und als alltägliche Realität erlebt wird. Inwiefern das Anderssein auch eine Frage der Perspektive ist, wird abschliessend humorvoll auf den Punkt gebracht:

„Also, was mich mehr angeschissen hat, war, dass die anderen anders sind (lacht)“

(Interview 1, S. 13)

Die Schweiz im 2. Weltkrieg – aus der Sichtweise von Schweizer Juden und Jüdinnen

In diesem Kapitel wurde vorhergehend die Geschichte der Schweiz in Bezug auf die Juden während des 2. Weltkrieges in einer literarischen Zusammenfassung aufgezeichnet. Zum Abschluss dieses Kapitels interessiert, wie die befragten Schweizer Jüdinnen und Juden einerseits zur damaligen

Politik der Schweiz stehen, andererseits, wie sie die Schweiz der Gegenwart, beispielsweise den 50-jährigen Gedenktag zum Ende des Krieges, wahrnehmen.

Die Reaktionen in den Gesprächen waren einmal mehr sehr unterschiedlich. Einige erzählen, ähnlich wie bei der Thematik des Antisemitismus, aus einer grossen Distanz heraus, andere sind emotional bewegt und äussern ihre Wut und Enttäuschung. Manche bekunden ihr Verständnis für die Schweiz von damals, andere äussern sich darüber sehr verurteilend. Wenige identifizieren sich mit der Reaktion der gegenwärtigen Schweiz, die meisten sind entrüstet über die heutige Haltung und wiederum andere verurteilen beides. Bei den Diskussionen kommt es zu einer grundsätzlichen Ambivalenz zwischen einer gewissen Loyalitätshaltung gegenüber der Schweiz und der Anklage der Schweiz aus jüdischer (und humaner) Sichtweise. Dieser Konflikt wird im zweiten Interview dokumentiert. Der Betroffene schrieb im Fragebogen, dass er eine „Leere“ und „mangelndes Verständnis für das Verhalten der Schweiz von damals“ empfinde, im Interview erläutert er diese Aussage:

„Das ist so ein Konfliktpunkt. Einerseits ist man Schweizer, und dann sieht man, was die Schweizer Regierung getan hat, wofür ich wirklich kein Verständnis aufbringen kann. Andererseits ist man jüdisch und betroffen oder nicht betroffen davon, und da weiss man gar nicht, was man da denken soll. Und da ist einfach Leere. Das sind Dinge, mit denen man sich auseinandergesetzt hat, und man kann sich selber gar nicht zuordnen. Das ist so eine Leere, wo man gar nicht weiss, was ist. [...] Die heutige Flüchtlingspolitik, das ist auch so etwas, was mir Probleme macht. Einerseits sieht man, wie Leute verfolgt werden und nicht in die Schweiz reingelassen werden. Da kann man sagen, ist im Prinzip nicht viel anders als im Zweiten Weltkrieg, wobei es doch etwas anderes ist, denn sie standen ja wirklich an der Grenze und wussten, sie müssen zurück in den Tod. Das ist bei vielen Flüchtlingen heute nicht so. Das Flüchtlingsproblem ist heute ein anderes. Aber andererseits ertappe auch ich meine Bedenken, dass ich finde, ja, man muss nicht jeden in die Schweiz reinlassen. [...] Dann muss ich sagen: doch das ist meine Überzeugung. Denn es gibt Leute, die in Umständen leben, die wirklich miserabel sind, und die deswegen hierher kommen. Ich verwerfe das nicht, ich verstehe das schon. Aber miserabel geht noch! Und in einer solchen Situation habe ich Verständnis für die Schweizer Haltung. Wobei das ist ein globales Problem, das wir haben, wir haben ein Wohlstandsgefälle. Und das ist ein Problem. Ich meine, was kann der arme „Siech“ dafür, dass er in so miserablen Verhältnissen geboren wurde, und ich – oder irgendein Schweizer – für den es einfach automatisch hier eine AHV gibt. Für jeden Schweizer eine AHV-Versicherung, auch wenn er ein völliger Nichtsnutz ist, so dass er ein Minimalauffangnetz hat. Das hat aber mit der jüdischen Problematik wenig zu tun. Denn wenn jemand wirklich so wie im Zweiten Weltkrieg

an der Grenze steht und dann einfach bewusst zurück in den Tod geschickt wird, dann finde ich das immer noch etwas anderes. Eine gewisse Verbindung mag schon bestehen, das ist so was, wo man Stellung beziehen muss, ein heikles Gebiet.“

(Interview 2, S. 15/16)

Die Betroffenheit über die Geschichte hängt auch davon ab, inwiefern jemand sich mit dem Judentum identifizieren kann. Ein Interviewpartner, welcher sich in seiner Jugend sowohl emotional wie auch sozial vom Judentum distanzierte, sich jedoch stark mit der Schweiz und vor allem seinem Heimatkanton verbunden fühlte, erläutert seine Emotionen bezüglich der Geschehnisse in der Schweiz während des 2. Weltkrieges:

„Gefühle? Also ich muss sagen, da hatte ich keine starken Gefühle. Das hat mich nicht sehr persönlich betroffen. Das ist letztlich ein so reizüberflutetes Thema, dass man das gar nicht sagen kann. Natürlich hat man immer Gefühle. Ich hatte an diesem Tag aber wahrscheinlich weniger Gefühle als mancher Schweizer, der das erlebt hat, das muss man schon sehen. Mein Erfahrungshorizont ist so anders geprägt. Und ich habe schon so oft Gefühle gehabt, was das anbelangt, was die Leiden der jüdischen Leute anbelangt. Aber jetzt konzentriert auf diesen Befreiungstag, da habe ich nichts gefühlt. Das war mir ziemlich gleichgültig. Viele Schweizer haben da sicher mehr empfunden, und das finde ich auch wichtig, egal aus welchen Motiven. [...] Natürlich finde ich vieles, was die Schweizer gemacht haben unverständlich. Und ich entsetze mich auch. Aber ich denke, man muss das auch aus der Situation heraus analysieren. Im Nachhinein kann man immer sagen, dass es falsch war. Aber ich versuche das auch historisch zu erfassen. Und da war 1939-45 einfach eine Bedrohung für dieses Land da. Da muss man auch ehrlich sein. Ich denke da heute an Jugoslawien. Da frage ich mich, wie viele auch jüdische Schweizer überhaupt an das denken. Und das in einer Zeit, in der täglich darüber berichtet wird. Da möchte ich doch den Vergleich wagen. Jetzt heisst es ja immer: ‚Man hat es ja gewusst!‘ Aber was heisst, man hat es ja gewusst? Man konnte es wissen, weil in der Schweizer Illustrierten 1942 ein Bericht war. Aber heute weiss man viel mehr, man konnte viel mehr ahnen, und man ist genauso intolerant und passiv. Ob jetzt dort 6 Millionen oder 200'000 gestorben sind, ist irrelevant. Ich finde, man muss einfach vorsichtig sein mit der Bewertung dieses Verhaltens.“

(Interview 3, S. 19)

Einige zeigen Zurückhaltung, was die Kritik der Schweizer Regierung betrifft. Ein junger Mann, dessen Vater in Birkenau und Auschwitz war, beschreibt die Reaktion der Schweizer Politiker von damals als „nicht ganz nachvollziehbar“:

„Sicherlich ist auch ihre ganze Geschichte, wie sie sich damals verhalten haben, nicht ganz nachvollziehbar, ein wenig problematisch. Die Frage ist immer wieder, wenn sie sich anders verhalten hätten, was hätte das bewirkt? Wie hätten sie sich anders verhalten können? Was hätten sie geopfert, wenn sie gewisse Dinge zugelassen hätten? Ich kann nicht sagen, bis zu welchem Grad sie Leute hereinlassen hätten können. Mehr helfen, ohne ihre Identität zu verlieren, die Schweiz aus dem Krieg rauszuhalten. Das ist schwierig zu beurteilen.“

(Interview 5, S. 16/17)

Im sechzehnten Interview wird das Verhalten der heutigen Schweiz streng verurteilt, für die damalige Politik wird jedoch ein gewisses Verständnis aufgebracht, mit der Begründung aus Angst gehandelt zu haben:

„Ja. Ich kann mir eher vorstellen, es ist verständlich für mich, dass man aus einer Angst heraus reagiert, dass man kooperiert hat. Es gab nicht viele mutige Menschen, das waren immer nur einzelne Leute oder kleine Gruppen, die etwas gemacht haben,. Aber die grosse Politik hat aus einer sehr grossen Angst heraus reagiert, und man war eingeengt, man war eine Insel. Aber dass man danach nicht damit umgehen kann, besonders am 50. Jahrestag, wenn die meisten Leute, die das verbochen haben, nicht mehr da sind, das macht mich wütend.“

(Interview 16, S. 11)

Er thematisiert auch die Gefahr der Übernahme einer Opferrolle – der 2. Weltkrieg betreffe nicht nur das jüdische Volk:

„Nein, wenn ich vom Holocaust rede, dann ist für mich ganz klar, dass zwar sechs Millionen Juden umgekommen sind, aber es sind auch 50 Millionen Russen und drei Millionen Zigeuner umgekommen. Ich glaube nicht, dass wir als Juden sagen dürfen, dass wir die einzigen waren, die darunter gelitten haben, diese Opferrolle übernehmen sollten. Ich habe z.B. auch grosse Schwierigkeiten damit gehabt, dass man zu diesen Gefangenenlager in Jugoslawien zum Beispiel nicht KZ sagen durfte. Ich glaube nicht, dass wir sagen können, dass man diesen Begriff nicht anders verwenden kann.“

(Interview 16, S. 11)

Ein junger Mann, welcher bereits in der Schule, vor allem aber im Militär, unter Antisemitismus leiden musste, hat kein Verständnis für die Reaktion der Schweiz von damals und heute, referiert darüber jedoch aus einer gewissen Distanz heraus, aus einer rationellen Betrachtungsweise:

„Aber es erstaunt mich nicht, dass die Schweiz damals so reagiert hat. Und wie sie sich heute verhält. Insgesamt habe ich das Gefühl, dass der Antisemitismus nie ein prägendes Phänomen sein könnte in der Schweiz, weil es einfach gar keine prägenden Phänomene geben kann hier. Das ist so. Die Meinungen sind viel zu wenig stark.“

(Interview 7, S: 18)

Im sechsten Interview werden aus der familiären Geschichte heraus Gefühle der Dankbarkeit gegenüber der Schweiz von damals zum Ausdruck gebracht:

„Ja, in Bezug auf damals, so wie ich das auch aus meiner Kindheit in Erinnerung habe. Die Schweiz als rettende Insel. Deshalb konnten wir überleben, im Unterschied zur Familie meiner Grossmutter. Also schon etwas idealistisch-verklärt. [...] Irgendwie ist dieses Bild geblieben, obwohl ich weiss, dass da vieles nicht gut, versteckt und mies gelaufen ist. Aber irgendwie ist das geblieben.“

(Interview 6, S. 19)

Die Verständnisbereitschaft kann soweit gehen, dass nicht nur die damalige Politik der Schweiz, sondern sogar das Verhalten der Deutschen SS bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar wird:

„Ja, Wut und Verständnis gleichzeitig. Wut darauf, wie sie sich verhalten hat, aber gleichzeitig kann ich es auch irgendwie nachvollziehen. So wie man sogar vielleicht auch einen SS-Heini oder irgendeinen Deutschen vielleicht verstehen muss.“

(Interview 10, S. 15)

In vielen Gesprächen wurde jedoch auch die Wut, Entrüstung und das Unverständnis gegenüber der Schweizer Politik während des Nationalsozialismus geäussert. Deutlich negative Gefühle, bei denen das Unverständnis dominiert, beschreibt die elfte Gesprächspartnerin, welche sich mit dieser Thematik bereits in der Schule auseinandergesetzt hatte:

„Auf das, was damals passiert ist. Ich kann es nicht rational begründen, wie das viele wohl nicht können, dass es einfach weh tut, noch immer. Und das kommt dann immer wieder hervor, weil es latent immer da ist. Und sonst war der 50. Jahrestag für mich nicht ein Thema, weil es vorher schon ein Thema war. [...] Wobei ich habe mich auch beispielsweise damit auseinandergesetzt, was die Schweizer Politik damals gemacht hat, das war auch mein Thema bei der Abschlussprüfung. Und da empfand ich natürlich Unverständnis, wie sie sich als neutral bezeichnen können, obwohl sie es gar nicht waren und Deutschland unterstützt haben, auch wirtschaftlich, und sich nicht gewehrt haben.“

(Interview 11, S. 14)

Weitere Gefühle welche in den Interviews zur Sprache kamen, sind Aggression und Resigniertheit über die Wesensart der Schweizer, welche sich in ihrer Politik und ihren Handlungen widerspiegelt:

„Da sieht es anders aus, denn da bin ich natürlich sehr wütend, und zum Teil auch sehr resigniert, denn ich denke, das entspricht der Schweizer Wesensart, diese Ängstlichkeit gegenüber dem Fremden, die empfinde ich schon sehr stark, und auch bedrohlicher als früher. Ich sehe aber auch die Gegenseite, ich sehe nicht nur das Negative. Aber wenn dann wieder Dokumente auftauchen, die wieder etwas besonders Schlimmes aussagen – jetzt gerade beim Fall Grüninger zum Beispiel –, wenn man dann sieht, wie die Schweiz reagiert, wie umständlich und wie schwer sie sich tut. Das enttäuscht mich immer wieder, überrascht mich aber auch nicht.“

(Interview 14, S. 16/17)

Nur ein Interviewpartner befasst sich mit der schwierigen Situation, in einem Land zu leben, welches er aufgrund seiner Geschichte verurteilt. Diese wichtige Auseinandersetzung wird im siebzehnten Interview als persönliche Aufgabe dargelegt. Der Befragte äussert seine Wut und Enttäuschung über die Schweizer Politik während des 2. Weltkrieges – er sieht es als persönlichen Prozess, mit diesen Tatsachen fertig zu werden:

„Na gut, was sie damals gemacht haben, darüber habe ich keine ambivalenten Gefühle. Das ist klar. Das ist für mich eine Riesenschweinerei. Ein Teil der Schweizer waren für mich totale Nazis, auch wenn sie nicht in der NSDAP waren. Ihre Art, ihre Handlungen, das hätten genauso gut Deutsche gewesen sein können. Dieser Vergleich ist kein Problem. Aber das ist ein Teil der Schweiz. Jedes Land hat Flecken in seiner Geschichte, schwärzeste Flecken. Da findest du kein Land, das nicht solche Abgründe hat - auch nicht bei den Amerikanern. Meine amerikanische Identität ist immer ein bisschen gewachsen, die ist jetzt sehr stark geworden. Als Kind war sie einmal sehr stark, dann einmal weniger. Aber ich war viel in Amerika, meine Mutter ist Amerikanerin, ich war im amerikanischen Kindergarten, wir hatten amerikanische Jugendhefte, wir haben natürlich zu Hause englisch gesprochen. Natürlich bin ich nicht der Prototyp des Amerikaners, ich bin ja nicht dort aufgewachsen. Dann war es einmal etwas weniger, und später eher wieder etwas mehr. Ich war 1993 dort, und damals wurde mir auch klar, dass ich gerne einmal versuchen möchte, in Amerika zu leben, weil ich mich sehr wohl fühle dort. Aber ich meine, schau dir die Amerikaner an! Was sie den Indianern angetan haben, das war für mich ein Holocaust. Vielleicht nicht ganz so programmässig und ideologisiert wie in Deutschland, aber das war Völkermord. Mit dem muss ich auch lernen, umzugehen mit meinen

amerikanischen Gefühlen. Und in der Schweiz ist es auch so, da muss ich auch lernen, irgendwie mit meiner schweizerischen Identität umzugehen, was damals passiert ist im Zweiten Weltkrieg.“

(Interview 17, S.17/18)

Wenige der Befragten erwähnen das Gefühl der Angst, welche die geschichtliche Bewältigung der Schweiz bei ihnen auslöst:

„Ja, also die Zeugen der Geschichte werden immer älter, diejenigen die das wirklich erlebt haben. Eine in meiner Klasse hat einmal gefragt: ‚Sie, kann man da nicht endlich mal einen Schlusstrich ziehen unter diese Sache? Das ist jetzt 50 Jahre her!‘ Sie wollte einfach nichts mehr darüber wissen oder lernen. Das finde ich das Schlimmste, genau vor dieser Aussage habe ich eine Riesenangst. Ich fand einfach: ‚Hey, gaht’s no?‘ Sie haben dann gesagt, ich solle mich beruhigen.“

(Interview13, S. 18)

Während bei der Einschätzung der vergangenen Geschehnisse Uneinigkeit herrscht, zeigt sich die Mehrheit der Interviewpartner und Interviewpartnerinnen verärgert über die aktuelle Verarbeitung und den Umgang mit der Geschichte der Schweiz:

„Ich habe Unverständnis empfunden. Dieses Datum hätte für mehr Nachdenken, Aufruf an die Gesamtbevölkerung bei der Arbeit etc. Anlass gegeben. Da war nur diese Ansprache am Fernsehen. Aber das ganze hat irgendwie nur auf Zwängen basiert, auch diese Geschichte mit dem Grüninger – sie taten es nur, weil sie es mussten, unter viel Druck. Und das finde ich einfach schade, denn ich nehme an, dass diese Leute sehr offen sind normalerweise. Gut, sie können vielleicht nicht so offen sein, wie sie gern möchten, durch ihre Politik und so. Aber man hätte sicher viel mehr machen können, um auch das Verständnis der Bürger für Ausländer allgemein zu wecken. Ich habe mich in dieser Zeit auch als Aussenseiterin und mich betroffen gefühlt.“

(Interview 8, S. 10/11)

Im sechzehnten Interview wird Wut und Unverständnis gegenüber dem Verhalten der heutigen Schweiz, und ihrer Unfähigkeit zur eigenen Geschichte zu stehen, geäußert:

„Da spüre ich eine Wut gegen die Schweiz. Auch gegen die heutige Schweiz, weil man immer noch nicht bereit ist, zu erzählen, was man damals gemacht hat, oder zuzugeben, wie viele

grosse Fehler man gemacht hat. Ich spüre z.B. auch Wut gegenüber einer Person wie Ruth Dreyfuss, deren Geschichte ich sehr gut kenne, und von der ich weiss, dass ihr Vater sehr viele schlimme Sachen gemacht hat, und sie auch heute nicht dazu stehen kann. Die Wut richtet sich auch an ein Saurer oder Maggi, die nicht sagen können, wir haben das und das gemacht. Das hat natürlich auch mit meiner Ablehnung gegen das Militär zu tun, diese ganze Heroisierung,

wir mussten die Schweiz verteidigen. Solche Sachen haben mich wütend gemacht.“

(Interview 16, S. 11)

Als weiteren Aspekt äussern einige ihr Unverständnis, sich heute für Taten, die vor 50 Jahren geschehen sind, auf eine „billige“ Art zu entschuldigen:

„Unverständnis wieso man das jetzt macht. Warum machen sie jetzt so ein ‚Gschiss‘ um den 50. Jahrestag. Und der Bundespräsident entschuldigt sich im Namen des Schweizer Volkes und bla bla. Es ist passiert! Man kann sich noch lange entschuldigen für etwas, das man getan hat, man hat es trotzdem getan. Und passiert ist es. Ich fand, die Schweiz will sich entschuldigen, damit sie quasi wieder eine saubere Weste hat, damit sie wieder gut da steht. Und dann haben sie das Gefühl, dass die Sache für sie erledigt ist.“

(Interview 9, S. 18)

Während die Mehrheit ihre Wut und Entrüstung zum Ausdruck bringt, zeigen manche eine Distanz und Gleichgültigkeit zu dieser Thematik:

„Ich sehe das sehr distanziert, denn ich habe den Bezug zur Flüchtlingspolitik der Schweiz zum Ende des Zweiten Weltkrieges nicht gesetzt. Das ist für mich ein anderes Thema, das nicht damit zusammenhängt. Ich habe gemerkt, dass das die Schweiz nichts angeht, und ich finde es auch ein bisschen deplaziert, dass sie das feiert. Insofern hatte ich auch ein bisschen negative Gefühle demgegenüber, diese Art hat mir absolut nicht gepasst. Aber ich habe gefunden, dass die Schweiz in diesem Zusammenhang, am Schluss vom Zweiten Weltkrieg, wirklich unwichtig ist. Deshalb habe ich da Gleichgültigkeit empfunden.“

(Interview 14, S. 16)

Dieser Versuch, sich mit den Gegebenheiten in keiner Weise zu identifizieren, und eine künstliche Mauer aufzubauen, findet im fünfzehnten Interview ihren Höhenpunkt. Der Befragte distanziert sich vom Judentum und der Schweiz und sieht sich als Gast und Nichtbetroffenen:

„Das eine ist, ich möchte mich nicht damit auseinandersetzen. Ich bin wie ein Gast in einem Hotel, und da hatten irgendwelche Gäste irgendwann mal ‚Lampen‘ mit der Direktion gehabt. Es ist nicht mein Hotel, es sind nicht meine Gäste, es ist nicht meine Direktion. Es geht mich eigentlich nichts an. Das ist die eine Seite. Und dann ist ein Anteil Wut da gegenüber den Schweizern.[...] Eher auf früher, denn jetzt ist die Situation nicht so akut, sondern latent. Mein Aszendent ist Waage, und das ist sehr in mir drin, die ausgleichende Gerechtigkeit. Dieser kleinkarierte, kleinkrämerische, feige Aspekt der Schweizer. Umgekehrt die Situation dieses kleinen Landes. Sagen wir so, wenn ich ein Jude wäre, dann würde ich begreifen, dass die eine Wut haben auf die Schweizer – wenn ich ein Schweizer wäre, dann hätte ich wohl auch so reagiert. Aber da ich weder Jude noch Schweizer bin, interessiert mich dieses Theater nicht.“
(Interview 15, S. 18)

Die Gesprächspartner und -partnerinnen wurden zusätzlich gefragt, ob sie angesichts der Geschehnisse ihr Anderssein stärker empfinden oder sich als „gewöhnliche“ Schweizer fühlen. Die Mehrheit stuft sich diesbezüglich als Aussenseiter ein. Die meisten fühlen sich in diesem Moment ihrer jüdischen Identität stärker verbunden und spüren der Schweiz gegenüber eine Distanz. Ein Befragter umschreibt seine Gefühle bezüglich dem Verhalten der heutigen Schweiz mit Ambivalenz und Ernüchterung. Er erklärt warum er sich diesbezüglich nicht mit der Schweiz identifizieren kann, wie er sich von seinen Schweizer Kollegen unterscheidet, und durch seine Gefühle und Einschätzungen zum Aussenstehenden wird:

„Ambivalent einerseits weil man weiss, dass die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht ganz klar ist. Obwohl sie eigentlich sehr klar eine Schweinerei war. Von dem her ambivalent, denn da wird einfach gefeiert, und andererseits liest man in der WoZ irgendwie dies und jenes, dann denkst du doch: ‚Gopf he‘. Einerseits haben sie sicher Flüchtlinge aufgenommen, andererseits haben sie ja weiss nicht wie viele abgewiesen und Geschäfte mit Deutschland gemacht. Dann findest du es nicht richtig, dass überhaupt gefeiert wird. Und Ernüchterung, ich konnte mich überhaupt nicht identifizieren, das ging nicht. Ich konnte es nicht ernst nehmen, weil ich über die Rolle der Schweiz mehr anderen Quellen Glauben schenke. Es hat mich nicht gestresst, ich fand eher: ja, wenn ihr solche Mühe habt mit eurer Vergangenheit, dann feiert euch doch, also mir ist das egal, wirklich. Wenn die jungen Menschen begeistert feiern würden, dann würde ich vielleicht denken: ja, halt mal, müsste ich nicht meinen Kollegen erzählen, wie es wirklich war. Aber das ist eine ältere Generation, und wenn die solche Probleme haben mit ihrer komischen Vergangenheit, dann sollen sie sich doch feiern. Also das war mir egal.“
(Interview 17, S. 17)

Ein ungewöhnliches Argument zum Fernbleiben der Schweizer Juden bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Schweiz führt die Befragte im zehnten Interview auf, indem sie dieses mit der Aussenseiterposition der Juden begründet:

„Da war vielleicht wieder meine jüdische Identität im Vordergrund, und dann fühlte ich mich eher als Aussenseiter. Ich musste mich auch nicht in dem Sinne mit der Geschichte meines Landes auseinandersetzen, das mussten andere. Andere mussten eher überlegen, was haben wir damals gemacht. Ich musste mich nicht mit der Vergangenheit des Landes, in dem ich lebe und zu dem ich mich zugehörig fühle, auseinandersetzen.“

(Interview 10, S. 15)

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass der Schweiz, aber auch den Schweizer Juden eine Geschichtsbewältigung nicht leicht fällt. Die Auseinandersetzung mit der aktuellen Reaktion der Schweizer Politiker ist für viele Befragte einfacher als die Konfrontation mit den Geschehnissen in der Schweiz während des 2. Weltkrieges. Eine Distanzierung von den Fakten, aber auch ein gewisses Verständnis für die damalige Situation sind nicht selten spürbar, wobei einige auch deutliche Wut und Entrüstung aussprechen. Nur wenige setzen die Geschichte der Schweiz mit der eigenen Person in Verbindung, sei dies mit dem familiären Schicksal oder der Schwierigkeit in einem Land zu leben, welche viele Fehler begangen hat. Die meisten berichten in neutraler und distanzierter Weise über die vergangenen Geschehnisse in der Schweiz. Im Gegensatz dazu scheint die Reaktionsweise auf das heutige Verhalten der Schweiz, ihre Unfähigkeit die Geschichte zu verarbeiten, viel direkter und emotionaler. Vielleicht ist es die Hemmung, Vergangenes zu beurteilen, die Geschichte, welche einem fremd ist zu kritisieren, bzw. das Selbstvertrauen, die heutige Politik besser einschätzen zu können. Vielleicht widerspiegelt sich aber auch in dieser teilweise nüchternen Betrachtungsweise der Vergangenheit der Zwiespalt, in welchem Schweizer Juden leben, der Loyalitätskonflikt zwischen dem Judentum und der Schweiz.

Vergleich der jüdischen und schweizerischen Identität

Den meisten Befragten fällt es schwer, die jüdische und schweizerische Identität miteinander zu vergleichen. Sie sehen es als zwei Teile einer Einheit, welche ihr Dasein bestimmen oder betrachten die beiden Identitäten auf zwei unterschiedlichen Ebenen, die sich nicht miteinander vergleichen lassen:

„Das eine ist eine religiöse Identität, das andere eine nationale. Deshalb ist es schwierig, das miteinander zu vergleichen. Am einen Ort lebe ich einfach, das ist in diesem Sinne vielleicht so ein bisschen das mit der Heimat. Aber die Zugehörigkeit hört dann ziemlich rasch danach auf.“

(Interview 1, S. 9)

Nur wenige wagen eine Gegenüberstellung der beiden Identitäten, eine Ausnahme bildet der vierzehnte Interviewpartner. Das Miteinander der beiden Identitäten scheint für ihn hauptsächlich unproblematisch, in manchen Bereichen stösst er jedoch auf Widersprüche:

„Es gibt Widersprüche in der Lebensart. Die jüdische Lebensart ist manchmal etwas verschieden von der schweizerischen, die verträgt sich manchmal nicht so gut. Wie soll ich sagen, es ist eine gewisse Ernsthaftigkeit, ein bisschen die Energie. Ich finde, die Schweiz hat ein bisschen wenig Energie, so empfinde ich das manchmal, alles ist sehr ernsthaft. Das Jüdische ist zwar auch manchmal ernsthaft, aber auf eine leichtere Art und Weise. Das ist etwas, wo ich denke, dass das vom Jüdischen her kommt, und mir manchmal Mühe bereitet im Umgang mit der Schweiz. Es gibt sicher noch andere Dinge, aber insgesamt verträgt sich das ganz gut, mit meiner Art, wie ich das Jüdische gelebt habe und wie ich aufgewachsen bin. [...] Nicht sehr anders, aber ein bisschen spezieller ist es schon. Nur schon durch die Zugehörigkeit. Man ist immerhin eine Minderheit, was natürlich viele andere Schweizer auch sind, aber ich denke, das ist ein Unterschied, ob man eine Minderheit ist, weil man auf dem Land lebt oder weil man eben jüdisch ist. Das äussert sich auf eine gewisse Weise, es gibt Fragen, bei denen ich merke, dass ich dort nicht einen besonders schweizerischen Standpunkt vertrete, dass dieser ein bisschen aus dem Rahmen fällt. [...] Ich weiss auch nicht, vielleicht dass ich mich irgendwo im Ausland sehr schnell sehr wohl fühle. Und zwar an verschiedenen Orten, ich bin nicht gebunden oder fühle mich da heimisch. Aber ich merke, dass ich mich total leicht, wenn ich ein paar Tage dort bin, zurecht finde. Und ich merke, dass viele Schweizer, die ich kenne, die auch mehr als ich im Ausland sind, immer wieder sehr stark die Unterschiede betonen, im Sinne, dass in der Schweiz gewisse Sachen anders, besser oder weniger gut sind. Und das ist bei mir viel weniger der Fall, ich habe etwas wie ein kosmopolitisches Gefühl, obwohl ich nicht wahnsinnig viel herumreise. Das scheint für mich ein Punkt zu sein, wo ich das ein bisschen spüre.“
(Interview 14, S. 11/12)

Er schätzt die Schweiz gegenüber anderen Kulturen als oberflächlich tolerant ein:

„Eigentlich als tolerant, aber nicht in dem Sinne, wie ich es mir wünschen würde, nämlich mit Verständnis und Annäherung. Es gibt eine Toleranz im dem Sinne, dass man sagt, wir lassen euch leben, das stört uns überhaupt nicht. Aber ich wünschte mir auch eine Auseinandersetzung. Die echte Toleranz, die eben auch einen Antisemitismus verhindern würde, die wäre meiner Meinung nach nur möglich, wenn man dem Fremden nicht so skeptisch gegenüberstehen und sich mit ihm auseinandersetzen würde. In dieser Hinsicht finde ich die

Schweiz nicht sehr gut. Ich denke sogar weniger gut, als ich das von deutschen und österreichischen Kollegen her kenne. Es ist eine Toleranz im Sinne von leben lassen, und das finde ich keine genug gute Stufe, diese Art.“

(Interview 14, S. 20)

Ein möglicher Widerspruch der beiden Identitäten betrachtet der siebzehnte Interviewpartner als abwegig. Diesen scheinbaren Gegensatz erlebt er als Stigma der Aussenwelt:

„Ich will nicht sagen, dass es grundsätzlich keinen Widerspruch gibt. Ich denke, es ist ein bisschen ein Gegensatz, Schweizer und Jude. Nur ein bisschen, würde ich zugeben. Schlussendlich auch, weil die Schweizer das viel so sehen. Das habe ich oft gehört: bist du jetzt Schweizer oder Jude? Als Kind habe ich das oft gehört, was ich damals überhaupt nicht verstanden habe. Für mich war es damals sonnenklar, dass es da überhaupt keinen Widerspruch gibt, ich bin einfach Jude, wie ein anderer reformiert ist. Es ist diese ethnische Dimension, die wir so gerne sehen, die ich heutzutage auch nicht mehr ganz akzeptieren kann, zumindest die geschichtliche Dimension, die vielleicht einen gewissen Widerspruch berechtigt. Aber ich denke für mich, als säkularen, etwas atheistischen Juden ist da fast kein Widerspruch vorhanden. Das hat für mich nichts miteinander zu tun.“

(Interview 17, S. 13)

Gefühlsmässig fühlt er beide Teile in ihm gleich stark vertreten:

„Nein, weil es für mich überhaupt kein Widerspruch ist. Ich sehe es vielleicht als solchen bei Leuten, die viel religiöser sind, die ihre Identifikation voll in ihrer Religion und in ihrem jüdischen Umfeld haben, ich denke, da sind sicher viel grössere Widersprüche oder Diskrepanzen. Ich war in den ‚Wölflin‘ und in der ‚Pfadi‘, also sehr schweizerischen Institutionen. Sicher, danach im ‚Schomer‘ hat dann das Jüdische überwogen, aber das Schweizerische war immer da, war nie etwas fremdes für mich. Ich habe das auch letztens R. erzählt, ich bin auch beim ‚Sechseläuten‘ mitgelaufen im Jugendumzug, habe mich mit den anderen Jungs darum geprügelt, wer die Schweizer Fahne tragen darf. In den Pfadilagern hattest du sehr viel mit der Natur und mit einheimischen Leuten zu tun. Das hat nicht nur damit zu tun, dass ich hier aufgewachsen bin. Aber dort wo ich aufgewachsen bin, wird noch Bauernwirtschaft betrieben, da war ich extrem viel dabei in meiner Freizeit. Der Schweinehirt, das war irgendwie mein älterer Kollege. Und so das Einfache, was man auch verpönt als Schweizer, das hat für mich auch eine gewisse Herzlichkeit, die mich anspricht. Hast du diesen Film „Urmusik“ gesehen? Da geht es um ländliche Musik und Traditionen. Als ich den gesehen habe, da habe ich gemerkt, dass das ein Teil meines Schweizerseins ist. Wie bei Juden diese Schläfenlocken und so ein Stück weit identitätsstiftend sind. Das ist bei mir auch so. Diese

ländliche Schweiz mit ihrem Gebimmel und den Kuhglocken, das ist für mich einfach ein Teil Heimat.“

(Interview 17, S. 13)

Die Gesprächspartner und –partnerinnen vergleichen die beiden Identitätsanteile nur selten miteinander. Sie unterstreichen jedoch häufig die Belastung innerhalb zweier Kulturen leben zu müssen und die Tatsache, nirgendwo dazu zu gehören. Im 8. Interview beschreibt eine Frau, dass dieses Spannungsfeld zwischen den zwei Kulturen für sie allgegenwärtig ist. Dieses „hin- und hergerissen Sein“, in welchem immer Entscheidungen getroffen werden müssen, empfindet sie als Last:

„Allgemein, es war vielleicht nicht bewusst immer ein Konflikt, aber du bist immer irgendwie so hin- und hergerissen, auch heute noch... Jetzt ist ‚Pessach‘, soll ich frei nehmen oder nicht? Gut, jetzt ist es praktisch gleichzeitig mit Ostern, dann fällt es nicht so auf. Sonst denken sie, die spinnt ja. Jedes Mal diese Überlegungen bei solchen Sachen, soll ich oder nicht?“

(Interview 8, S. 13)

Diese Stresssituation löst bei ihr in gleichem Masse Ärger und Stolz aus:

„Ja, das ist eigentlich jeden Tag so (lacht), aber eben doch wieder nicht. Im Prinzip ist es ja eine blöde Religion, man sollte jüdisch heiraten, man sollte koscher sein, man sollte all diese mühsamen Sachen machen, aber irgendwie ist man auch stolz dabei.“

(Interview 8, S. 13)

Generelle Lösungen sieht sie für diesen Konflikt nicht – jede jüdische Person muss ihren individuellen Weg gehen:

„Wenn es irgendwie Lösungen gäbe, wie man sich am besten verhalten sollte, dann würde sich wohl auch jeder daran halten. Aber jeder Jude verhält sich anders in der ‚gojischen‘ Umwelt, und man muss sich einfach selber wohl fühlen. Auch bei den Männern, da gibt es solche, die mit ‚Kippa‘ und solche, die ohne ‚Kippa‘ herumlaufen, weil sie finden, dass man das nicht so zeigen muss. Am besten jeder macht es so, wie er sich am besten fühlt, glaube ich.“

(Interview 8, S. 13)

Dieses Phänomen, nirgendwo und überall dazuzugehören, wird auch von einer jungen Frau im 10. Interview beschrieben. Sie wuchs in einem Dorf ohne andere Juden auf, war jedoch in der jüdischen Gesellschaft der Region, vor allem im Jugendbund, aktiv:

„Das konnte schon parallel laufen. Was vielleicht war, dass ich nie in dem Sinne in einer Clique war. Ich konnte mich nie richtig beim einen voll reingeben. Das ist vielleicht der Grund, wieso ich nie richtig ein Cliquenmensch war. Ich war immer so ein bisschen hier oder da.“

(Interview 10, S. 5)

Die zwölfte Interviewpartnerin, deren Mutter Israelin und der Vater nichtjüdisch ist, fühlt sich vom Judentum angezogen und abgestossen zugleich. Trotzdem hat sie im Laufe ihrer Entwicklung den jüdischen Anteil in sich immer mehr entdeckt. Sie spürt eine starke innere Zerrissenheit, fühlt sich nirgends richtig zugehörig und lebt in einem leeren Raum irgendwo zwischen zwei Welten:

„Ich würde sagen, ich fühle mich einem Schweizer relativ vertraut, also die meisten Schweizer sind nicht so religiös christlich, und das ist mir schon eine sehr vertraute Welt. Andererseits, wenn ich mich ganz nur in dieser Welt sehen würde, dann würde mir irgendwie... Wenn ich etwas lese in der Zeitung oder in einem Buch über das Thema Judentum, dann merke ich schon, dass ich wahnsinnig stark darauf reagiere, da habe ich wie ein Magnet dazu. Das äussert sich in ganz vielen, kleinen Details. Ich war zum Beispiel vorletzte Weihnachten bei D. am Fest eingeladen. Dort ist es mir ganz schlecht gegangen. Ich habe wirklich..., ich habe dort zu weinen begonnen. Dass ich jetzt hier in der Schweiz zu Besuch bin, und es ist Weihnachten, und jetzt feiere ich nicht einmal Weihnachten. Das ist aber eine Sehnsucht nach der Kindheit, das hat nichts mit Weihnachten an sich zu tun. Das ist einfach dieses Gefühl von heiler Welt, von Wärme und Geborgenheit, wie ich es als Kind an Weihnachten erlebt habe. Das war überhaupt nicht mehr zu finden. Und ich habe das Gefühl, dass wird auch nicht mehr so sein... Ich habe das auch mit einer Freundin besprochen, die das ähnlich empfindet, und sie hat überhaupt nichts jüdisches an sich. Das ist eine Art Sehnsucht. Aber ich habe dann gemerkt, ein Weihnachtsfest mit israelischer Musik, das ist wirklich jenseits. Das ist für mich zu weit davon entfernt. Ich habe es auch in Israel, wenn Weihnachten war, als komisch empfunden.“

(Interview 12, S. 16/17)

Ein 41-jähriger Mann erklärt, wie er in beiden Welten ein Fremder war und blieb:

„Ich würde es eher überspitzt formulieren, dass es zwei Welten waren, in denen ich nicht gelebt habe. [...] Ich war in der jüdischen nie zu Hause und in der nichtjüdischen Welt auch nicht.“

(Interview 15, S: 7)

Im Gegensatz zu den vorherigen Aussagen betrachtet ein anderer Gesprächspartner das Nebeneinander der zwei Kulturen als konfliktlos:

„Ja, klar, diese Frage kenne ich: „Bist du ein schweizerischer Jude oder ein jüdischer Schweizer?“ Das gibt es nicht für mich. Du kannst nicht eine Nationalität mit einer Religionszugehörigkeit vergleichen. Das geht nicht. Ich bin Schweizer, weil ich in der Schweiz lebe. Das kann man auch umkehren, das spielt überhaupt keine Rolle, das ist für mich genau dasselbe. Ob ich jetzt der jüdische Teil der Schweiz bin, oder der schweizerische Jude.“

(Interview 13, S. 10)

Bei der Frage nach der Dominanz einer Identität können sich die meisten Befragten nicht festlegen, oder sie bezeichnen den jüdischen Teil in ihrem Leben als vorherrschend. Die Tatsache, dass es beinahe allen Interviewpartnern und Interviewpartnerinnen wichtig ist, ihre jüdische Identität eines Tages ihren Kindern zu vermitteln, unterstreicht die Überlegenheit des jüdischen Identitätsanteils. Insbesondere da es allen Gesprächspartnern und –partnerinnen gleichgültig war ob ihre Kinder eines Tages Schweizer sind. Die Dominanz der jüdischen Identität hat unterschiedliche Ursachen: Es ist eine Minderheitenidentität, welche stärkeres Bewusstsein verlangt, Geschichte und Familie sind in dieser Ebene viel verwurzelter, und das Judentum kann in verschiedener Hinsicht den Alltag sehr prägen:

„Die Jüdische ist stärker, ja. Denn Nationalität ist nicht etwas Alltägliches, das ich erlebe. Das Jüdischsein schon. Das ist etwas, das ich mir täglich überlege, und schweizerisch zu sein, das ist einfach eine Tatsache.“

(Interview 4, S. 9)

Das Übergewicht der jüdischen Identität kann auch aus Mangel einer klaren Definitionsgrundlage der schweizerischen Identität hervorgerufen werden:

„Die jüdische ist wahrscheinlich stärker, denn ich weiss nicht wirklich, was die schweizerische Identität ausmacht. Ich lebe hier. Du weisst nur, was blau ist, wenn du andere Farben siehst. Ich sehe schon andere Sachen als die Schweiz, aber wenn ich in der Schweiz bin, dann ist vielleicht der Anti-Schweizer-Effekt grösser als ausserhalb. [...] Diese Leute, die immer auf die Schweiz und diesen ganzen ‚Gugus‘ pochen, die waren noch nicht mal im Welschland, oder haben nie dort gewohnt oder so. Sie sind weder schweizerisch noch sonst etwas, sie sind

Stadtzürcher, oder wo sie halt aufgewachsen sind. Aber Schweiz, das ist ein Gedankenkonstrukt, das sie im Kopf haben. Aber sie können noch nicht mal mit ihrem Nachbarn 300 km weiter reden. Von daher sehe ich mich nicht als schweizerisch. Ich habe in St. Gallen, in Zürich und in Genf gewohnt. Aber was hält das zusammen? Schweizerisch, was ist das überhaupt? Ich fühle mich sehr stark mit Zürich verbunden.“

(Interview 5, S. 12)

Viele sehen ihre Identität als Einheit zwischen schweizerischer und jüdischer Identität. Die jüdische Identität wird jedoch im Gegensatz zur schweizerischen stärker verinnerlicht und ist nicht ortsgebunden:

„Ja, wahrscheinlich ist es eine Mischung, aber gefühlsmässig mehr jüdisch, weil ich könnte in irgendeinem Land der Welt leben und ich bin trotzdem jüdisch. Das bin ich, das würde ich nicht aufgeben.“

(Interview 8, S. 6)

Die Frage nach der Gewichtung der Identitäten empfindet der 25-jährige Mann aus dem 2. Interview als konfliktreich, obwohl er einer der wenigen Befragten ist, welche die schweizerische Identität stärker empfindet:

„Das ist ein Konflikt. Aber aufgrund meiner gefällten Entscheidung, Schweizer zu bleiben, ist wohl die schweizerische Identität stärker. [...] Nein, ich fühle mich als beides. Ich bin eben jüdischer Schweizer. Oder ein schweizerischer Jude, oder wie man will. Ohne Betonung. [...] In der jetzigen Situation in der Schweiz, ist es kein Konflikt, weil ich mich hier wohl fühle. Aber es ist denkbar, dass wir uns auch ohne dass uns eine antisemitische Welle ergreift, weniger wohl fühlen könnten. Doch in der jetzigen Zeit habe ich gelernt mit beiden Identitäten zu leben, und es zerreisst mich nicht.“

(Interview 2, S. 10)

Der Prozess, die Entwicklung der Identitätsfindung zwischen schweizerischer und jüdischer Identität wird im 3. Interview eindrücklich beschrieben. Während der Befragte sich in seiner Jugend viel mehr schweizerisch als jüdisch fühlte und dementsprechend auch seinen Freundeskreis wählte, glichen sich diese beiden Ebenen im Laufe seiner Entwicklung immer mehr an. Eine eindeutige Abgrenzung wurde immer schwieriger:

„Heute ist es ganz anders, heute kann ich meine Identität nicht an einer Nationalität anhängen. Sicher fühle ich mich sehr wohl hier in Zürich, ich fühle mich auch heimisch. Andererseits hat die jüdische Kultur, das jüdische Denken eine stärkere Bedeutung für mich. Es interessiert mich mehr, ich will mehr darüber erfahren. [...] Nein, also Aarau, das ist keine Abwertung von Tel Aviv, aber ich habe noch nie im Leben solches Vertrauen erhalten wie in Aarau, und das kann man nicht... Aber diese Frage mit dem Pass, die kann ich nicht richtig beantworten. Für mich kann ich das nicht sagen, das gehört für mich irgendwie zusammen, so eine jüdisch-schweizerische Identität. Ich kann nicht sagen, für mich sei das eine wichtiger, ich kann mich von beidem nicht trennen. Das ist untrennbar. [...] Ich finde, da hat man gar keinen Einfluss darauf, da bist du einfach geprägt. Das musst du einfach akzeptieren, dass du sowohl als auch geprägt bist. Und dass du das nur in diesem Sinne nehmen kannst, du kannst es jetzt verformen, aber diese Wurzeln sind gesetzt. Die kannst du verleugnen – das habe ich früher gemacht, habe das andere hervorgehoben – aber wenn ich das jetzt umgekehrt machen würde, wäre das genauso falsch. Für mich als jüdisch erzogener Mensch, der in der Schweiz aufgewachsen ist, gehören diese beiden Elemente zu mir. Schweizerisch-jüdisch, das gehört zusammen. Und das geht sehr gut zusammen, da muss ich gar nicht das eine gegen das andere abwägen, das ist ein Miteinander.“

(Interview 3, S. 11/12)

Seine schweizerische Identität gewichtet er sehr stark, trotzdem ist es ihm gleichgültig ob seine zukünftige Ehefrau und seine Kinder Schweizer sein werden. Im Gegensatz dazu ist ihm die Religionszugehörigkeit seiner Partnerin bzw. Kinder sehr wichtig.

Die jüdische Identität ist im Individuum, in der Familie, Religion, Tradition, Kultur, Geschichte und im sozialen Umfeld verwurzelt. Die schweizerische Identität ist durch das geographische Umfeld, die Gesellschaft, Sprache, Mentalität und als Lebensraum in der Person verankert. Beides sind elementare Teile eines jeden Schweizer Juden bzw. einer jeden jüdischen Schweizerin. Die Mehrheit empfindet einen Identitätsanteil als prägnanter und wenige versuchen im Extremfall einen Teil des Selbst zu verneinen. Trotzdem bildet deren Einheit die Grundlage des Daseins. Die gleichzeitige Auseinanderhaltung und Integration der beiden Anteile ist nicht immer leicht, und oft entstehen daraus Spannungsfelder, Konflikte und ein Gefühl der Einsamkeit. Im abschliessenden Kapitel soll jedoch auf den Gewinn durch die Mehrkulturalität aufmerksam gemacht werden. Jede Person, die in mindestens zwei Kulturkreisen aufwächst, hat die Chance, diese Mannigfaltigkeit des Erlebens als persönliche Bereicherung zu erkennen und zu nutzen.

Bereicherung durch die bikulturelle Identität

In diesem Kapitel standen bisher Konfliktsituationen, welche die Befragten durch ihre bikulturelle Identität erlebten, im Vordergrund. In der abschliessenden Betrachtung der Interviews soll nun die Bereicherung einer Person durch ihr multikulturelles Sein hervorgehoben werden. Jede zusätzliche kulturelle Identität trägt zu einer Bereicherung der Persönlichkeit bei, sofern jeder dieser Teile akzeptiert wird. Durch die Auseinandersetzung und Konfrontation der verschiedenen Teile der eigenen Identität kann etwas Neues, Eigenes entstehen, vergleichbar mit dem kulturellen Austausch unter Völkern, welcher ebenfalls zu einem gegenseitigen Gewinn führen kann. In diesem Fall sind die beiden Parteien in einer Person vereint. Die einzelnen Elemente auseinander zu halten, jedes von ihnen als Teil des Selbst zu akzeptieren, und sie gleichzeitig zu einem Ganzen zusammenzufügen, ist eine sehr komplexe und schwierige Aufgabe. Durch die mehrfache kulturelle Identität werden Zugänge der Gefühlswelt, aber auch Denkweisen und Lebenshaltungen möglich, welche andere durch ihr unikulturelles Dasein nicht erleben können. Diese Bereicherung kann nur stattfinden, wenn die Person, im Sinne der Dialogik, beide Identitäten akzeptiert, auch Widersprüche und Konflikte in Kauf nimmt. Es führt zu keinem persönlichen Gewinn, wenn die beiden Identitäten gegeneinander ausgespielt werden, wenn die eine verleugnet oder zu Ungunsten der anderen überbewertet wird. Dieser Prozess der gleichzeitigen Akzeptanz beider Anteile ist sehr schwierig und meist Ergebnis langjähriger Kämpfe zwischen den beiden Komponenten. Der persönliche Gewinn einer Person, die multikulturell aufwächst, wird im 2. Interview beschrieben:

„Man ist irgendwie reicher, man hat mehr. Es gibt auch andere Möglichkeiten, einen Gewinn zu haben, das muss nicht das Jüdischsein sein. Aber durch das Jüdischsein habe ich ganz sicher auch einen Gewinn. Ich habe auch manchmal das Gefühl, in zwei Kulturen aufgewachsen zu sein. Dadurch dass man multikulturell aufwächst, ist man sicher auch offener gegenüber anderen Kulturen. Gerade im Vergleich zu einem Durchschnittsschweizer habe ich den Eindruck, offener und toleranter zu sein.“

(Interview 2, S. 18)

Eine zusätzliche Lebensebene, welche durch das Leben in zwei Kulturen entsteht, beschreibt ein 26-jähriger Interviewpartner:

„Ja, immer wenn ich an jüdischen Parties bin, sehne ich mich nach nichtjüdischen Parties und umgekehrt. Ich bin froh, dass ich beides habe. Es ist eigentlich ein gutes Gefühl, immer das As im Ärmel zu haben. Es gibt noch andere Möglichkeiten. Ausländer haben das auch, so ein Verband türkischer Studenten zum Beispiel. Es ist einfach eine geschenkte Lebensebene mehr.“

Ohne dass das eine oder das andere hervortritt. [...] Nein, wie gesagt, ich sehe das als etwas Positives, als eine neue Ebene, welche ich dadurch habe. Im übrigen habe ich das Gefühl, anstatt immer von der jüdischen Intelligenz und den Nobelpreisen zu reden, sollte man mehr das beachten, dass konsequent noch eine Ebene mehr das ganze Leben lang vorhanden ist, von der man nicht wekommt, die einem sehr viel gibt.“

(Interview 7, S. 6/7)

Das Jüdischsein kann auch als Bewusstseinsweiterung erkannt werden. Im zehnten Interview wird dabei die multikulturelle und nicht die religiöse Zugehörigkeit unterstrichen:

„So wie ich es jetzt lebe, und wie ich es bisher erlebt habe, kann ich nicht klagen, ja. Es ist sicher eine Bereicherung. Was es mir sicher gebracht hat, ist eine Sensibilität auf Minderheiten, dass ich mich besser einfühlen kann in andere Minderheiten. Das ist eine grosse Erweiterung. Aber von der Religion her ist es mir gleich. Ob man in die Kirche oder in die Synagoge geht, das wäre mir eigentlich gleich. Aber generell ist es sicherlich eine Bereicherung. Auch von der Gesellschaft her, die man kennen lernen kann. Und ich glaube es ist vor allem für das Bewusstsein erweiternd, wobei man könnte sich vielem bewusst sein, ohne dabei jüdisch zu sein.“

(Interview 10, S. 20)

Abgesehen von der neuen Lebensebene und Bewusstseinsweiterung vermittelt das multikulturelle Erleben eine deutlich umschriebene Identität und ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl:

„Vielleicht, dass ich mich mehr jüdisch fühle, als sich ein Durchschnittsschweizer christlich fühlt. Ich kann mich mehr irgendwo zugehörig fühlen, als irgendein anderer. [...] Das gibt natürlich auch mehr Sicherheit in der eigenen Entwicklung. Das ist natürlich ein Vorteil. Ein anderer Vorteil ist, ein weiteres Feld zu haben, in dem man sich auskennt, nicht nur in der Schweiz und im Nachbardorf. Auch vielleicht allgemein mehr Interesse gegenüber anderen Kulturen zu haben. Es interessiert mich zum Beispiel sehr, was der Islam ist. Und eben dieses Gefühl, sich als Minderheit zu fühlen, gibt vielleicht auch mehr Verständnis für andere Ausländer hier. Wobei auch dies wieder nur begrenzt, denn finanziell ist es uns ja nie schlecht gegangen.“

(Interview 11, S. 18)

Die Notwendigkeit der Wahrnehmung aller Identitäten und den Mut diese zu leben anstatt zu unterdrücken, beschreibt der siebzehnte Gesprächspartner. Er vergleicht das Erleben der drei

Identitäten in sich mit einem Kaleidoskop, welches sich in der Wahrnehmungsstärke immer verändert – die jüdische Identität nimmt er jedoch als Grundtenor in seinem Leben wahr:

„Es waren drei Identitäten, aber weisst du, es ist so wie ein Kaleidoskop, einmal war die eine Identität stärker, einmal die andere. Jüdischsein ist immer ein bisschen ein Grundtenor, weil ich das Jüdischsein nie als Widerspruch zum Schweizerischen empfunden habe, eher noch Amerika. Wenn ich in Amerika gewesen bin, vor und nach den Sommerferien, war ich der vielleicht patriotischste Amerikaner. Und ich habe mich immer hundeelend gefühlt, wenn wir wieder zurück in die Schweiz gekommen sind, denn Amerika, das war für mich das Paradies auf Erden, da wurde ich verwöhnt von links und rechts. Das hatte auch mehr damit zu tun, dass das Ferien waren. Ja, das waren schon drei Strömungen, die immer ein bisschen gewechselt haben, immer ein bisschen anders, immer andere Zusammensetzungen und Verhältnisse.“

(Interview 17, S. 22/23)

Für ihn ist dies kein Konflikt, welcher nach Lösungen verlangt:

„Von mir aus gesehen gibt es da keine Lösung. Es ist einfach so, dass situativ bedingt das eine oder das andere überwiegt. Das hat auch mit der Politik zu tun. Wenn Amerika jetzt wieder ein Ei legt, oder etwas Grauenhaftes vorkommt, dann habe ich Mühe damit. Ich trenne schon länger zwischen der Politik eines Landes und den mehr grundsätzlichen Dingen an einem Land. Auch Amerika habe ich eine Zeit lang völlig unreflektiert betrachtet, einfach so: geil, Amerika! Irgendwann habe ich mich extrem viel mit den Indianern befasst, weniger wissenschaftlich, ich habe einfach diese Indianerbücher verschlungen, und auch von der Pfadi her, ich habe mich total mit den Indianern identifiziert. Ich hatte ein völlig romantisertes Bild von den Amerikanern. Als ich dann von dem Völkermord der Amerikaner an den Uramerikanern erfahren habe, da habe ich langsam Probleme damit bekommen, dass das Bild von Amerika nicht so glänzend ist. Und auch da bin ich irgendwann zum Schluss gekommen, auch dort gibt es schwarze Flecken, und damit muss ich irgendwie umgehen können. Aber ich kann mich trotzdem sehr wohl fühlen in Amerika, und ich kann trotzdem einen starken Teil meiner Identität für Amerika haben, aber gleichzeitig sagen, das und das ist eine absolute Schweinerei, und ich unterschreibe, dass das eine Schweinerei ist. Es ist nicht immer entweder oder. Es ist eigentlich eine banale Einsicht, aber es ist eine Einsicht, die ich mir erst erarbeiten musste. In allen drei Bereichen.“

(Interview 17, S. 23)

Die drei Strömungen sind nicht ein entweder oder, sondern ein sowohl als auch, ein Miteinander:

„Ja. Wenn ich erfahre, was die Schweiz im Zweiten Weltkrieg abgelassen hat, kann ich mich nicht deswegen nicht mehr als Schweizer fühlen. Aber das ist ein Prozess, den du als Kind erst durchmachen musst. Aber dazu brauchst du ein Wissen, dazu musst du dich informieren, musst dich einarbeiten und ein differenzierteres Bild haben. Wenn du das nicht hast, dann fällst du schnell in ein entweder oder. Mit dieser Entwicklung – ich will nicht sagen, dass das der Weisheit letzter Schluss ist – oder mit dieser Phase oder mit diesem vorläufigen Schluss fühle ich mich sehr wohl. Ich kann sehr flexibel mit irgendwelchen neuen Entwicklungen umgehen, weil ich mich grundsätzlich mit allen drei Strömungen sehr wohl fühle und das grundsätzlich nicht mehr als widersprüchlich empfinde. Das sind drei Teile in mir drin, und ich denke, ich muss es aufgeben, mich hundertprozentig irgendwo zu Hause zu fühlen. Ich werde mich nie hundertprozentig jüdisch fühlen. Und ich werde mich schon gar nie hundertprozentig amerikanisch fühlen, und auch nie hundertprozentig schweizerisch, sondern das sind einfach drei Grundströmungen in mir, die mich auch glücklich machen. Ich bin auch stolz darüber, auf alle drei, bin ich sehr stolz, dass ich das habe. Ich bin stolz darauf, jüdisch zu sein. Ich bin wirklich sehr froh, Schweizer zu sein, mit all diesen Privilegien, mit denen ich hier aufwachsen durfte. Und ich bin sehr stolz, dass ich auch einen amerikanischen Teil habe. Und nichtsdestotrotz gibt es in allen drei Bereichen Dinge, die ich verabscheue, die ich problemlos verurteilen kann, die aber diesen drei Grundidentitäten keinen Abbruch tun.“

(Interview 17, S. 23/24)

Jüdische Schweizer wie auch Schweizer Jüdinnen vereinen in ihrer Person mindestens zwei Kulturen, nicht selten kommen durch die Herkunft der Eltern weitere Kulturformen hinzu. Diese Strömungen, gleichgültig ob religiös, kulturell, familiär, sozial, geschichtlich oder geographisch bestimmt, sind Teilidentitäten des Individuums und stellen in ihrer Gesamtheit die einzigartige Identität der Person dar. Das Miteinander dieser Anteile ist für das Individuum oft problematisch. Kinder haben jedoch die Fähigkeit, diese Elemente auf natürliche Weise zu integrieren und zu leben. Die starren und wertenden Anforderungen der Erwachsenen führen jedoch oft zu einer Überforderung der Kinder. Sie lösen diese Konflikte mehrheitlich durch die Betonung eines spezifischen Identitätsanteils und die Unterdrückung der restlichen Form. Im Jugendalter werden sich die Heranwachsenden dieser Schwierigkeit immer mehr bewusst. Die bereits ohne diese zusätzlich multikulturelle Ebene schwierige Phase der Identitätssuche verläuft oftmals in einem Prozess, in welchem verschiedene Haltungen und Extreme ausprobiert werden. Der Einfluss wie auch die Loslösung von elterlichen Vorstellungen sind prägend, und die Konflikte werden oft als Bedrohung und Belastung erlebt. Im Laufe der Entwicklung scheinen die Menschen die Tatsache verschiedener Teilidentitäten immer mehr zu akzeptieren, auch wenn das Miteinander z.T. widersprüchlicher Identitäten sehr schwierig verläuft, zu Konflikten und Ersatzidentitäten oder

anderen Scheinlösungen führen kann. Der Lösungsweg ist sehr individuell. Die Akzeptanz der Widersprüchlichkeit der einzelnen Teile, wie auch die Entscheidungsfähigkeit und Entschlossenheit, das eigene Leben auf eine bestimmte Weise zu leben, sind eine grosse Herausforderung. Diejenigen, welche sich dieser Aufgabe stellen, erhalten jedoch die Chance, die Vielfältigkeit des Daseins zu erleben, und das eigene Bewusstsein zu bereichern.

7.2.2 Analyse der Fragebogen

Schweizerische Identität

Die Analyse der Interviews ergab eine individuelle Betrachtungsweise der Einstellungen und Gefühlswelt der Befragten. In der Analyse der Fragebogen sollen hingegen allgemeine Tendenzen statistisch erfasst werden. Das Resultat dieser Stichprobe ist nicht repräsentativ für die gesamte jüdische Bevölkerung der Schweiz. Trotzdem lassen die Ergebnisse der Untersuchung Tendenzen bestimmen, wie die Mehrheit der Schweizer Juden und Jüdinnen bezüglich gewisser Fragestellungen denken und fühlen. Den 70 Männern und Frauen wurden drei Fragen zu ihrer Schweizerischen Identität gestellt:

1. Empfanden Sie die Schweiz in Ihrer Jugend als Ihre Heimat?
2. Wie sehr fühlten Sie sich in Ihrer Jugend der Schweiz zugehörig?
3. Was verband Sie während Ihrer Jugend mit der Schweiz?

Die Resultate der ersten Fragestellung nach dem schweizerischen Heimatgefühl sind in der Abbildung 13: Schweiz als Heimat (S. 295) dargestellt. Beinahe drei Viertel (51 Personen) betrachten die Schweiz als ihre Heimat, nur 26% (19 Personen) können sich mit der Schweiz überhaupt nicht identifizieren und distanzieren sich von dieser.

Die Frage nach der Zugehörigkeit zur Schweiz zeigt ein etwas differenzierteres Bild über die Stärke der Nähe, welche die Befragten während ihrer Jugendzeit zu ihrem Wohnort empfanden. Die Abbildung 14: Zugehörigkeitsgefühl zur Schweiz (S. 295) veranschaulicht, dass nur 20% der Befragten (14 Personen) ein starkes Zugehörigkeitsgefühl gegenüber der Schweiz empfinden. Die Mehrheit (46%, 32 Personen) fühlt sich ziemlich zugehörig, 30% (21 Personen) empfinden sich nur in geringem Masse als Teil ihres Landes, und 4% (3 Personen) erleben sich als fremd im eigenen Lande. Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass der Heimatbegriff sehr unterschiedlich aufgefasst werden kann, ein Land kann als Heimat empfunden werden, auch wenn das Zugehörigkeitsgefühl geschwächt ist.

Zusätzlich interessierte die Frage, welche Anhaltspunkte eine Verbindung zum Land schaffen. Dabei konnten die Befragten mehrere Motive im Fragebogen ankreuzen. Als meistgenanntes verbindendes Element (34%, 51 Personen) zur Schweiz wird die Familie genannt - Eltern, Geschwister und andere Verwandte, welche hier leben und wichtige Bezugspunkte darstellen. Nicht nur die Familie, sondern das gesamte soziale Feld (28%, 43 Personen), wie Freunde und Schulkameraden sind stark verbindende Komponenten. Hingegen werden kulturelle (14%, 22 Personen), wirtschaftliche (13%, 20 Personen) und politische (11%, 16 Personen) Motive viel seltener und ungefähr in gleichem Masse erwähnt. (Abbildung 15: Verbindungsmotive zur Schweiz, S. 295)

Einige Männer und Frauen erwähnen zusätzlich die Sprache, die Natur und die Landschaft als Verbindungsglieder zur Schweiz. Wenige betonen, dass es das Land sei, in welchem sie „zufällig“ geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen sind, ansonsten verspüren sie jedoch keine Nähe zum Geburtsort, und wissen noch immer nicht, wohin sie gehören. Andere vertreten die gegenteilige Haltung und heben hervor, dass sie Schweizer wie alle anderen, jedoch mit einer anderen Religionszugehörigkeit sind.

Die untersuchten Personen wurden ferner gefragt, ob es ihnen wichtig sei, eine Beziehung mit einem Schweizer Partner/Ehemann bzw. einer Schweizer Partnerin/Ehefrau einzugehen und ihren zukünftigen Kindern die schweizerische Identität weiterzugeben. Die Ergebnisse vermitteln ein sehr klares Bild: Für die Mehrheit der jüdischen Männer und Frauen hat eine jüdische Beziehung und vor allem die Weitergabe der jüdischen Identität an die Kinder einen sehr hohen Stellenwert, im Gegensatz dazu scheint die schweizerische Identität eines möglichen Partners, einer möglichen Partnerin und diejenige zukünftiger Kinder für die überwiegende Mehrzahl gleichgültig zu sein. Aus der Fragebogenuntersuchung lassen sich keine Zahlen über die Gewichtung der einzelnen Identitätsanteile innerhalb des Individuums errechnen – die Ergebnisse der letzten Fragestellung verdeutlichen jedoch, dass die jüdische Identität eine stärkere Gewichtung und Bedeutung für die Personen einnimmt, als die schweizerische Identität.

Antisemitismus in der Schweiz

In den Interviews wurde der Antisemitismus mehrheitlich als existent, aber nicht als persönliche Bedrohung wahrgenommen. In der Fragebogenuntersuchung wurden die Betroffenen ebenfalls nach antisemitischen Erlebnissen befragt, es standen keine vorgegebenen Antwortmöglichkeiten zur Verfügung, sondern die Befragten beschrieben ihre Erfahrungen.

Die Antworten wurden nachträglich in drei Kategorien zusammengefasst, zum einen in verbal erlebten Antisemitismus, welcher in häufig oder selten erlebten Beschimpfungen, Anspielungen, Sticheleien, Witzen, Ausgrenzungen und Vorurteilen manifest wurde. Die zweite Kategorie umfasst vor allem körperliche, aber auch massive verbale antisemitische Ausschreitungen und Auseinandersetzungen. Die dritte Gruppe umfasst diejenigen Berichte, welche keinerlei antisemitischen Erlebnissen, zumindest nicht die eigene Person betreffend, beinhalten. Die Ergebnisse sind in der Abbildung 16: Antisemitische Erlebnisse (S. 296) zusammengefasst.

Die Mehrheit der Befragten kamen in unterschiedlicher Form und Ausprägung mit Antisemitismus in Kontakt, lediglich 27% (19 Personen) blieben davon verschont. 10% (7 Personen) erzählen von schwerwiegenden Übergriffen. Ein junger Mann berichtet, wie er nach der Turnstunde von mehreren Skinheads dermassen brutal zusammengeschlagen wurde, dass sein Trommelfell platzte – Polizei, Schule, sogar die Israelitische Gemeinde verharmlosten den Vorfall, und die Täter wurden freigesprochen. 63% der befragten Männer und Frauen (44 Personen) erlebten antisemitische Beschimpfungen, Hänseleien und Spott, sie waren mit Vorurteilen konfrontiert, oder die Ausführung ihrer religiösen Pflichten (z.B. Urlaub für Feiertage...) wurde ihnen erschwert. Knapp die Hälfte unterstreicht jedoch, dass dies einzelne Vorfälle waren oder nur selten vorkamen. Auch wenn antisemitische Begebenheiten nicht zum Alltag eines jüdischen Menschen in der Schweiz gehören und sein Leben nicht in bedeutsamen Masse einschränken, sind verschiedene Formen des Antisemitismus ein verbreitetes Phänomen und zwingen die jüdische Bevölkerung, sich damit auseinander zu setzen.

Im Fragebogen wurde zusätzlich die Frage gestellt, wie die Betroffenen in der Jugend auf Antisemitismus reagierten. Die Befragten hatten die Möglichkeit, mehrere der drei vorgegebenen Antworten (Rückzug, keine Reaktion, Gegenwehr) anzukreuzen und weitere Reaktionsmöglichkeiten aufzuführen.

Die Auswertungen der Angaben belegen (siehe Abbildung 17: Reaktion auf Antisemitismus, S. 296), dass 61% der befragten Männer und Frauen (43 Personen) während ihrer Jugendzeit mit Gegenwehr auf antisemitische Angriffe reagierten. Sie verteidigten sich vor allem auf verbaler Ebene, versuchten zu erklären und leisteten Aufklärungsarbeit, um Vorurteilen entgegenzutreten. Eine viel geringere Anzahl, 16% (11 Personen), reagierte mit Rückzug. 23% (16 Personen) zeigten keinerlei Reaktion, wobei einige erklärten, dass sie je nach Situation unterschiedlich handelten: in einer gefährlichen Lage oder bei nicht existierender Diskussionsgrundlage zogen sie sich zurück

oder ignorierten die Attacken, wenn jedoch eine Möglichkeit sich zu erklären gegeben war, dann leisteten sie in unterschiedlicher Form Widerstand. Die Reaktionsweisen können sich während der Entwicklung auch verändern. Drei Befragte berichten, dass sie in jungen Jahren eher ängstlich agierten oder nicht realisierten, was die Anspielungen bedeuteten. Erst mit der Zeit lernten sie, den Provokationen selbstsicherer und bewusster gegenüber zu treten.

Die bisherigen Untersuchungen bezogen sich auf Gegebenheiten und auf die darauffolgenden Reaktionen. Zum Schluss interessiert die Frage nach Emotionen, welche antisemitische Erlebnisse bei den einzelnen auslösten. Die Befragten beschrieben, welche Gefühle sie in ihrer Jugend bei antisemitischen Handlungen und Äusserungen empfanden. Sie hatten wiederum die Möglichkeit, mehrere der 5 vorgegebenen Antworten zu wählen, und weitere Gefühle niederzuschreiben.

Die Grafik Abbildung 18: Emotionen bei Antisemitismus (S. 296) verdeutlicht, dass die Vielzahl der Männer und Frauen (74%, 52 Personen) ein Gefühl der Wut bei Antisemitismus empfand. 24% (17 Personen) beschrieben ihre Emotionen mit Angst oder Stolz, und nur 6% (4 Personen) fühlten Scham und 3% (2 Personen) Gleichgültigkeit. Beinahe 90% der Befragten (15 Personen), welche das Gefühl der Angst beschrieben und etwa 75% (13 Personen) welche das Gefühl des Stolzes erlebten, empfanden gleichzeitig auch Wut. Die Emotion der Angst wurde zu 30% (5 Personen) gemeinsam mit Stolz erfahren. Als weitere Emotionen wurden Gefühlsäusserungen der Trauer, Betroffenheit, ein Gefühl der Ohnmacht, Verletztheit und Frustration erwähnt. Tatsache ist, dass Antisemitismus sehr viele unterschiedliche Gefühle auslöst. Dieser kann zu Aggression führen, aber auch das jüdische Bewusstsein z.B. in Form des Stolzes auf die eigene Identität stärken. Antisemitismus kann Angst erzeugen, welche das jüdische Selbstbewusstsein jedoch nicht schwächen muss. Nur wenige nannten die Emotion der Scham; eines der Hauptziele des Antisemitismus, die Herabsetzung des Selbstwertgefühls der Juden, scheint somit nicht erreicht worden zu sein.

In den Interviews wurde der Eindruck vermittelt, dass Antisemitismus in der Schweiz ein sekundäres Problem sei, die Fragebogen zeigen hingegen ein etwas anderes Bild. Eine Vielzahl der Befragten war in unterschiedlichem Ausmass und in verschiedener Form in ihrem Leben mit Antisemitismus konfrontiert. Die Überzahl erlebte „nur“ leichtere verbale Auseinandersetzungen, doch waren immerhin beinahe 10% massiven handgreiflichen oder mündlichen Übergriffen ausgesetzt und erlebten einen enormen Leidensdruck. Die Fakten geben keinen Grund zur Hysterie, im allgemeinen scheint die jüdische Bevölkerung in der Schweiz ihre Religion bezüglich

antisemitischer Bedrohung relativ frei ausleben zu können. Trotzdem sind Beschimpfungen, Vorurteile, Spott und Ausgrenzungen keine Seltenheit. Gerade in der heutigen Zeit, in welcher Antisemitismus und aggressiver „Anti-Israelismus“ sich stark verbreiten, antisemitische und rassistische Angriffe allgemein immer häufiger werden, und die Angst davor zunimmt, ist es dringend erforderlich, dass auf politischer Ebene aktiv etwas gegen diese Strömungen unternommen wird und das Erziehungssystem durch Aufklärungs- und Integrationsarbeit dem Rassismus entgegenwirkt. Die Gesellschaft muss sich der Problematik bewusst werden und den Mut aufbringen, dagegen anzutreten, und die Betroffenen müssen lernen, wie sie am besten agieren und sich wehren können.

Konflikte und deren Bewältigungsstrategien

In der Literaturbesprechung, aber auch in der Analyse der Interviews wurden mögliche Konfliktfelder, welche durch die jüdische und allgemein bikulturelle Identität entstehen können, sowohl theoretisch wie auch durch persönliche Sichtweisen der Befragten besprochen. In der Analyse der Fragebogen wird diese Thematik erneut aufgegriffen, jedoch stehen inhaltlich eher allgemeine Tendenzen und quantitative Aspekte im Vordergrund.

Die 70 Männer und Frauen, welche den Fragebogen ausfüllten, wurden gefragt, welche Konflikte sich für sie in ihrer Jugend durch ihre doppelte Identität als Jude/Jüdin und Schweizer/Schweizerin ergaben, und ob sie mögliche Lösungen zur Bewältigung fanden. Die Befragten sollten ihre Erfahrungen in 6 Kategorien niederschreiben:

1. Konflikte in der Schule
2. Konflikte in der Lehre/Arbeit
3. Konflikte in der Familie
4. Konflikte im Freundeskreis
5. Konflikte in Beziehungen
6. Sonstige Konflikte (z.B. im Militär)

1. Konflikte in der Schule

Die Befragten äusserten sich doppelt so häufig zu Konflikten in der Schule wie zu anderen Konfliktebenen. 29 Personen berichteten von Konflikten, welche existent und belastend waren, jedoch keinen grundsätzlichen Leidensdruck auslösten. Die Kontroversen entstanden vor allem durch das Anderssein, durch die Sonderstellung als religiös praktizierende Juden (koscher essen, Fehlen am „Schabbat“ und an den Feiertagen in der Schule), durch Diskussionen bezüglich der

israelischen Politik und durch die Ignoranz oder Unwissenheit der Mitschüler gegenüber dem Judentum. Eine relativ geringe Anzahl (9 Personen) erzählte von schwerwiegenden antisemitischen Auseinandersetzungen, von der Furcht vor Gespött und Angriffen, von Ausgrenzung und Isolation, von grossem inneren Leidensdruck durch die Aussenseiterrolle und von einer psychischen Überforderung durch die doppelte Identität. 14 Personen berichteten, dass sie keinerlei Konflikte erlebten, sondern häufig viel Verständnis und Entgegenkommen von der Lehrerschaft und den Kameraden erfuhren.

2. Konflikte in der Lehre/Arbeit

Während in den Interviews Konflikte vor allem in der Arbeitswelt und weniger während der Schulzeit geschildert wurden, war es bei den Antworten in den Fragebogen umgekehrt. Nur wenige Personen (18) nannten antisemitische Vorfälle in der Arbeit. Ein Drittel von ihnen betonte, dass sie keinerlei Konflikte in der Ausbildung und im Beruf erlebten, während die Übrigen kleinere Begebenheiten niederschrieben, wie beispielsweise die Sonderstellung, die Schwierigkeit bei der Dispens von Feiertagen oder Diskussionen um die israelische Politik. Niemand berichtete jedoch von schwerwiegenden antisemitischen Übergriffen oder gravierenden innerpsychischen Konflikten.

3. Konflikte in der Familie

Etwa die Hälfte der Befragten berichtet von Kontroversen innerhalb der Familie. Bei der Analyse fällt auf, dass die Konflikte, sowohl auf der direkten Konfrontationsebene mit den Eltern, als auch in Form von psychischem Stress und Druck innerhalb der Person, häufig als schwerwiegend und belastend beschrieben werden. Gravierende Auseinandersetzungen erfolgten bei 15 Befragten vor allem durch unterschiedliche Auffassungen und Bedürfnisse bezüglich der Religionsausführung zwischen Eltern und Kindern. Bei einigen stand das Bedürfnis, die Religion in konsequenterer Weise als ihre Eltern zu praktizieren im Vordergrund. Andere distanzierten sich von der Religion und konnten den Erwartungen der Eltern, welcher als Druck beschrieben wurde, nicht gerecht werden. Als zweites grosses Spannungsfeld wird die Thematik nichtjüdischer Beziehungen genannt, was bei den Eltern zu Unverständnis und Ablehnung führte. Als weniger erdrückend, aber als weiteres Konfliktpotential erwähnen einige Schweizer Juden und Jüdinnen die inkonsequente Haltung der Eltern: Diese führen ein assimiliertes Leben, setzen jedoch gleichzeitig hohe Ansprüche an die Kinder bezüglich Religion und jüdischem Umfeld. Diese Inkonsequenz, aber auch eine mögliche Betonung beider Identitäten, erschwert eine Identitäts-Orientierung des

heranwachsenden Jugendlichen. Lediglich fünf Leute unterstrichen, dass es in ihrer Jugendzeit zu keinerlei Spannungen innerhalb der Familie bezüglich ihrer doppelten Identität und Religionszugehörigkeit kam.

4. Konflikte im Freundeskreis

Spannungen im Freundeskreis wurden ebenso häufig wie Auseinandersetzungen in der Familie erwähnt. Im Unterschied zur Familie verläuft die Beschreibung der Kontroversen mehrheitlich weniger gravierend. Nur 2 Personen nennen schwerwiegende Konflikte in Form von starken Konfrontationen oder grossem innerpsychischem Stress. Eine Vielzahl erwähnte Meinungsverschiedenheiten bezüglich der israelischen Politik, allgemeine Unwissenheit, Ignoranz und Unverständnis gegenüber dem Judentum und dessen religiösen Praktiken. Das Einhalten von religiösen Gesetzen kann zu sozialen Schwierigkeiten (koscher Essen bei Einladung...), aber auch zu einem Gefühl von Ausgrenzung führen. Dieses Gefühl kann Folge einer tatsächlichen Diskriminierung durch die Gesellschaft sein, oder aber als subjektive Wahrnehmung, ohne konkreten äusseren Anlass, von der betroffenen Person erlebt werden. Nur 2 Personen beschreiben Kontroversen innerhalb ihres jüdischen Freundeskreises: ein junger Mann fühlte sich im religiösen Jugendbund ausgeschlossen, da er weniger orthodox war und so als „Schweizer“, quasi als „Christ“ abgestempelt wurde, und eine junge Frau erwähnte die intolerante Haltung jüdischer Freunde gegenüber ihrem nichtjüdischen Freund. Eine Minderheit erklärte, dass sie in ihrem Freundeskreis keinerlei Konflikte hatte, sei dies, weil sie ausschliesslich in jüdischer Gesellschaft verkehrten, oder die nichtjüdischen Freunde ihnen gegenüber sehr viel Entgegenkommen und Verständnis zeigten.

5. Konflikte in Beziehungen

Die Problematik bezüglich Beziehungen zu nichtjüdischen Partnern und Partnerinnen wurde in den Interviews stark gewichtet und schien für viele sehr belastend zu sein. In der Fragebogenuntersuchung vertieften wenige diese Thematik, nur 13 Personen beschrieben die Schwierigkeiten, welche sich daraus für sie in ihrer Jugend ergaben. Die Probleme lassen sich in drei Bereiche gliedern: Als erstes wird das Unverständnis des nichtjüdischen Partners bzw. der nichtjüdischen Partnerin gegenüber religiösen Praktiken und Traditionen, wie auch bezüglich der Solidarisierung mit dem Staat Israel, erwähnt. Als weiteres Spannungsfeld wurde die Intoleranz der Eltern, aber auch des jüdischen Freundeskreises angegeben. Und zuletzt wirkte der innere Konflikt, die Kinder jüdisch erziehen zu wollen und gleichzeitig eine Partnerschaft mit einem nichtjüdischen Menschen einzugehen, belastend. Einige lösten diese potentiellen Probleme, indem sie sich

ausschliesslich jüdische Freundschaften suchten oder zumindest nur jüdische Partnerschaften eingingen.

6. Sonstige Konflikte (z.B. im Militär)

In der Kolumne „Sonstige Konflikte“ konnten die Befragten weitere, bisher nicht erwähnte Spannungsfelder aufführen. Am meisten beschäftigte die Situation im Militär. 7 Personen sprachen dieses Thema an: Fünf Männer wurden im Militär mit starker Aggression und Intoleranz konfrontiert, einer beschrieb Schwierigkeiten, die jedoch beseitigt werden konnten. Ein Mann traf auf grosses Entgegenkommen bezüglich der Einhaltung jüdischer Gesetze. Streitigkeiten gab es vor allem durch die Weigerung von Vorgesetzten, den Betroffenen an den hohen Feiertagen eine Dispens zu erteilen, durch Ausgrenzung („keine richtigen Schweizer“), antisemitische Parolen („KZ“ = Krankenzimmer; „gestampfter Jude“ = Fleischkäse..) und allgemein antisemitischer Stimmung.

Weitere Belastungen wurden in einem allgemeinen Gefühl des Andersseins, in der Furcht vor rechtsextremistischen Bewegungen und durch die erschwerte Ausführung der jüdischen Gesetze in der Schweiz (koscher essen..) beschrieben. Eine Frau, welche im Tessin aufwuchs, war als Jüdin in zwei Restaurants nicht erwünscht. Manche unterstreichen aber auch, dass sie sich in der Schweiz als Jude/Jüdin voll akzeptiert und respektiert fühlen, und die doppelte Identität für sie keine Belastung, sondern eine Bereicherung darstellt.

Die Fragebogenteilnehmer und -teilnehmerinnen wurden abschliessend gefragt, ob sie Lösungen zur Bewältigung der Konflikte gefunden hätten. Der meistgenannte Weg bei fast allen möglichen Konfliktfeldern war das Gespräch. Dieses beinhaltete den Versuch, in der Schule, bei der Arbeit, im Freundeskreis und in Beziehungen Aufklärungsarbeit zu leisten, die eigene Position bezüglich Israel und Religion verständlich zu machen, Vorurteile abzubauen und Wissen zu vermitteln. Andere gingen den gegensätzlichen Weg und vermieden heikle Themen, wie beispielsweise die Kontroversen um Israel. Viele fanden hingegen keinen „Schlüssel“, um die Spannungen mindern zu können. Als wichtige Voraussetzung zur Bewältigung der Probleme erwähnten die Befragten ein stärkeres Selbstverständnis und eine grössere Selbstsicherheit im eigenen Jüdischsein. Zudem unterstrichen sie die Notwendigkeit eines selbstbewussten Auftretens, aber auch die Bedeutung der Offenheit gegenüber Anderen. Der Auseinandersetzung mit dem eigenen Anderssein, aber auch die Einsicht, dass es unterschiedliche Meinungen geben darf, schätzten sie als wichtige Voraussetzung für die Bewältigung bikultureller Kontroversen ein. Die Lösungsvorschläge innerhalb der Familie unterschieden sich etwas von den anderen Bereichen. Das Gespräch ist auch hier eine wichtige

Basis, um Auseinandersetzungen zu mildern. Einige betonten jedoch, dass nur eine radikale Abgrenzung von den Eltern zum inneren Frieden führe. Wiederum andere versuchten die Eltern zu beruhigen, zogen sich zurück, verheimlichten oder sahen keinen anderen Weg, als sich ihnen schlussendlich anzupassen. Die Mehrheit der Befragten war sich jedoch darüber einig, dass nur durch eine tolerante und respektvolle Haltung von beiden Parteien eine Annäherung möglich sei.

Abschliessend muss gesagt werden, dass Schweizer Juden und Jüdinnen ihre Religion in der Schweiz frei leben können, und die Vielzahl der jüdischen Bevölkerung die Schweiz als ihr Zuhause empfindet. Die geringe Anzahl der Juden und Jüdinnen in der Schweiz führt einerseits zur Begrenzung der Vielfalt religiöser Institutionen, andererseits entstehen dadurch Probleme in der Wahl des jüdischen Freundeskreises, und vor allem in der Partnerwahl. Zudem können Unwissenheit, Intoleranz und Antisemitismus der Umwelt zu Konflikten führen. Eine weitere grosse Schwierigkeit, welche in dieser Arbeit nicht ausführlich erwähnt werden konnte, liegt im innerjüdischen Spannungsfeld. Intoleranz, aber auch konservatives und ängstliches Verhalten verhindern oftmals die gegenseitige Unterstützung. Die innerjüdische Ausgrenzung beispielsweise der liberalen Richtungen führt zu Spaltungen innerhalb der jüdischen Gesellschaft. Die Konsequenz ist eine Schwächung des jüdischen Lebens im allgemeinen und gegenüber der Öffentlichkeit. Hinzu kommt eine Verkleinerung der jüdischen Gemeinschaft durch Abwanderung oder durch fehlende Präsenz jüdischer Menschen im jüdisch-sozialen Leben, aber auch ein Gefühl der Heimatlosigkeit innerhalb der jüdischen Gesellschaft. Nur durch gegenseitige Toleranz, Achtung und gemeinsames Handeln innerhalb der Minderheitengesellschaft, aber auch durch Respekt und Unterstützung durch die Umwelt, wird es einer Minderheit möglich, sich kreativ zu entfalten und sich in einer positiven Weise zu entwickeln.

8 DISKUSSION

Nachdem die Befunde der Untersuchungen vorgestellt und theoretische Hintergründe präsentiert wurden, werden abschliessend in diesem Kapitel nochmals die grundlegenden Fragen dieser Arbeit diskutiert: Wie lässt sich die Identität von Schweizer Juden und Jüdinnen beschreiben – inwiefern unterscheidet sich diese von Bewohnern eines anderen Landes? Wie geht die Schweiz mit ihrer jüdischen Bevölkerung um? Welche Konflikte entstehen in dieser Konstellation, und was sind entsprechende Bewältigungsstrategien? Die Antworten auf diese Fragestellungen geben einen Einblick auf die heutige Situation der jüdischen Bevölkerung in der Schweiz. Sie zeigen jedoch nur Tendenzen auf, die eine individuelle Betrachtung der einzelnen Schicksale nicht ersetzen können.

Was kennzeichnet die jüdische Identität in der Schweiz?

Die Ermittlung des jüdischen Anteils der Identität eines Schweizer Juden, einer Schweizer Jüdin wird, wie überall in der Welt, durch das Fehlen einer klaren Definition erschwert. Jüdische Identität ist zugleich religiöse, kulturelle, geschichtliche und soziale Identität. Die Gewichtung der einzelnen Anteile ist individuell und erschwert somit eine allgemeinübertragbare Definition. Die Gemeinsamkeit lässt sich am ehesten auf der emotionalen Ebene finden. Es ist das Gefühl jüdisch zu sein, die Verbundenheit zu anderen Juden und das Erbe der Geschichte in sich zu tragen.

Die jüdische Bevölkerung der Schweiz ist jedoch, im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Ländern, durch ihre sehr geringe Anzahl charakterisiert. Für die Schweizer Juden und Jüdinnen bedeutet dies zum einen, dass sie als kleine Minderheit um ihre Existenz kämpfen müssen. Die Möglichkeit, sich ein jüdisches Umfeld zu schaffen ist sehr eingeschränkt, die Auswahl sehr gering. Die jüdischen Institutionen sind meistens traditionell-konservativ orientiert und der Freiraum für andere religiöse Orientierungen ist klein. Dieses Problem wird durch ein ängstliches, intolerantes Klima, welches unter den jüdischen Strömungen herrscht, verstärkt. Eine Vermutung für diese Haltung liegt in einer gewissen existentiellen Angst, sich durch das Verlassen der Hauptströmung zu verlieren und als Minderheit unterzugehen. Mit dieser Einstellung wird jedoch paradoxerweise genau diese Tendenz vergrössert. Intoleranz und Aggression führen zu einer vermehrten Zersplitterung, und viele jüdische Menschen wenden sich von den vorhandenen Institutionen ab und finden keinen Platz, um ihr Jüdischsein leben zu können. Die Angst vor Neuem ist bei Schweizer Juden wahrscheinlich durch beide Komponenten ihrer Identität geprägt. Als Minderheit mit einer Geschichte der Verfolgung und Vertreibung ist eine gewisse Angst sicherlich Teil des Seins.

Zusätzlich charakterisiert sich „der Schweizer“ u.a. durch ein gewisses ängstliches oder zumindest vorsichtiges Verhalten, welches nur wenig Raum für Neues lässt. Die geringe Anzahl jüdischer Menschen erschwert auch die jüdische Partnersuche. Der Wunsch nach einem jüdischen Partner oder einer jüdischen Partnerin ist oftmals gross, die Auswahl jedoch sehr klein. Dies führt vermehrt zu Beziehungen mit nichtjüdischen Partnern und Partnerinnen. Andere sehen die Lösung in der Auswanderung vor allem nach Israel oder Amerika.

Die Juden der Schweiz sind selbstverständlich auch durch das Schweizersein geprägt. Die Problematik liegt jedoch in der unklaren Definition der schweizerischen Identität an sich. Schweizer und Schweizerinnen haben ein sehr gespaltenes Verhältnis zu ihrer Identität. Einerseits sind sie stolz auf ihr Land, verbinden damit Werte wie Neutralität, Humanität, Demokratie, Wohlstand und Sicherheit. Andererseits sind sie sehr kantonal orientiert – ihr Heimatgefühl und gewisse typische Charakteristiken verbinden sie hauptsächlich mit dem Heimatkanton und nicht mit dem Land als Ganzes. Nichts verdeutlicht diesen Umstand besser als die Tatsache, dass praktisch kein Schweizer, im Gegensatz zu vielen Bewohnern anderer Länder, die eigene Nationalhymne kennt. Zudem sind „Understatement“ und Reserviertheit schweizerische Eigenschaften, die den Gebrauch patriotischer Parolen begrenzen. Dies ist sich jedoch in jüngster Zeit am verändern – das Schweizerkreuz als Markenartikel und Statement wird immer präsenter.

Die Juden haben ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrem Wohnort. Es ist der Ort, in welchem sie aufgewachsen sind und sie ihr soziales Netz haben. Sie sprechen die Sprache des Landes und sind in ihrem Wesen zumindest teilweise „schweizerisch“. Dennoch fällt es ihnen vor allem während der Kindheit und Jugend oftmals schwer, sich mit dem Land zu identifizieren. Diese Haltung ist eine Folge der Umwelt, welche auch heute noch die Juden nur teilweise als Schweizer definiert. Selbst die jüdische Bevölkerung sieht sich als anders, da sie sich in einem wesentlichen Anteil ihrer Identität, dem Jüdischsein, von der Mehrheit unterscheidet. Sie lebt teilweise eine andere Kultur und andere Traditionen, ist Teil der jüdischen Geschichte und hat natürlich einen anderen Glauben. Es ist aber auch eine geschichtlich verankerte nomadische Identität, welche aus Angst und Schutz ein klares Heimatgefühl verhindert. Zudem ermöglicht die Existenz des Staates Israel jedem Juden die Möglichkeit einer weiteren Heimat. Das Zugehörigkeitsgefühl und die Loyalität zum „Staat der Juden“ ist im allgemeinen sehr stark. Das Wissen, bei Gefahr dorthin flüchten zu können, führt zu einer gewissen Verpflichtung gegenüber dem Staat. Zudem bietet Israel vor allem für Kinder und Jugendliche die Möglichkeit, sei dies auch nur in der Phantasie, in ein Land zu flüchten, in welchem alles wundervoll und viel besser als die Realität ist. Trotz aller Kritik fühlen sich die Juden,

insbesondere im Erwachsenenalter, der Schweiz sehr verbunden und erkennen dort Teile ihrer Wurzeln. Die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung, welche das Judentum nicht in orthodoxer Weise lebt, unterscheidet sich in ihrem Verhalten kaum von der restlichen Bevölkerung. Sie sind durch ihr Schweizersein in ihrem Tun und Denken geprägt und fühlen sich sowohl als Juden wie auch als Schweizer.

Wie geht die Schweiz mit ihrer jüdischen Bevölkerung um?

Geschichtlich betrachtet vertrat die Schweiz eine sehr ausgrenzende, zeitweise judenfeindliche Haltung. Der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung wurde bewusst sehr niedrig gehalten. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren sie minderwertige Bürger mit weniger Rechten, die Kultusfreiheit erhielten sie erst im Jahre 1874. Heutzutage fällt auf, dass die Schweizer ein geringes Wissen über das Judentum haben und dadurch teilweise mit Vorurteilen behaftet sind. Die jüdische Bevölkerung muss sich immer wieder von neuem erklären und Missverständnisse aufklären. Unwissenheit und Voreingenommenheit der Bevölkerung können sich jedoch im persönlichen Kontakt mit ihren jüdischen Mitbewohnern zu Interesse wandeln. Ihre Vergangenheitsbewältigung bezüglich des 2. Weltkrieges ist kaum existent – die Erwähnung dieser Epoche löst vor allem Aggressionen gegenüber den Juden aus. Wie überall in Europa ist eine zunehmende Form des unreflektierten „Anti-Israelismus“, welcher sich zu Antisemitismus entwickeln kann, vorhanden. Schweizer Juden und Jüdinnen werden unfreiwillig in die Rolle des „Israel-Anwaltes“ gedrängt, die Unterscheidung zwischen Juden und Israelis ist unscharf. Mit dieser Rollenzuweisung werden sie von der Schweizer Gesellschaft zu Aussenstehenden degradiert.

Es muss jedoch betont werden, dass Juden in der Schweiz völlige Religionsfreiheit geniessen und die tatsächliche faktische, physische Bedrohung relativ gering ist. Viele der Befragten haben einen nichtjüdischen Freundeskreis, in welchem sie als Juden völlig akzeptiert sind. Vor allem die nicht orthodoxen Juden fühlen sich in ihrem Handeln durch ihre Religionszugehörigkeit nicht eingeschränkt und sehen im Alltag keinerlei Hindernisse. Die Befragten berichten auch über Toleranz, Respekt und Neugier gegenüber dem Judentum.

Welche Konfliktsituationen entstehen?

Jüdische Schweizer bzw. Schweizer Jüdinnen erleben durch ihr bikulturelles Dasein Konflikte auf drei unterschiedlichen Ebenen: Spannungen mit nichtjüdischen Menschen, mit anderen Juden und Jüdinnen und innerpsychische Konflikte.

In der Schule, während der Ausbildung und Arbeit werden jüdische Menschen teilweise mit Intoleranz und Vorurteilen konfrontiert. Vor allem religiös praktizierenden Juden und Jüdinnen, welche sich in ihrer Kleidung und ihren Verhaltensweisen von ihrer Umwelt unterscheiden, sind Unverständnis, aber auch Antisemitismus ausgesetzt. Teile der Gesellschaft können mit dem Anderssein nicht umgehen und reagieren intolerant und aggressiv. Es muss zwischen Handlungen, welche aus Unwissenheit begangen werden und solchen, welche rassistischen Ursprungs sind, klar unterschieden werden. Menschen, welche keine Kenntnisse über das Judentum haben, zeigen ein ungeschicktes bis teilweise verletzendes Verhalten gegenüber ihren jüdischen Mitmenschen. Sie sind jedoch offen für Neues und bereit ihr Verhalten zu ändern. Hingegen sind Aufklärungsgespräche bei Rassismus meist sinnlos. Ein Antisemit „liebt“ seine Antipathie gegen die Juden und hat kein Interesse seine Meinung zu ändern. Die Mehrheit der Befragten erzählte von „kleineren“ antisemitischen Begebenheiten in Form verbaler Sticheleien und Angriffen, physische Gewalt erlebten jedoch nur sehr wenige. Die wachsende Israel-feindliche Haltung, welche in unkritischer Form zu antisemitischen Tendenzen führen kann, ist das dominante Feld für Kontroversen auch mit nichtjüdischen Freunden. Ansonsten wird der nichtjüdische Freundeskreis als sehr tolerant und unterstützend beschrieben.

Konflikte mit jüdischen Menschen finden innerhalb der Familie, im Freundeskreis und innerhalb der Gemeinschaft als Ganzes statt. Die Familie ist zentral im jüdischen Leben und nimmt einen hohen Stellenwert ein. Spannungen entstehen, wenn Kinder und Eltern das Judentum in verschiedener Weise praktizieren, sei dies, dass die Eltern religiöser oder weniger religiös als die Kinder sind. Die grösste Konfliktquelle liegt jedoch in der Erwartungshaltung der Eltern bezüglich einer jüdischen partnerschaftlichen Verbindung ihrer Kinder. Viele Schweizer Juden und Jüdinnen haben Eltern und/oder Grosseltern, welche den Holocaust in irgendwelcher Weise erlebt haben. Die jüdische Geschichte ist demnach Teil der Familie, und der Wunsch der Eltern, das Judentum an weitere Generationen zu vermitteln, ist gross. Zudem ist eine jüdische Beziehung für religiöse Juden Pflicht. Durch die geringe Anzahl jüdischer Menschen in der Schweiz bedingt ist jedoch die Partnerwahl ein grosses Problem. Die Beziehung zu einem Nichtjuden bzw. einer Nichtjüdin löst bei den meisten Eltern Enttäuschung aus und kann im Extremfall zur familiären Spaltung führen. Der geringe Bevölkerungsanteil jüdischer Menschen ist nicht nur für die Partnerwahl, sondern auch für die Wahl eines jüdischen Freundeskreises problematisch. Dies kann zu einer Distanzierung von jüdischen Menschen oder zum Eingehen eines Kompromisses führen, indem die Wahl des Freundeskreises durch die Religionszugehörigkeit und nicht durch persönliche Kriterien bestimmt wird. Neben Familie und Freunden kann es auch innerhalb von verschiedenen religiösen

Richtungen des Judentums (orthodox, konservativ, liberal) zu Spannungen und Auseinandersetzungen kommen.

Innerpsychische Konflikte können durch eine gewisse Orientierungslosigkeit entstehen. Das Leben innerhalb zweier Welten und das Aushalten der Spannung durch unterschiedliche Wert- und Normvorstellungen stellen für das Individuum eine grosse Herausforderung dar. Der Seiltanz zwischen Tradition und Moderne, aber auch Familie und Gesellschaft ist sehr kompliziert, vor allem wenn Intoleranz statt Akzeptanz vermittelt wird. Es ist jedoch nicht nur der Druck von aussen, welche auf den Menschen einwirkt, sondern die eigene Sehnsucht, die nicht immer erfüllt werden kann. So spüren viele jüdische Menschen den Wunsch einer jüdischen Beziehung, diesen wichtigen Teil der eigenen Identität mit jemandem teilen und zukünftigen Kindern weitergeben zu können. Die Umsetzung dieses Wunsches ist jedoch in der Schweiz, wie bereits erwähnt, nicht einfach. Die Standortbestimmung innerhalb der Gesellschaft, aber auch im eigenen Freundeskreis, geschieht während eines langen Prozesses, in welchem verschiedene Phasen gelebt und emotionale Schwankungen erlebt werden. Die Suche nach Heimat, nach einem geographischen Ort des Zuhauses kann ebenfalls, vor allem in den Jugendjahren, sehr schwierig sein. Israel wird für viele Kinder und Jugendliche zu einem Ort der Sehnsucht, der „eigentlichen“ Heimat, wobei sich Phantasie und Realität teilweise vermischen. Schlussendlich erlebten auch viele Befragte in ihrer religiösen Orientierung unterschiedliche Phasen. Der Glaube, aber auch die Art den Glauben zu leben, kann im Laufe der Entwicklung sehr schwanken und phasenweise zu Konfusion und psychischer Instabilität führen.

Weshalb ist die Selbstakzeptanz der bikulturellen Identität die optimale Konfliktbewältigung?

Es gibt sehr unterschiedliche Wege zur Konfliktbewältigung des bikulturellen Daseins. Das Individuum kann versuchen den einen Teil der Identität zu unterdrücken. Im Falle der Schweizer Juden würde dies entweder eine völlige Absonderung oder im Gegensatz dazu, eine totale Anpassung an die Schweizer Gesellschaft bedeuten. Ein weiterer Weg, sich diesem Konflikt nicht stellen zu müssen, ist die Auswanderung nach Israel, in der Hoffnung allein, nach der jüdischen Identität leben zu können. Die extreme Steigerung des Versuches, das eigene Ich zu belügen, ist der jüdische Selbsthass, bzw. die Identifikation mit dem Aggressor. All diese Bewältigungsstrategien sind jedoch nur Scheinlösungen. Der Versuch des Menschen seinem Schicksal zu entfliehen endet im Selbstbetrug – seiner Identität zu entkommen ist unmöglich. Es gibt hier kein „entweder oder“ sondern nur ein „sowohl als auch“. Die Widersprüchlichkeit der verschiedenen Anteile kann nur, im

Sinne der Dialogik, mit deren Akzeptanz geschehen. Indem der Schweizer Jude seine beiden Identitätsanteile in sich anerkennt, diese nicht gegeneinander ausspielt oder sie zu unterdrücken versucht, besteht die Möglichkeit, das Leben und die Welt durch verschiedene Facetten wahrzunehmen und diese zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dieser Akt der Akzeptanz der eigenen Widersprüchlichkeit ist sehr komplex und kann nur in einem langen Prozess vollzogen werden. Schlussendlich führt er jedoch zu einer Bereicherung des eigenen Seins und zur inneren Ruhe.

9 SCHLUSSWORT UND ZUSAMMENFASSUNG

Diese Doktorarbeit hatte sich zum Ziel gesetzt, das Leben von jüdischen Menschen in der Schweiz aufzuzeigen. Die Arbeit soll ein breiteres Verständnis für die Problematik, aber auch die Möglichkeit der Bereicherung der mehrkulturellen Identität im allgemeinen und der jüdischen Identität in der Schweiz im Besonderen vermitteln.

Jüdische Kinder, Jugendliche und Erwachsene leben ihre jüdische und schweizerische Identität in sehr unterschiedlicher, individueller Form. Es verbindet sie jedoch die Tatsache, dass sie derselben Religion angehören und in demselben Land und dessen Kultur leben. Sie beschreiben ihre jüdische Identität auf religiöser, familiärer, sozialer, kultureller und geschichtlicher Ebene oder durch ein Gefühl des Anderssein. Alle identifizieren sich jedoch in irgendeiner Form mit dem Judentum und fühlen sich als Juden. Die Mehrheit fühlt sich der Schweiz verbunden, sie sind Teil dieses Landes und haben diese Mentalität und Kultur verinnerlicht, wenn auch nicht immer in bewusster Weise. Die jüdische Bevölkerung in der Schweiz ist sowohl zahlenmässig wie prozentual sehr gering. Es ist eine kleine Minderheit, welche in ihrer Vielfalt und ihrem Wesen von der Gesellschaft oft nicht erkannt wird. Es ist zum einen die Aufgabe der Schweizer Politik und Gesellschaft, sich anderen Minderheiten zu öffnen, Antisemitismus und Rassismus zu bekämpfen und die Multikulturalität als Chance und nicht als Bedrohung zu erkennen. Zum anderen muss die jüdische Bevölkerung lernen, ihre verschiedenen Identitäten mit einer Selbstverständlichkeit zu vertreten und zu leben, ohne sich dabei zu isolieren und ohne Unterdrückung einzelner Anteile, was Toleranz und Stärke verlangt. Die Schweizer Juden und jüdischen Schweizerinnen sollten diese Offenheit jedoch nicht nur gegenüber der nichtjüdischen Umwelt demonstrieren, sondern auch innerhalb der jüdischen Gesellschaft leben. Nur durch den Zusammenhalt innerhalb einer Minorität, hat diese die Chance zu überleben und die Möglichkeit, sich in ihrer Besonderheit in die Gesellschaft zu integrieren.

Das Leben verschiedener kultureller Identitäten ermöglicht dem Individuum die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten, eine zusätzliche Lebensebene und Bewusstseins-erweiterung zu erleben. Erst die Akzeptanz der Widersprüchlichkeit der einzelnen Identitätsanteile, im Sinne der Dialogik, führt zur persönlichen Bereicherung durch das multikulturelle Dasein. Es braucht jedoch zusätzlich die Entscheidungsfähigkeit und Stellungnahme, das Leben auf eine individuelle Weise zu gestalten, um zu sich und dem Kern der eigenen Identität zu finden.

Die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit sind in den nachfolgenden Punkten zusammengefasst:

A. JÜDISCHE IDENTITÄT

1. Die jüdische Identität zeichnet sich durch die Gesamtheit einer Varietät von Identifizierungselementen aus: Die religiöse Identität, die Identifizierung mit der Tradition, die kulturelle und geschichtliche Identität, die soziale, nationale und nomadische Identität.
2. Die unter Punkt 1 genannten Identifizierungselemente variieren je nach familiärer Konstellation, sozialem Umfeld, Religiosität und Persönlichkeit und führen schliesslich dazu, dass jüdische Identität stets eine individuelle Identität ist.
3. Jüdische Identität ist kein Zustand, sondern ein Prozess. In diesem werden verschiedene Phasen der Identifikation durchlebt, und ungleiche Triebkräfte stehen im Vordergrund.
4. Wichtige Verbindungselemente bei den verschiedenen Formen jüdischer Identität sind: Die Verinnerlichung der Geschichte, der familiäre Bezugspunkt und ein emotionaler Berührungspunkt, welcher als Gefühl der Verbundenheit beschrieben wird.
5. Die jüdische Identität hat einen sehr prägenden Einfluss auf die individuelle Lebensgeschichte, auch wenn sie als nicht existent erlebt wird.

B. DIE AUSWIRKUNGEN DES NATIONALSOZIALISMUS AUF DIE BILDUNG DER JÜDISCHEN IDENTITÄT

1. Der Nationalsozialismus ist für alle jüdischen Menschen in der Schweiz, unabhängig von der familiären Geschichte, eine wichtige Thematik. Das Ausmass der individuellen Betroffenheit hängt davon ab, inwiefern die Familie von den damaligen Ereignissen betroffen war. Die jüngere Generation Schweizer Juden und Jüdinnen gehören mehrheitlich der sogenannten Zweiten und Dritten Generation an. Die Eltern und/oder Grosseltern waren direkte oder indirekte Opfer des Holocausts, oder der Nationalsozialismus ist in irgendwelcher Form Teil der familiären und somit persönlichen Geschichte. Die Kommunikation innerhalb der Familien über den Holocaust, unabhängig vom familiären

Schicksal, ist bei der jüdischen Bevölkerung der Schweiz gering. Das Thema wird wenig diskutiert, in manchen Familien kommt es zu einer Tabuisierung.

2. Jüdische Menschen, deren Familie keine direkten Opfer des Holocausts waren, zeigen ein starkes Interesse an der Thematik. Es existiert eine emotionale Betroffenheit als Individuum, jedoch weniger als Jude/Jüdin. Die Reaktionen wirken eher distanziert, und die Prägung auf das eigene Leben ist meistens gering.
3. Jüdische Jugendliche und Erwachsene, deren Eltern und/oder Grosseltern die Shoah am eigenen Leib erlebt haben, sind in ihrem Sein viel stärker durch die Geschichte geprägt. Das manifestiert sich in einer künstlich aufgebauten Distanz, aber auch in Gefühlen der Angst, Furcht und Schuld.
4. Die Angst vor einer Wiederholung der Ereignisse scheint im allgemeinen relativ gering zu sein, auch wenn eine erhöhte Wachsamkeit feststellbar ist.
5. Es gibt Eltern, die eine Verantwortung spüren, das Judentum weitertragen zu müssen und dementsprechend auf ihre Kinder Druck ausüben. Sie sehen es als ihre Pflicht, das Judentum, ihre Religion und Identität eines Tages den Enkelkindern weiterzuvermitteln. Die Kinder internalisieren diese Ansichten oder ordnen sich den Erwartungen ihrer Eltern unter. Manche zeigen eine Gegenreaktion oder versuchen einen Kompromiss und einen unabhängigen Lebensweg zu finden. Andere Eltern empfinden keinerlei Verantwortungsgefühl gegenüber dem Judentum und distanzieren sich davon in neutraler oder aggressiver Weise. Diese Distanzierung wird von den Kindern mehrheitlich übernommen. Es gibt aber auch Erwachsene, die ihren Kindern eine offene und tolerante Haltung zum Judentum vermitteln. Sie fühlen sich der jüdischen Religion, Tradition oder Geschichte sehr verbunden, üben auf ihre Kinder jedoch keinen Zwang aus. Die Kinder suchen ihren eigenen Weg des jüdischen Lebens, welcher oft mit einer gewissen Verantwortung gegenüber dem Judentum, und dem Bewusstsein „Teil einer Kette zu sein“ verbunden ist.

C. ISRAEL ALS TEIL DER JÜDISCHEN IDENTITÄT

1. Kinder und Jugendliche mit einer gestärkten jüdischen Identität zeigen häufig einen starken Bezug zum Land Israel. Ihr Bild entspricht teilweise einer Idealvorstellung, wo Wunschbild und Wirklichkeit oft nicht übereinstimmen.

2. Die zionistisch orientierten Jugendbünde üben einen prägenden Einfluss auf ihre Mitglieder bezüglich deren Sichtweise und Einstellung zu Israel aus.
3. Junge Schweizer Juden und Jüdinnen fühlen sich zumindest in einer bestimmten Zeit ihres Lebens dem Staat Israel verbunden, auch wenn sie dem Land gegenüber kritisch sind und zwiespältige Gefühle haben. Das Verhältnis zum Staat Israel kann sich jedoch im Laufe der Entwicklung verschieben. Verschiedene Phasen der Identifizierung und Distanzierung sind die Folge.
4. Die Mehrzahl der Schweizer Juden sieht in Israel eine zweite Heimat und einen Zufluchtsort bei möglicher Bedrohung. Nur eine Minderheit betrachtet das Land als eigentliche Heimat. Eine stärkere Form der Identifizierung entsteht beispielsweise durch familiäre Bindungen zum Land. Für viele ist Israel das religiöse Zentrum der Juden.
5. Die jüdische Bevölkerung der Schweiz wird von ihrer Umwelt oft in die unfreiwillige Rolle des Israel-Vertreters gedrängt. Der schweizerischen Gesellschaft fällt die Unterscheidung zwischen Juden und Israelis im allgemeinen sehr schwer.
6. Das Gefühl der Verbundenheit, die Identifikation mit Israel und der steigende Antisemitismus und „Anti-Israelismus“ führen dazu, dass viele jüdische Menschen gegenüber ihrer Umwelt die Sichtweise Israels vertreten. Diese Haltung wird gegen aussen vertreten, auch wenn diese nicht immer der inneren Einstellung entspricht. Dieser Zwiespalt zwischen Gesagtem und Gedachtem kann zu inneren und äusseren Loyalitätskonflikten führen.
7. Das Thema Sicherheit und Ängste ist sowohl in Bezug auf Israel wie die Schweiz aktuell. Die Bedrohung in Israel ist durch Terror und Krieg existentiell. Im Gegensatz dazu haben die meisten Juden und Jüdinnen in der Schweiz keine existenziellen Ängste, manche fürchten sich jedoch vor antisemitischen Übergriffen. Zudem steht in der Schweiz die Bedrohung des Individuums, im Vergleich zur Bedrohung des Volkes in Israel, im Vordergrund. Als Minderheit fühlen sie sich schwächer und einsamer.
8. Die jüdische Bevölkerung in der Schweiz ist sich der wirtschaftlichen Vorteile, welche sie in ihrem Heimatland haben, bewusst. Mit zunehmendem Alter stehen wirtschaftliche Faktoren

stärker im Vordergrund. Hingegen ist in Israel das jüdische Leben, sowohl in religiöser und sozialer Hinsicht viel breiter und selbstverständlicher als in der Schweiz. Dafür treffen jüdische Schweizer und Schweizerinnen dort auf sprachliche und kulturelle Schwierigkeiten.

D. JÜDISCHE IDENTITÄT IN DER SCHWEIZ

1. Die Mehrheit der **jüdischen Kinder**, welche jüdische Primarschulen besuchen und somit eine gestärkte jüdische Identität haben, distanzieren sich innerlich von ihrer schweizerischen Identität. Es fällt ihnen schwer, die Schweiz als ihr Heimatland zu betrachten. Sie identifizieren sich stärker mit dem Judentum und es scheint, dass das Nebeneinander beider Identitäten in dieser Phase allgemeiner Identitätssuche schwierig ist, weshalb ein Teil bewusst hervorgehoben, bzw. der andere Teil unterdrückt wird.
2. Für die Mehrheit der **erwachsenen Juden und Jüdinnen** in der Schweiz bedeutet die Schweiz eine Form von Heimat. Sie üben Kritik, trotzdem fühlen sie sich mit diesem Land verbunden. Gleichzeitig äussern sie die Verschiedenheit, das Anderssein gegenüber ihrer Umwelt.
Viele können den Begriff der Schweizer Kultur nicht definieren. Sie distanzieren sich davon, setzen es mit Stereotypen gleich. Nur wenige bezeichnen es als die Sprache welche sie sprechen und die Lebensweise welche sie leben.
3. **Konflikte durch die Religionszugehörigkeit** entstehen vor allem in der Wahl des Freundeskreises, der Partnerwahl, in Familie, Schule, Arbeit und Militär und allgemein durch antisemitische Angriffe der Mitbürger.

Mit nichtjüdischen Freunden sind religionsspezifische Konflikte selten und entstehen vor allem durch Meinungsverschiedenheiten bezüglich der israelischen Politik. Ein Teil der jüdischen Bevölkerung betont nicht Spannungen, sondern das Gefühl des Andersseins und Nichtdazugehörens zur nichtjüdischen Gesellschaft.

Konflikte innerhalb des jüdischen Freundeskreises werden vor allem durch die geringe Anzahl von Juden und Jüdinnen in der Schweiz ausgelöst: Die Auswahlmöglichkeiten sind beschränkt und der soziale Druck, da sich viele gegenseitig kennen, gross.

Gravierender als Freundschaften ist die Problematik der Partnerwahl. Eine Mehrheit der jüdischen Bevölkerung sucht eine jüdische Partnerin oder einen jüdischen Partner, ein Vorhaben welches in der Schweiz sehr schwierig sein kann. Viele stehen dabei unter einer gewissen Erwartungshaltung der Eltern und der jüdischen Gesellschaft. Zudem ist der eigene Wunsch, das Judentum in einer Beziehung zu leben, und eines Tages den Kindern weiter zu vermitteln, ebenfalls zentral.

Eine Vielzahl der jüdischen Kinder und Jugendlichen werden in ihrer Schulzeit mit antisemitischen Äusserungen konfrontiert. Dies betrifft vor allem religiös praktizierende Juden und Jüdinnen, welche sich durch ihr Aussehen und durch gewisse Verhaltensweisen von der Mehrheit unterscheiden und somit Angriffsflächen bieten können. Nur wenige der Betroffenen erleben diese Situationen jedoch als persönlichen Angriff und fühlen sich dadurch belastet. Es können aber auch für die Schüler und Schülerinnen Konflikte ohne den Einfluss der Umwelt entstehen. Das Bewusstsein des Andersseins kann zu einer Zeit, in welcher Konformität eine wichtige Rolle spielt, zu innerpersönlichen Problemen führen.

Auseinandersetzungen am Arbeitsplatz entstehen hauptsächlich durch Kontroversen um die israelische Politik, durch das scheinbare sich Ausgrenzen bezüglich Sonderregelungen und durch das Fehlen an Feiertagen, welches Eifersucht und Unverständnis auslösen können. Der Stress, welcher für das Individuum daraus entsteht, ist unterschiedlich. Im allgemeinen scheint dieser jedoch nicht zu dominieren.

Spannungen innerhalb der Familie entwickeln sich durch unterschiedliche Auffassungen des Religionsverständnisses und somit auch der Religionsausübung, sei es dass die Kinder sich im Gegensatz zu den Eltern von der Religion entfernen oder umgekehrt, diese bewusster leben möchten. Die inkonsequente Einhaltung von Religionspraktiken kann bei den Kindern ebenfalls zu Verwirrung und Unverständnis führen. Die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder, beispielsweise die Wahl einer jüdischen Partnerschaft, scheint speziell in einem Land wie der Schweiz mit einer geringen jüdischen Bevölkerung umso problematischer zu sein.

4. Als mögliche **Lösung zur Bewältigung von Konflikten** vor allem in der Schule, Arbeit und im Freundeskreis wird hauptsächlich das Gespräch mit der Umwelt gesucht. Durch Aufklärung, Abbau von Vorurteilen und Vermittlung von Wissen wird versucht, den anderen einen vielseitigen Zugang zum Judentum zu ermöglichen. Wenn das Gespräch

sinnlos scheint, die antisemitische Bedrohung zu gross ist oder für die Person eine Überforderung darstellt, zieht sie sich zurück oder vermeidet gewisse heikle Themen in der Öffentlichkeit.

Konfrontationen innerhalb der Familie werden ebenfalls durch Diskussionen, aber auch durch radikale Abgrenzung und Verheimlichung oder im Gegensatz dazu, durch Anpassung gelöst. Voraussetzung für einen konstruktiven Lösungsweg sind Toleranz, Respekt und Offenheit von allen Parteien.

5. Der **Antisemitismus** in der Schweiz ist wie in ganz Europa steigend. Eine Mehrheit der jüdischen Bevölkerung erlebt antisemitische Angriffe, vor allem in Form von Beschimpfungen, Sticheleien, Spott und Ausgrenzung. Der Leidensdruck scheint für eine Vielzahl jedoch relativ gering zu sein, obwohl auch massivere Übergriffe stattfinden.

Die jüdischen Menschen reagieren auf Antisemitismus vor allem mit verbaler Gegenwehr, aber auch mit Rückzug und Ignoranz. Eine wichtige Rolle spielt hier auch die subjektive Wahrnehmung, was als rassistisch oder als Folge von Unwissenheit und Dummheit eingestuft wird. Als Reaktion auf Antisemitismus verspüren die Betroffenen Wut oder Angst aber teilweise auch Stolz auf die eigene Identität.

6. Die **Unwissenheit** der Bevölkerung und das damit einhergehende sich erklären müssen, das Entmystifizieren von Vorurteilen und die Sonderstellung, in welche einige sich gedrängt fühlen, wird von vielen jüdische Menschen als häufiger erlebte Problematik als der Antisemitismus beschrieben.

7. Das Verhalten der **Schweiz während des 2. Weltkrieges** wird von Schweizer Juden und Jüdinnen unterschiedlich eingestuft. Es werden dabei Wut, Verurteilung und Enttäuschung zum Ausdruck gebracht, aber auch emotionale Distanzierung und ein gewisses Verständnis für die schwierige Situation von damals. Vor allem werden jedoch die fehlende Verarbeitung der Geschichte und das feige Verhalten der heutigen Schweiz kritisiert. Nur wenige beschäftigen sich mit der Frage, was es für die eigene Person bedeutet, in einem Land zu leben, welches sich dem eigenen Volk gegenüber rassistisch verhalten hat.

8. Die **jüdische und schweizerische Identität** lassen sich nur schwer miteinander vergleichen. Es sind zwei Teile einer Einheit, welche das Dasein eines Schweizer Juden, einer Schweizer Jüdin bestimmen. Der jüdische Anteil der Identität scheint für die Mehrheit dominant zu

sein. Dies wird durch die Tatsache unterstrichen, dass es den meisten wichtig ist, ihr Judentum, jedoch nicht ihre schweizerische Identität ihren Kinder weiter zu vermitteln.

9. Die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung der Schweiz empfindet in irgendeiner Form das Gefühl des **Andersseins**. Es wird oft als subjektive Wahrnehmung und nicht als Reaktion auf Verhaltensweisen der Umwelt beschrieben. Die Ursachen dieser Wahrnehmung sind unterschiedlich. Andere Verhaltens- und Denkweisen, ein anderes Erscheinungsbild, unterschiedliche religiöse, familiäre, soziale, kulturelle und geschichtliche Hintergründe, eine andere Sprache oder eine von der Religion unabhängige Art des Andersseins sind mögliche Gründe dafür. Das Anderssein kann als wichtiger Bestandteil des eigenen Lebens oder als Nebensächlichkeit empfunden werden. Es kann sich auf die nichtjüdische, aber auch auf die jüdische Gesellschaft beziehen. Das Gefühl, sich von anderen zu unterscheiden, kann Empfindungen des Stolzes und positiv erlebter Individualität, aber auch Scham und Belastung auslösen. Die meisten sehen darin keine Wertung. Die Vielzahl der Juden und Jüdinnen beziehen das Anderssein nicht auf die ganze Person, sondern auf einen spezifischen Teil ihrer Identität. Ansonsten fühlen sie sich der Gesellschaft zugehörig und identifizieren sich mit ihr.

A. Grafiken

Alle Angaben zu den Grafiken in diesem Anhang sind in absoluten Zahlen.

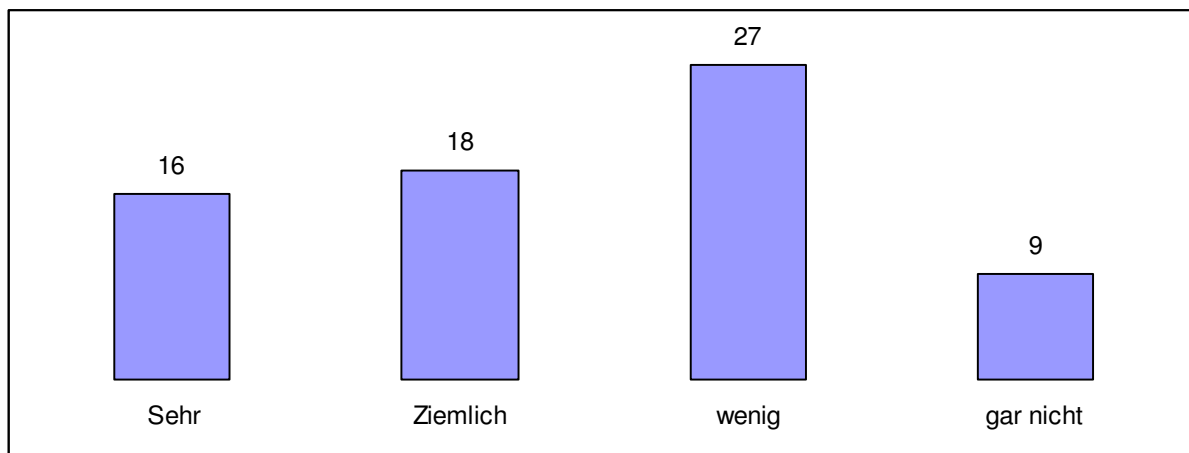


Abbildung 1: Gläubigkeit (n = 70)

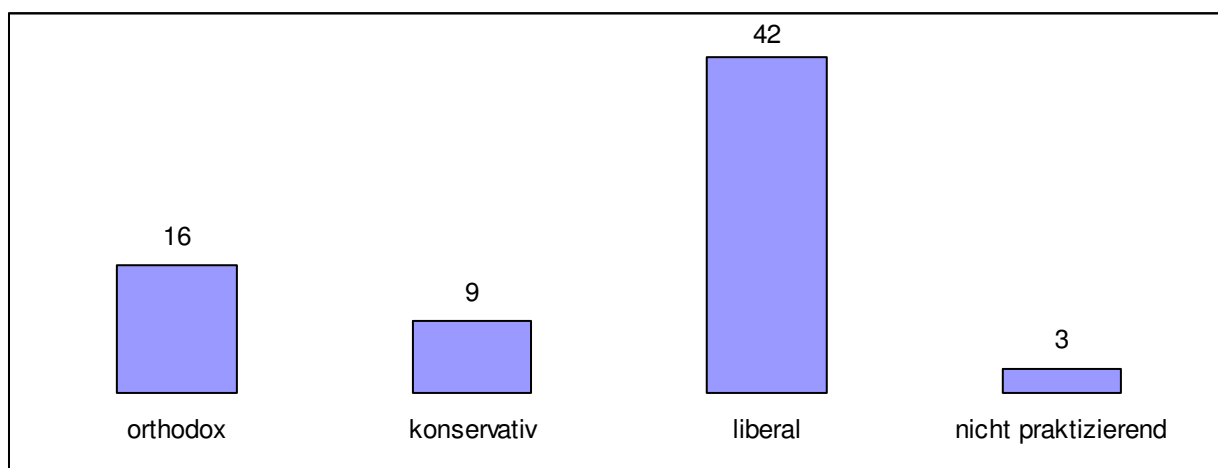


Abbildung 2: Praktizierende Religiosität (n = 70)

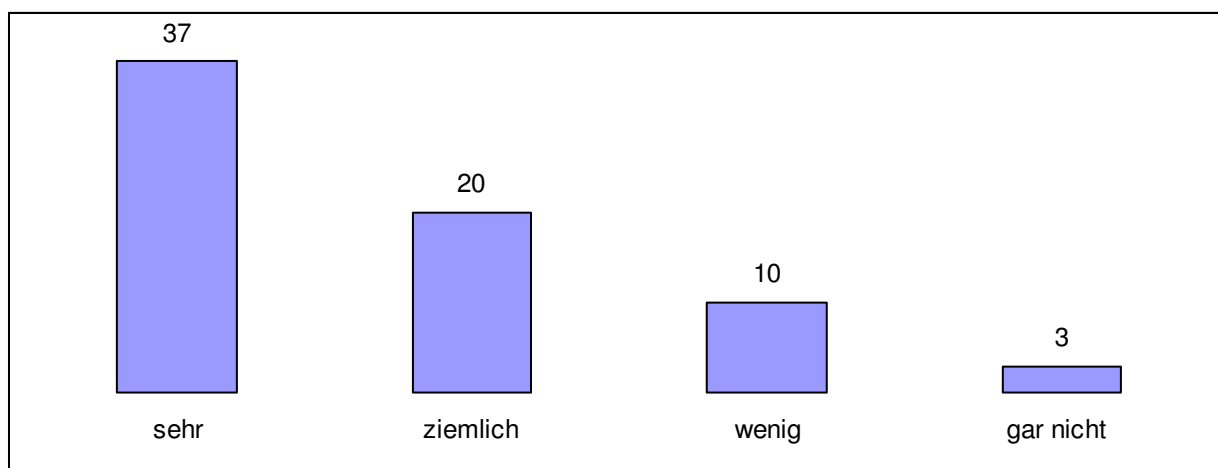


Abbildung 3: Verbundenheit zur Tradition (n = 70)

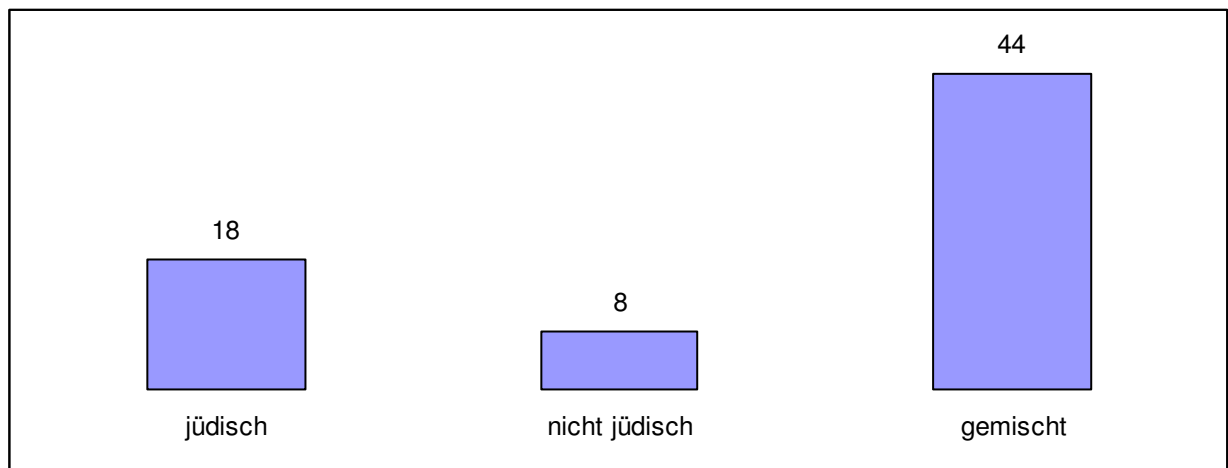


Abbildung 4: Freundeskreis während Jugend (n = 70)

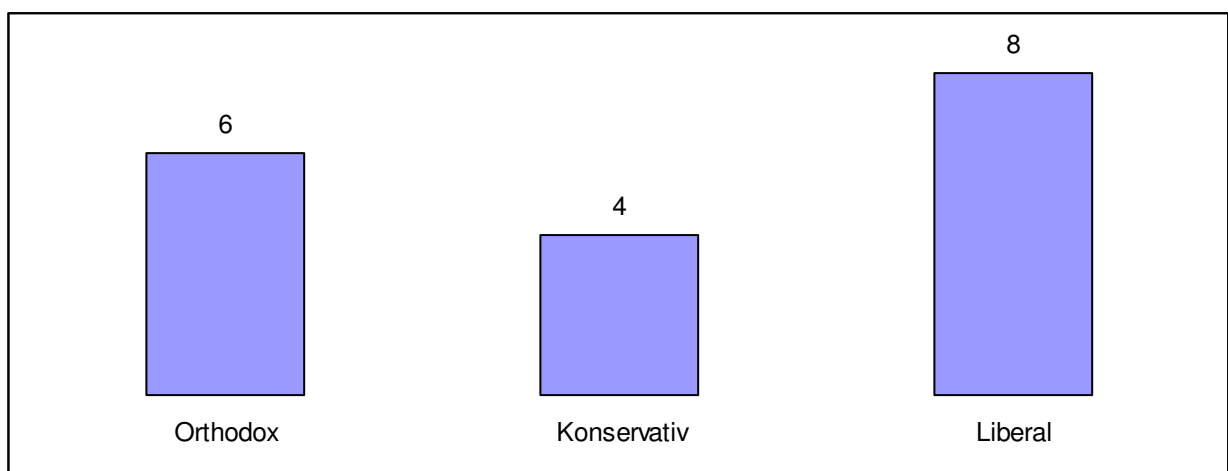


Abbildung 5: Ausschliesslich jüdischer Freundeskreis (n = 18)

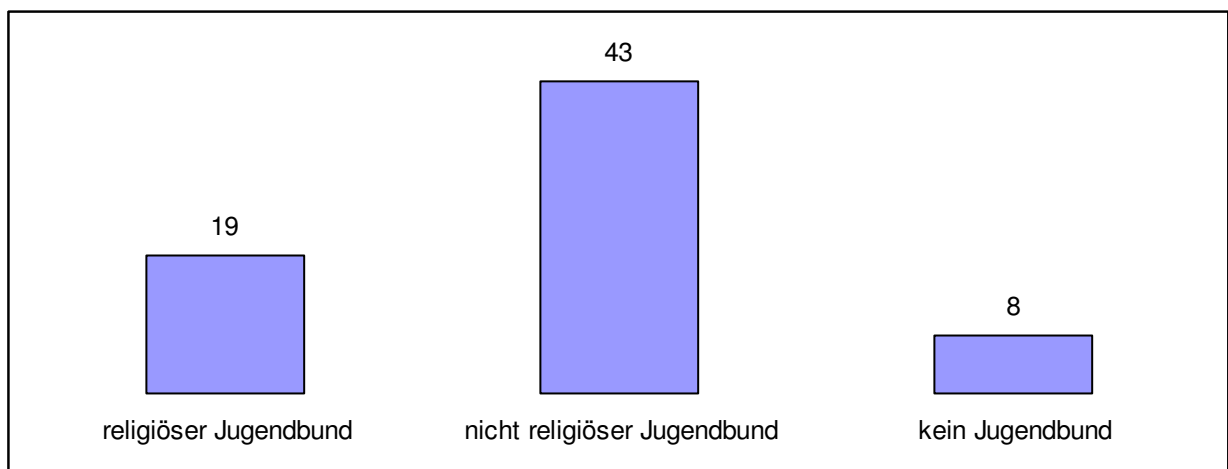


Abbildung 6: Jüdischer Jugendbund (n = 70)

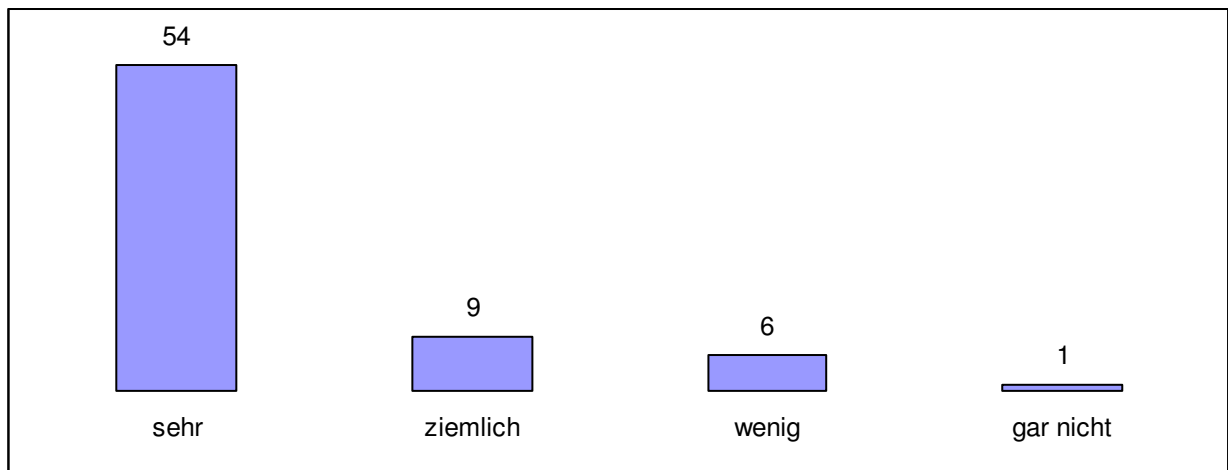


Abbildung 7: Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum (n = 70)

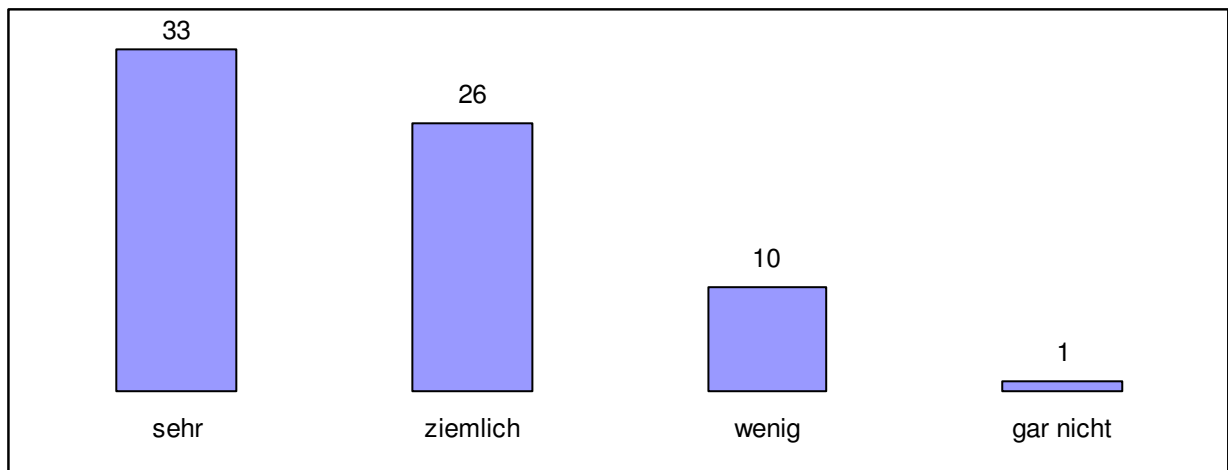


Abbildung 8: Identifikation mit Judentum als Kultur (n = 70)

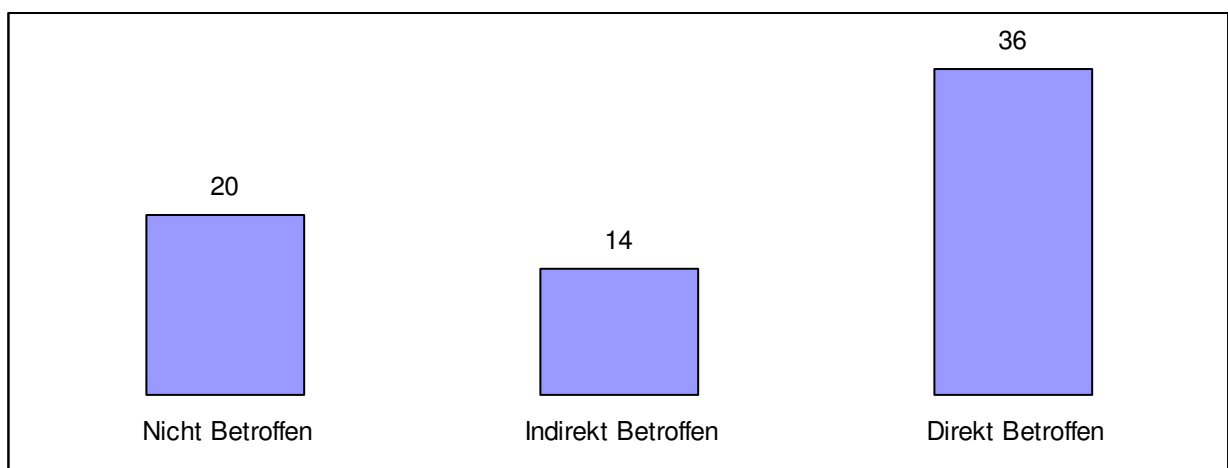


Abbildung 9: Nationalsozialismus - Betroffenheit in der Familie (n = 70)

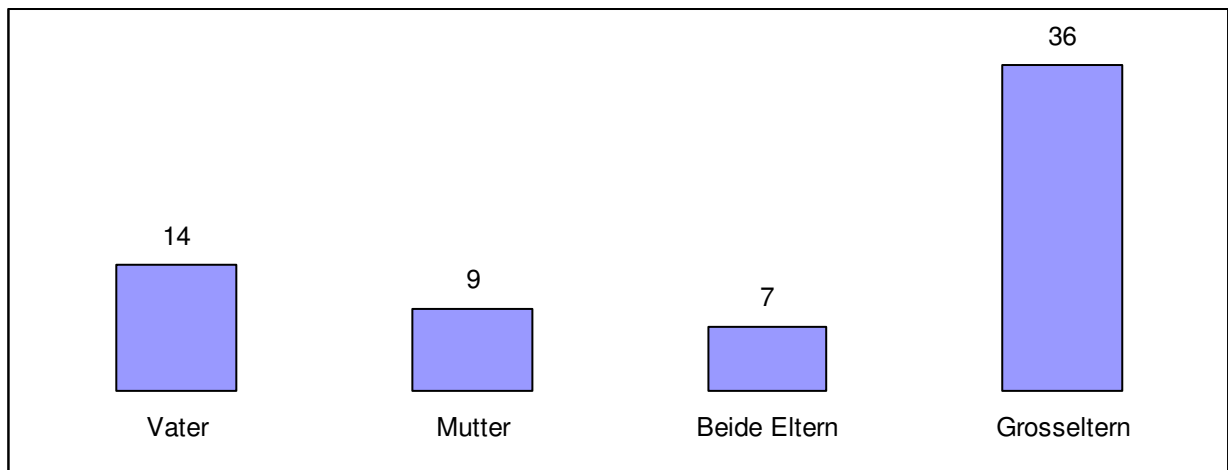


Abbildung 10: Nationalsozialismus - Direkte Betroffenheit (Mehrfachantworten möglich, n = 66)

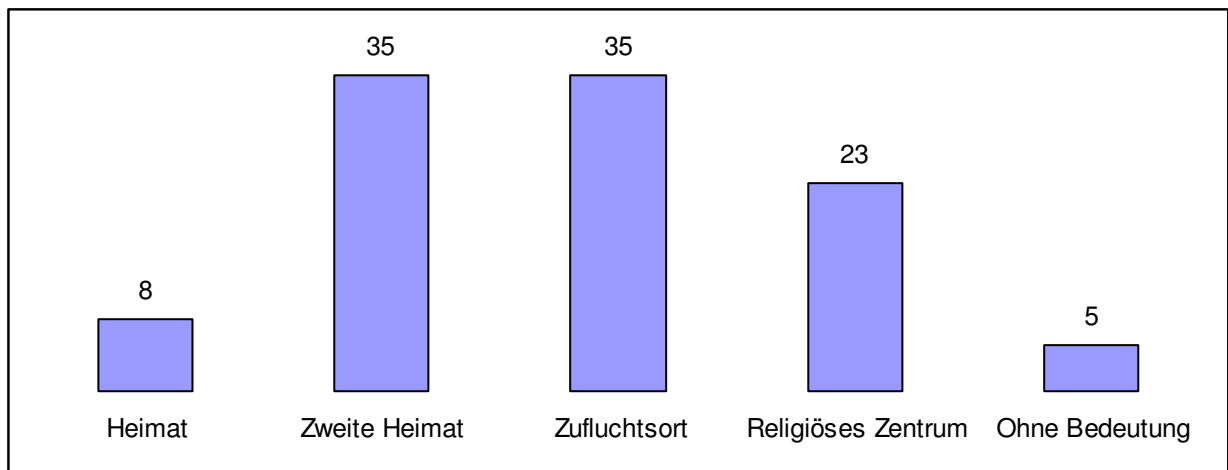


Abbildung 11: Bedeutung Israels (Mehrfachantworten möglich, n = 96)

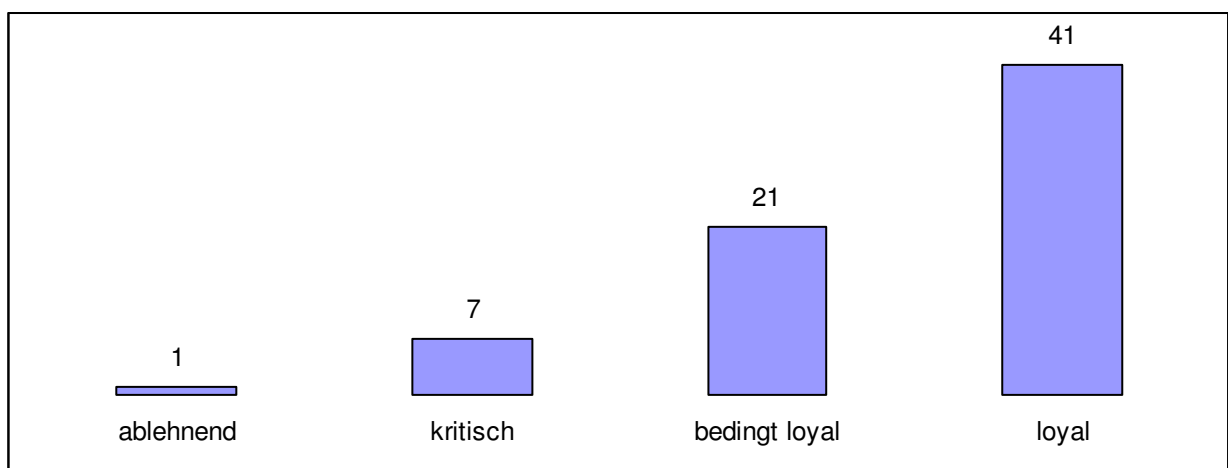


Abbildung 12: Loyalität zu Israel (n = 70)

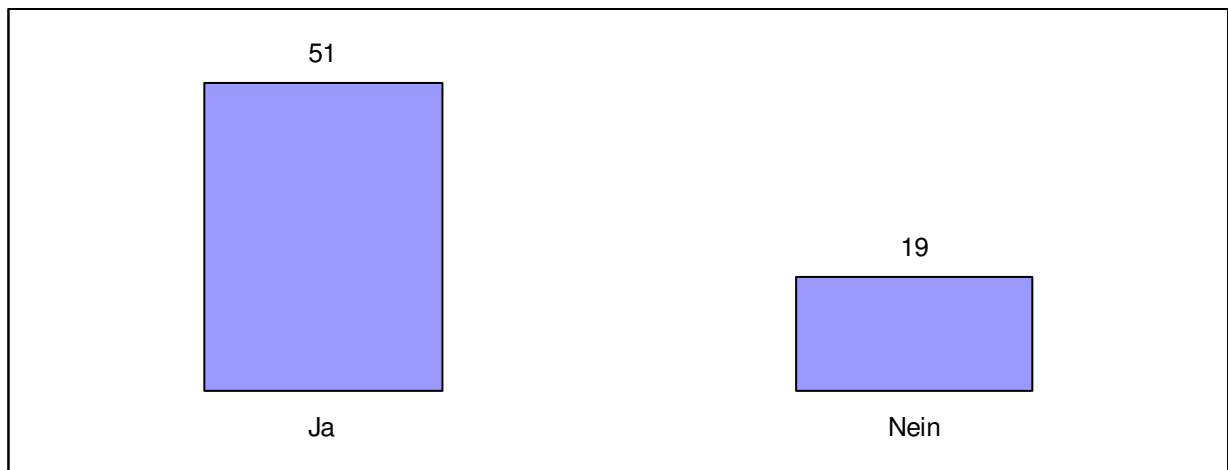


Abbildung 13: Schweiz als Heimat (n = 70)

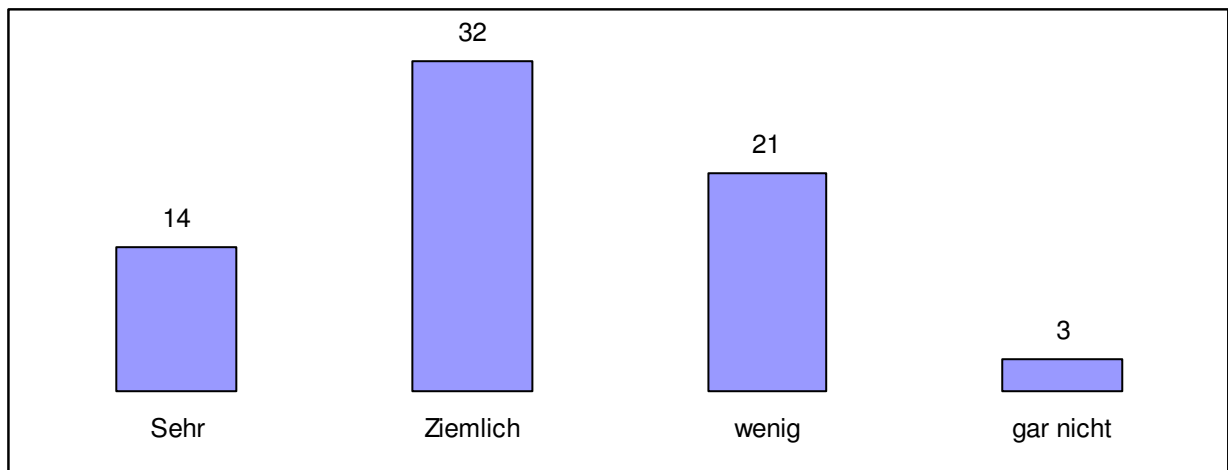


Abbildung 14: Zugehörigkeitsgefühl zur Schweiz (n = 70)

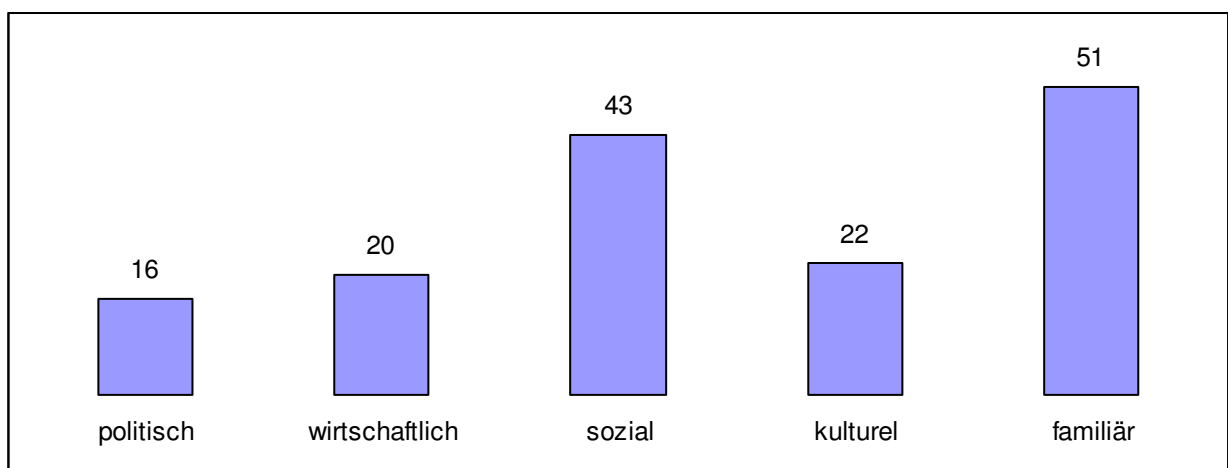


Abbildung 15: Verbindungsmotive zur Schweiz (Mehrfachantworten möglich, n = 152)

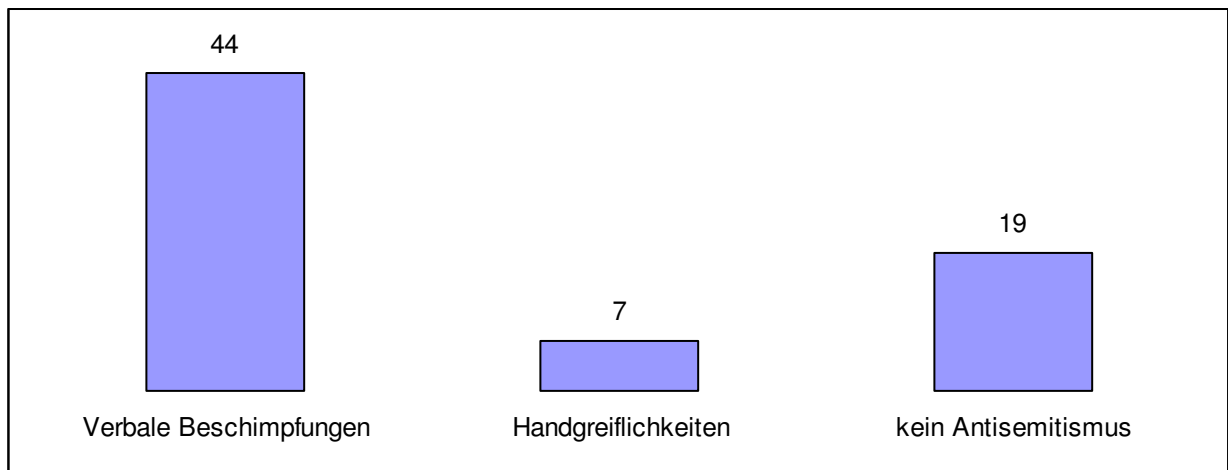


Abbildung 16: Antisemitische Erlebnisse (n = 70)

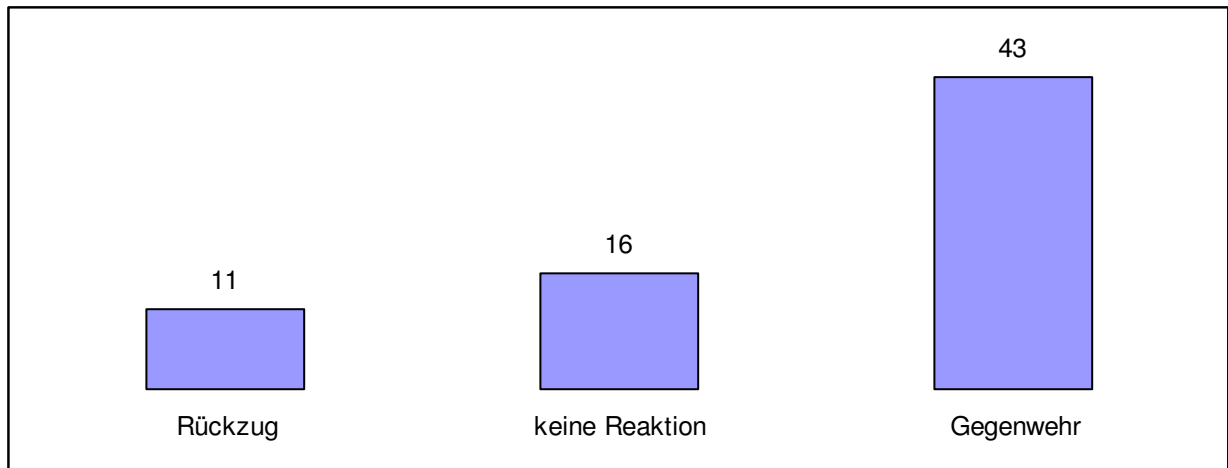


Abbildung 17: Reaktion auf Antisemitismus (n = 70)

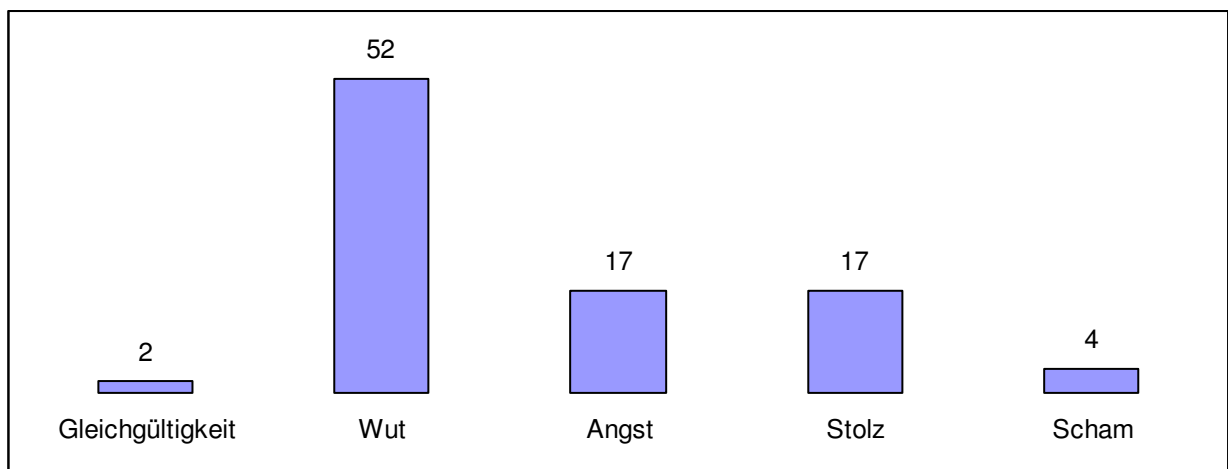


Abbildung 18: Emotionen bei Antisemitismus (Mehrfachantworten möglich, n = 92)

B. Liste der Fragebogenteilnehmer und –teilnehmerinnen

Fragebogen 1: männlich, 26 Jahre	Fragebogen 25: männlich, 25 Jahre
Fragebogen 2: weiblich, 22 Jahre	Fragebogen 26: weiblich, 25 Jahre
Fragebogen 3: männlich, 40 Jahre	Fragebogen 27: männlich, 29 Jahre
Fragebogen 4: weiblich, 27 Jahre	Fragebogen 28: weiblich, 26 Jahre
Fragebogen 5: weiblich, 31 Jahre	Fragebogen 29: weiblich, 27 Jahre
Fragebogen 6: weiblich, 25 Jahre	Fragebogen 30: männlich, 38 Jahre
Fragebogen 7: männlich, 24 Jahre	Fragebogen 31: männlich, 28 Jahre
Fragebogen 8: männlich, 28 Jahre	Fragebogen 32: weiblich, 26 Jahre
Fragebogen 9: männlich, 29 Jahre	Fragebogen 33: männlich, 23 Jahre
Fragebogen 10: weiblich, 22 Jahre	Fragebogen 34: männlich, 24 Jahre
Fragebogen 11: weiblich, 26 Jahre	Fragebogen 35: weiblich, 29 Jahre
Fragebogen 12: weiblich, 23 Jahre	Fragebogen 36: männlich, 20 Jahre
Fragebogen 13: weiblich, 33 Jahre	Fragebogen 37: weiblich, 29 Jahre
Fragebogen 14: männlich, 24 Jahre	Fragebogen 38: weiblich, 25 Jahre
Fragebogen 15: männlich, 27 Jahre	Fragebogen 39: weiblich, 28 Jahre
Fragebogen 16: männlich, 25 Jahre	Fragebogen 40: weiblich, 28 Jahre
Fragebogen 17: männlich, 28 Jahre	Fragebogen 41: männlich, 28 Jahre
Fragebogen 18: männlich, 36 Jahre	Fragebogen 42: männlich, 23 Jahre
Fragebogen 19: weiblich, 25 Jahre	Fragebogen 43: männlich, 35 Jahre
Fragebogen 20: weiblich, 21 Jahre	Fragebogen 44: männlich, 29 Jahre
Fragebogen 21: weiblich, 23 Jahre	Fragebogen 45: männlich, 27 Jahre
Fragebogen 22: weiblich, 24 Jahre	Fragebogen 46: männlich, 24 Jahre
Fragebogen 23: weiblich, 27 Jahre	Fragebogen 47: männlich, 26 Jahre
Fragebogen 24: männlich, 30 Jahre	Fragebogen 48: männlich, 21 Jahre

Fragebogen 49: männlich,	28 Jahre
Fragebogen 50: weiblich,	31 Jahre
Fragebogen 51: weiblich,	24 Jahre
Fragebogen 52: männlich,	33 Jahre
Fragebogen 53: weiblich,	27 Jahre
Fragebogen 54: weiblich,	21 Jahre
Fragebogen 55: männlich,	28 Jahre
Fragebogen 56: männlich,	25 Jahre
Fragebogen 57: männlich,	32 Jahre
Fragebogen 58: männlich,	41 Jahre
Fragebogen 59: weiblich,	31 Jahre
Fragebogen 60: männlich,	35 Jahre
Fragebogen 61: männlich,	33 Jahre
Fragebogen 62: weiblich,	26 Jahre
Fragebogen 63: weiblich,	25 Jahre
Fragebogen 64: männlich,	37 Jahre
Fragebogen 65: männlich,	28 Jahre
Fragebogen 66: männlich,	35 Jahre
Fragebogen 67: männlich,	29 Jahre
Fragebogen 68: weiblich,	26 Jahre
Fragebogen 69: weiblich,	23 Jahre
Fragebogen 70: weiblich,	27 Jahre

C. Liste der Interviewteilnehmer und -teilnehmerinnen

Interview 1: männlich, 26 Jahre

Interview 2: männlich, 25 Jahre

Interview 3: männlich, 28 Jahre

Interview 4: weiblich, 29 Jahre

Interview 5: männlich, 25 Jahre

Interview 6: weiblich, 28 Jahre

Interview 7: männlich, 26 Jahre

Interview 8: weiblich, 28 Jahre

Interview 9: weiblich, 32 Jahre

Interview 10: weiblich, 25 Jahre

Interview 11: weiblich, 23 Jahre

Interview 12: weiblich, 26 Jahre

Interview 13: männlich, 21 Jahre

Interview 14: männlich, 38 Jahre

Interview 15: männlich, 41 Jahre

Interview 16: männlich, 35 Jahre

Interview 17: männlich, 28 Jahre

Literaturverzeichnis

- Ahlheim, R. (1985). „Bis ins dritte und vierte Glied“. Das Verfolgungstrauma in der Enkelgeneration. Psyche, 39, 330-354.
- Améry, J. (1980). Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein. In ders., Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten (S. 130-156). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Baeck, L. (1923). Das Wesen des Judentums. Frankfurt a.M.: J. Kaufmann.
- Barocas, H. & Barocas, C. (1979). Wounds of the Fathers: The Next Generation of Holocaust Victims. International Review of Psychoanalysis, 6, 331-341.
- Bauman, Z. (1991). Modernity and Ambivalence. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Z. (1995). Identität bedeutet immer: noch nicht. Ein Gespräch mit dem Soziologen Zygmunt Bauman über Psyche und Körpergefühl des postmodernen Menschen. Psychologie Heute, 22 H, 54-58.
- Bergman, M.S. & Jacovy, M.E. (1982). Generations of the Holocaust. New York: Basic Books.
- Branik, E. (1992). Identitätsprobleme jüdischer Jugendlicher in Deutschland. In G. Hardtmann (Hrsg.), Spuren der Verfolgung. Gerlingen: Bleicher Verlag.
- Der Brockhaus in Text und Bild (1999). Elektronische Daten, 1 CD-ROM (PC-Bibliothek) Mannheim: Bibliographisches Institut & Brockhaus AG.
- Broder H.M. & Lang, M.R. (1979). Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Davidson, S. (1980). Transgenerational transmission in the families of Holocaust survivors. International Journal of Family Psychiatry, 1, 95-112.
- Drewes, R. (1993). Identität: Der Versuch einer integrativen Neufassung eines psychologischen Konstruktes. New York: Münster.
- Erikson, E.H. (1979). Identity and the life circle. New York: Norton.
- Erikson, E.H. (1982). Kindheit und Gesellschaft (Erstauflage 1950). Stuttgart: Klett Cotta.
- Finkielkraut, A. (1985): Le Juif imaginaire. Paris: Le Seuil.
- Freud, S. (1911). Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Studienausgabe. Psychologie des Unbewussten. (1975, S. 13-24). Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Freud, S. (1914). Zur Einführung des Narzissmus. Studienausgabe. Psychologie des Unbewussten. (1975, S. 37-68). Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Freud, S. (1926). Ansprache an die Mitglieder des Vereins B'nai B'rith. Gesammelte Werke, 17, 51-53. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.

- Gates, H.L. (1992). Loose Canons: Notes on the Culture Wars. New York: Oxford University Press.
- Goldschmidt, H.L. (1948). Philosophie als Dialogik. Affoltern a.A.: Aehren Verlag.
- Goldschmidt, H.L. (1965). Das Vermächtnis des deutschen Judentums. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Goldschmidt, H.L. (1976). Freiheit für den Widerspruch. Schaffhausen: Novalis.
- Gross, R.; Lezzi, E. & Richter, M.R. (1999). „Eine Welt, die ihre Wirklichkeit verloren hatte...“ Jüdische Überlebende des Holocaust in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag.
- Grünberg, K. (1987). Folgen nationalsozialistischer Verfolgung bei jüdischen Nachkommen Überlebender in der Bundesrepublik Deutschland. Psyche, 41, 492-507.
- Habermas, J., Heinrich, D. & Taubes, J. (1974). Schizophrenie und Familie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Harmat, P. (1984). Identitätskonflikte beim Diaspora-Judentum. Dynamische Psychiatrie, 17, 17-31.
- Haesler, L. (1992). Modes of Transgenerational Transmission of the Trauma of Nazi Persecution and their Appearance in Treatment. Journal Social Work Policy in Israel, 5-6, 51-60.
- Häsler, A.A. (1997). Wahrheit verjährt nicht: eine Orientierung in schwieriger Zeit. Frauenfeld: Huber.
- Hausser, K. (1983). Identitätsentwicklung. New York: Harper & Row.
- Herzka, H.S.; von Schumacher, A. & Tyrangiel, S. (1989). Die Kinder der Verfolgten: die Nachkommen der Naziopfer und Flüchtlingskinder heute. Göttingen: Verlag für Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.
- Herzka, H.S. (1994). Dialogik als Praxis. Ein Arbeitsbericht. In W. Goetschel (Hrsg.), Perspektiven der Dialogik (S. 125-143). Wien: Passagen Verlag.
- Herzka, H.S., Reukauf, W. & Wintsch, H. (1999). Dialogik in Psychologie und Medizin. Basel: Schwabe und Co. AG.
- Herzka, H.S. (2000). Die Dialogik – Identität und Therapie im globalen Zeitalter. In L. Riedel (Hrsg.), Dem Wesentlichen auf der Spur. Riehen: Perspectiva Media Verlag.
- Jung, C.G. (1935). Über Grundlagen der analytischen Psychologie. Die Tavistock Lectures 1935. Studienausgabe (1971). Olten: Walter.
- Kaufman, G. & Raphael, L. (1987). Shame: A perspective on jewish identity. Journal of Psychology and Judaism, 11 (1), 30-41.

- Kestenberg, J.S. (1972). Psychoanalytic Contributions to the Problems of Children of Survivors from Nazi Persecution. Israel Annals Psychiatry and Related Sciences, 10, 311-325.
- Kestenberg, J.S. (1980). Psychoanalysis of Children of Survivors from the Holocaust: Case Presentations and Assessment. Journal American Psychoanalytic Association, 28 (4), 775-804.
- Kestenberg, J.S. (1989). Transposition revisited. Clinical therapeutic and developmental considerations. In P. Markus and A. Rosenberg (Eds.), Healing their wounds: Psychotherapy with Holocaust survivors and their families. (p. 67-82). New York: Praeger Publishers.
- Kestenberg, J.S. & Fogelman, E. (1994). Children during the Nazi reign: psychological perspective on the interview process. Westport, Connecticut: Praeger Publishers.
- Kestenberg, J. S. & Brenner I. (1996). The last witness: the child survivor of the Holocaust. Washington DC: American Psychiatric Press.
- Kestenberg, J.S. & Kahn, Ch. (1998). Children surviving persecution: an international study of trauma and healing. Westport, Connecticut: Praeger Publishers.
- Kogan, I. (1990). Kinder von Holocaust-Überlebenden – vermittelte und reale Traumen. Psyche 44, 533-544.
- Koller, G. (1996). Entscheidungen über Leben und Tod – Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges. Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Studien und Quellen, 22, 94.
- Krappmann, L. (1978). Soziologische Dimensionen der Identität (Erstausgabe 1969). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lamneck, S. (1989). Qualitative Sozialforschung. (Bd. 1 und 2). München: Psychologie Verlags Union.
- Lax, R. & Kramer-Richards, A. (1981). Observation on the formation of jewish identity in adolescents. Israel Journal of Psychiatry, 18, 299-310.
- Lévinas, E. (1976). Pièces d'Identité. In ders., Difficile Liberté. Essais sur le Judaïsme (p. 78-82). Paris.
- Levine, H.B. (1982). Toward a psychoanalytic understanding of children of survivors of the Holocaust. Psychoanalytic Quarterly, 51 (1), 70-92.
- Loewy, H. (1995). Thanks for the Memories. Reflections on the Holocaust Museum. In S. Stern (Ed.), Speaking out. Jewish Voices from United Germany (p. 232-242, 237). Carol Stream.
- Niederland, W.G. (1980). Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom - Seelenmord. Frankfurt a.M.: Suhrkamp-Verlag.
- Niederland, W.G. (1981). The survivor syndrome: Further observations and dimensions. J. Am. Psychoanal. Ass., 28, 413-425.

- Neher, A. (1995). Jüdische Identität. Einführung in den Judaismus (Orig. Paris 1977). Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Obermüller, K. & Feigel, S. (1998). Klara Obermüller im Gespräch mit Sigi Feigel: Schweizer auf Bewährung. Zürich: Chronos Verlag.
- Pally, C. (1997). Annäherungen an Identität. Beschreibung des Spannungsfeldes zwischen der Innenwelt und der Aussenwelt mit Hilfe des dialogischen Konzeptes. Dissertation der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich.
- Picard, J. (1994). Die Schweiz und die Juden 1933-1945. Zürich: Chronos Verlag.
- Rogers, K. (1976). Entwicklung der Persönlichkeit (Erstausgabe 1961). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rosenfeld-Prusak, K. (1992). Identitätsprobleme jüdischer Jugendlicher in Deutschland und ihre spezifischen Einflüsse auf den Verlauf der Adoleszenz. Dissertation an der Universität Freiburg/Brsg.
- Rosenthal, P.A. & Rosenthal, S. (1980). Holocaust Effect in the third generation: Child of another time. American Journal of Psychotherapy, 34, 169-191.
- Rosenzweig, F. (1988). Der Stern der Erlösung. Frankfurt: Suhrkamp-Verlag.
- Roth, P. (1975). Writing about Jews. In ders., Reading Myself and Others. New York: Farrar Straus and Giroux.
- Roth, P. (1993). Portnoys Beschwerden. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Sartre, J.-P. (1954). Réflexions sur la Question Juive. Paris: Gallimard
- Schneider, R. Ch. (1990). In der Haut der Eltern. Deutsche Vereinigung - Verlust der jüdischen Identität? Die Zeit, 50, 75f.
- Schruff, H. (2000). Wechselwirkungen: deutsch-jüdische Identität in erzählender Prosa der „Zweiten Generation“. Hildesheim; Zürich; New York: Georg Olms Verlag AG.
- Shaked, G. (1986). Die Macht der Identität. Essays über jüdische Schriftsteller (aus dem Engl. von Ulrike Berger...). Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag bei Athenäum.
- Shashar, M. (1994). Jeshajahu Leibowitz: Gespräche über Gott und die Welt. Frankfurt a.M.: Insel Verlag.
- Sibold, N. (2002).mit den Emigranten auf Gedeih und Verderb verbunden.“ Zürich: Pendo.
- Sigal, J. & Rakoff, V. (1971). Concentration camp survivor: A pilot study of effects on the Second Generation. Canadian Psychiatric Association Journal, 16, 393-97.
- Suchoff, D. (1994). Widersprüchliche Identität: Judentum und Postmoderne im Denken Hermann Levin Goldschmidts. In W. Goetschel. (Hrsg.), Perspektiven der Dialogik. Zürcher Kolloquium zum 80. Geburtstag von Hermann Levin Goldschmidt (S. 111-123). Wien: Passagen Verlag.

Tyrangiel, S. (1989). Emigrantenkinder – die zweite Generation. In H. S. Herzka u.a., Die Kinder der Verfolgten. Die Nachkommen der Naziopfer und Flüchtlingskinder heute. Göttingen: Verlag für Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Trossman, B. (1968). Adolescent children of concentration camp survivors. Canadian Psychiatric Association Journal, 12, 121-123.

Unabhängige Expertenkommission Schweiz - Zweiter Weltkrieg (1999). Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus. Bern.

Wacker, J.-C. (1992). Humaner als Bern! Schweizer und Basler Asylpraxis gegenüber den jüdischen Flüchtlingen von 1933 bis 1943 im Vergleich. Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte, 14.

Wagner M. (1999). Die Gerechten der Schweiz. Tel Aviv: KTAV Pub.

Wassermann, J. (1929). Der Fall Maurizio. Berlin: Fischer Verlag.

Curriculum Vitae

1970 in Basel geboren.

Mutter stammt aus einer schweizerisch-französischen jüdischen Familie, Vater aus einer ungarischen Familie, welche die Shoah überlebte.

Nach dem Maturitätsabschluss Beginn des Studiums an der Universität Zürich, Hauptfach Psychologie, Nebenfächer Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters und Neuropsychologie. Während des Studiums einjähriges Studienjahr an der Universität Leeds (England).

Es folgt mehrjähriger Aufenthalt in Israel und im Jahre 1999 Abschluss des Studiums an der Universität Zürich mit dem Lizentiat der Philosophischen Fakultät. Die Lizentiatsarbeit mit dem Titel „Zur Identität jüdischer Kinder in der Schweiz: Gespräche mit Kindern im Schulalltag“ wurde bei Prof. Dr. med. H. St. Herzka eingereicht.

Seit dem Jahre 2000 lebt die Familie wieder in Basel. Neben der Tätigkeit als Mutter von zwei Kindern, Arbeit an der vorliegenden Dissertation bei Herrn Prof. Dr. H. S. Herzka, Abschluss der Doktorarbeit im April 2005.

Von August 2005 bis April 2006 Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Jüdische Studien der Universität Basel.

Seit August 2006 Gründung und Leitung der Firma „Lebende Geschichte“: Gestalten, schreiben, herausgeben und Dokumentation von Lebensgeschichten.

Neben der beruflichen Tätigkeit: Mitbegründerin und Co-Präsidentin des Vereins "MIGWAN" (Forum für progressives Judentum in Basel).